# W. H. RIEHL'S
# Geschichten u. Novellen,
## Gesamtausgabe.

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

# W. H. Riehls

# Geſchichten und Novellen.

Geſamtausgabe.

---

Sechster Band.

Inhalt: Am Feierabend.

Stuttgart 1900.
J. G. Cotta'ſche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H.

R5556g

# Am Feierabend.

Sechs neue Novellen.

Von

W. H. Riehl.

118077
12/9/11

Stuttgart 1900.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

An

# Herrn Kapellmeister * * *

— — — Sie behaupten, meine Novellen seien zu kurz, und versichern mir, daß viele meiner Leser diese Ansicht teilen: — wenn man sich eben recht warm einzuleben beginne in eine Riehlsche Geschichte, dann sei die Geschichte aus.

Ich glaube aber nicht, daß meine Novellen zu kurz sind, sondern daß Sie, verehrter Freund, und viele andere dieselben zu geschwind lesen. Man lese sie nur langsam, so werden sie schon länger, und wenn sie dann immer noch nicht lang genug sind, so lese man sie gleich zweimal, dann werden sie ganz gewiß lang genug.

Die alten Sonatenkomponisten schrieben bei jedem Satz einer Sonate die Wiederholung vor, weil sie kurz und gedrungen arbeiteten. Die Kürze gehörte zum Wesen einer Sonate. Als die langen Sonaten kamen,

war die Sonatenzeit vorbei. Heutzutage darf man keine kurzen Sonaten mehr schreiben: gottlob, daß wir noch kurze Novellen schreiben dürfen!

Ich habe meine Novellen allezeit sonatenhaft knapp und gedrungen gehalten; denn eine lange Novelle ist nicht, wie manche Leute meinen, ein Roman; sie ist nur eine mißgestaltete Novelle.

Es wäre in der That vortrefflich, wenn auch der Novellist Wiederholungszeichen setzen und Da Capo schreiben dürfte wie der Musiker. Eine Novelle, die man nicht zweimal lesen mag, verdient auch nicht, daß man sie einmal lese.

Uebrigens trägt jede Novelle doch wieder ihr besonderes Lesetempo in sich, und es scheint mir fast zweckmäßig, daß der Dichter die Tempi seiner Novellen vorzeichnete, wie der Komponist die Tempi seiner musikalischen Sätze. Für den vorliegenden Novellenband mache ich folgenden Versuch:

Das verlorene Paradies — Allegro con spirito.
Wanda Zaluska — Larghetto.
Seines Vaters Sohn — Allegro moderato e comodo.
Mein Recht — Grave.
Burg Neideck — Tempo di Menuetto.
Der alte Hund — Andante religioso.

Diese Ueberschriften sind nicht erst hinterdrein ersonnen; schon beim ersten Entwurf einer Novelle schwebt mir immer ein charakteristisches Tempo vor, wohl auch das Bild einer Tonart in Dur oder Moll. Bei der Gliederung der Kapitel verfahre ich architektonisch-musikalisch, als ob es Tonsätze wären, und baue den Gesamtplan am liebsten auf zwei thematische Motive, im doppelten Kontrapunkt, wie aufmerksame Leser schon längst entdeckt haben.

Doch zurück zum Tempo! Der Pulsschlag des Zeitmaßes deutet in der Musik wie anderswo zugleich den Pulsschlag der Stimmung an, die das Werk durchdringt und beherrscht, und so erraten Sie denn aus jenen Ueberschriften nicht nur, ob Sie eine Novelle langsamer oder geschwinder lesen sollen, sondern auch, ob dieselbe Ihrer eigenen augenblicklichen Stimmung sympatisch sein dürfte oder nicht.

Es wechselt in dem Buche Scherz und Ernst, lichter und dunkler Farbenton, und es wäre schlimm, wenn sechs Novellen nicht auf sehr verschiedenen Grundakkorden der Stimmung ruhten; trotzdem strebte ich, daß allen eines gemein sei: die Stimmung des heiteren Behagens, der tiefinneren Versöhnung, des reinen, klaren Abendfriedens.

In diesem Sinne nannte ich das Buch: „Am Feierabend“. Nicht weil ich als Novellist nunmehr Feierabend hätte machen wollen, „Schicht machen“, wie die Bergleute sagen, — auch nicht, weil ich die sechs Geschichten so nebenher am Feierabend geschrieben hätte, wann ich eben nichts Gescheiteres zu thun gewußt, sondern weil der Friede des Feierabends in meiner Seele einzog, so oft ich die Feder zu diesen kleinen Gebilden ansetzte, und weil ich den Feierabend auch in die Seele meiner Leser tragen möchte. —

München, am Sylvesterabend 1880.

W. H. Riehl.

# Inhalt.


| | Seite |
|---|---|
| Das verlorene Paradies | 1 |
| Wanda Zaluska | 69 |
| Seines Vaters Sohn | 101 |
| Mein Recht | 175 |
| Burg Neideck | 225 |
| Der alte Hund | 285 |

# Das verlorene Paradies.

1879.

## Erstes Kapitel.

Der Professor führte immer dreierlei Visitenkarten in seiner Brieftasche. Die feinste Sorte zeigte, elegant gestochen, die Schrift: „Dr. Alcuin Walter, o. ö. Professor der klassischen Philologie an der Universität ***, korrespondierendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu — ꝛc. ꝛc.“

Diese stolze Karte pflegte er abzugeben, wenn er recht demütig und bescheiden gesinnt war und sich sagte: ich bin ein unbekannter Mann, die Leute wissen nicht, wer vor sie treten wird, außer sie haben meine sämtlichen Titel gestochen gelesen.

Die zweite bescheidenere Sorte war gedruckt und trug bloß die Aufschrift: „Dr. Alcuin Walter.“ Er benützte sie, wenn er sich mit einigem Selbstgefühl als den bekannten Gelehrten einzuführen hoffte, dessen Namen die gebildete Welt wenigstens kennt, obgleich sie seine Schriften noch nicht gelesen hat.

Erwartete er aber, daß der Empfänger ihn als berühmten Mann oder als Freund begrüßen werde, setzte er Verehrung für seine Person und seine Werke voraus, dann überreichte er mit berechtigtem Stolze die dritte, schlichteste Karte. Eigenhändig, mit groß

und kühn ausgreifendem Federzuge hatte er den bloßen Namen ohne Doktor auf die Karte mehr geblitzt als geschrieben. Sie konnte vom Empfänger zugleich für seine Autographensammlung aufgehoben werden.

Der richtige Universitätsprofessor ist der Weltmann unter den Gelehrten; warum soll er sich nicht auch mit seinen Visitenkarten weltmännisch einrichten?

Unser Freund stand eben vor dem Pförtnerhäuschen des reizenden Parks, der die „Villa Bechen" bei Trier umschließt, und besann sich einen Augenblick, nach welcher Karte er greifen solle. Rasch entschieden nahm er die dritte, gab sie dem Pförtner und sprach sehr fest: „Die gnädige Frau wird mich erwarten."

Etwas überrascht maß der Pförtner den völlig Unbekannten und entfernte sich dann, ihn anzumelden.

Besuche kamen nämlich in dieser Villa gar nicht vor. Frau von Bechen, eine norddeutsche Dame, hatte vor mehreren Jahren das reizende Besitztum gekauft, welches nun ihren Namen führte; aber sie war und blieb eine Fremde, sie verkehrte mit niemand in dem so geselligen und gastfreien Trier. Man wußte nur, daß sie von ihrem Manne getrennt und fabelhaft reich sei, dazu schön, geistvoll, gebildet, liebenswürdig, vierunddreißig Jahre alt, kinderlos und so gesund, daß sie nicht einmal eine interessante Migräne hatte. Trotzdem hatte sie den berühmtesten Arzt der Stadt als Hausarzt angenommen, der dann alle vierzehn Tage in der verzauberten Villa erschien, um eine Patientin zu behandeln, welcher nichts fehlte. „Andere

Leute", so pflegte der würdige Geheime Sanitätsrat zu sagen, „konsultieren mich über ihre Krankheiten, Frau von Bechen konsultiert mich über ihre Gesundheit, und das ist alleweil die angenehmste Praxis."

Uebrigens gehört ein Hausarzt in jedes vornehme Haus, und Frau von Bechen war sehr vornehm.

Der Geheimerat brachte die einzige Kunde von der rätselhaften Frau in die Stadt, und so charakterisierte er denn auch, ein ebenso scharfer Beobachter der Seele wie des Leibes, ihr aristokratisches Wesen unter Freunden folgendermaßen:

„Es gibt plumpe und feine Aristokraten. Die plumpen wollen herrschen, imponieren, sie fordern Huldigung, Bevorzugung, sie wollen als ganz besondere Menschen beneidet und schüchtern von unten angeblickt werden. Das sind die männlicheren Naturen, gleichviel ob sonst Mann oder Frau. Der feine Aristokrat, mehr weiblichen Wesens, begehrt dies alles nicht. Er will nur unabhängig, er will sein eigener Herr sein, unberührt von allem fremdartig Aufdringlichen, Unfeinen, Gemeinen. Imperare — schreibt der eine über sein Wappenschild, Noli me tangere — der andere. Wird der plumpe Aristokrat verrückt, dann verfällt er dem Größenwahn, wird es der feine, dann verfällt er dem Einsamkeits- und Reinlichkeitswahnsinn. Eine Aristokratin dieser zweiten Klasse ist Frau von Bechen. Verhüte Gott, daß ich die treffliche Frau für verrückt erklärte; aber wenn ihrem Gemüte ja einmal Gefahr drohen sollte, so wäre es doch von dieser Seite."

So sprach der Arzt und that sein Möglichstes,

dieser Gefahr vorzubauen, indem er bei seinen Besuchen die kleine Chronik der Trierer Gesellschaft höchst artig und verlockend berichtete, damit die einsame Dame doch auch einmal Lust bekomme, diesen interessanten Verhältnissen und Personen nahe zu treten. Allein Frau von Bechen hörte mit dem einen Ohre halb zu und mit dem anderen gar nicht und blieb gegen die ganze Welt im allgemeinen und die Triersche im besonderen so gleichgültig wie zuvor.

Als jedoch der Arzt unlängst nebenbei eines fremden, jungen Professors, des bekannten Alcuin Walter gedachte, der durch sein heiter anregendes Wesen die gelehrten Häupter der Stadt entzücke, da horchte Frau von Bechen auf, als wecke sie der Name aus einem Traum, und fragte den Erzähler, ob er Herrn Walter kenne, und der Doktor, höchst erstaunt, fragte ebenso rasch, ob die gnädige Frau ihn denn kenne? Und sie wollte geschwind wissen, was den jungen Mann nach Trier geführt und ob er schon länger hier sei und bleiben werde? Und kaum hatte der Gefragte Zeit zu antworten, daß Walter auf einer Ferienreise in Trier seit mehreren Wochen Rast gemacht habe, weil ihm Stadt und Leute so überaus gefielen, so fragte sie auch schon nach der Adresse des Professors; denn sie wolle ihn bitten, daß er sie besuche, sie wolle ihn kennen lernen —

„Also kennen Sie ihn noch gar nicht?“ fiel der Doktor ein.

„Persönlich nicht.“

„Erstaunlich!“ rief jener.

„Aber was ist es denn Erstaunliches," fragte die Dame, anmutig aufgeregt, „wenn ich einen berühmten Gelehrten kennen lernen will, der das ganze gelehrte Trier entzückt?"

„In der That, das ist nichts Erstaunliches, — und ich erstaune nur über mich selbst, gnädige Frau, weil ich Sie zu kennen glaubte und plötzlich einsehe, daß auch ich Sie erst kennen lernen muß."

Noch am selben Tage erhielt Professor Walter ein Billet folgenden Inhalts: „Es würde mich freuen, Sie in nächster Zeit auf meiner Villa zu sehen. Meine Empfangstunde ist nachmittags fünf Uhr. Ada von Bechen."

Der Professor, welcher sich nur dunkler Reden entsann, die seine Trierer Freunde über die unnahbare Dame hatten fallen lassen, und der außerdem in seinem Leben nichts von einer Frau von Bechen gehört, dachte bei sich: „Die vornehmen Leute haben doch ein unschätzbares Privileg: je resoluter sie ohne Umstände thun und sagen, was sie wollen, für desto vornehmer gelten sie. Nicht einmal drei entschuldigende Worte über den Raub an meiner kostbaren Zeit, keine Zeile, weshab sie mich zu sehen wünscht; — ich soll nur einfach kommen! Und ich werde kommen."

So war also Professor Walter schon am nächsten Tage Punkt fünf Uhr vor dem Pförtnerhäuschen der Villa erschienen, und wir begreifen nun auch, weshalb er die bescheidenste und stolzeste, die geschriebene Visitenkarte abgab. Denn wenn Frau von Bechen ihn einzig

und allein von allen Menschen sehen wollte, so mußte sie auch wissen, was er ohne Titel wert sei.

---

## Zweites Kapitel.

Eine Frau, die wahrhaft schön ist, ohne daß sie daran denkt, duldet eine schöne Gesellschafterin neben sich; nur wer schön sein möchte, sucht die Folie des Unbedeutenden und Häßlichen.

Dieser Gedanke fuhr wie ein Blitz durch die Seele des Professors, als ihn Frau von Bechen begrüßte, denn er hatte eine schöne Frau zu sehen erwartet und sah nun zwei auf einmal, die Herrin und ihre Gesellschaftsdame Miß Morlan.

Allein Miß Morlan blieb eine stumme Person; sie sprach nur englisch. Und fast wäre Frau von Bechen an den ersten Worten des Empfangs gleichfalls eine stumme Person geworden, da sie beim Anblick des Fremden augenscheinlich mehr von Ideen erfaßt wurde, die sie nicht aussprach, als von solchen, die sie hatte aussprechen wollen.

Doch sammelte sie sich rasch und entschuldigte sich, daß sie es gewagt habe, Herrn Walter auf eine Stunde seinen Studien und seinen Freunden zu entziehen. Allein sie hoffe ihn einigermaßen zu entschädigen durch den Anblick des antiken Mosaikbodens, der hier auf der Villa gefunden worden sei, und der ihn ohne Zweifel interessieren werde.

„Eines Mosaikbodens?“ fragte der Professor mit der Miene vollkommenster Unwissenheit.

„Meines Mosaikbodens,“ wiederholte Frau von Bechen, „ich habe das volle Eigentumsrecht dieses seltenen Fundes erworben. Und Sie haben noch nichts von dieser Mosaik gehört?“

Der Professor blieb stumm und schüttelte nur ein wenig mit dem Kopfe. Als ehrlicher Mann wollte er nämlich nicht geradeaus mit Worten lügen, aber mit Schweigen darf man's schon eher, namentlich wenn man eine schöne Dame ein klein wenig ärgern will. Und das wollte er. Denn er hatte genug von der merkwürdigen Mosaik vernommen, aber auch, daß die Besitzerin den kostbaren Fund vor den Augen aller Altertumsfreunde verschlossen und dadurch das ganze gelehrte Trier verstimmt und das ganze neugierige Trier entrüstet hatte.

Jetzt war auch sie merkbar verstimmt über seine Gleichgültigkeit und Unwissenheit. Ach, das war so echt weiblich, oder richtiger so echt menschlich. Erst ärgerte sie's, daß alle Welt sich um ihren Schatz kümmere, und nun ärgerte sie sich, daß der erste Mensch, den sie darauf ansprach, sich noch gar nicht um ihren Schatz gekümmert habe. Professor Walter aber verharrte im Schweigen, um sich noch eine Weile an ihrer reizenden Schwäche zu weiden. Und das war wieder so echt menschlich! Anfangs fand er die Dame sehr liebenswürdig, weil sie ihm wie ein ganz vollkommenes Wesen erschien, und jetzt dünkte sie ihm noch viel liebenswürdiger, weil sie eine kleine Schwäche zeigte.

Nach kurzer Pause nahm Frau von Bechen wieder das Wort: „Ich bin gespannt auf die Deutung, welche Sie dem Bildwerk meiner Mosaik geben werden, vorab aber möchte ich über das Alter und den Kunstwert derselben durch den Ausspruch eines so gewiegten und berühmten Kunstarchäologen belehrt sein.“

Nun war die Reihe der beschämten Verwunderung an dem Professor. Die schöne Frau hielt ihn für einen Archäologen! Also hätte er wohl die gestochene Karte mit dem vollen Titel und nicht die titellos geschriebene abgeben sollen. Er hatte sich ebenso irrtümlich eingebildet, daß Frau von Bechen seine Schriften kenne, wie sie, daß er von ihrer Mosaik gehört habe.

„Ich bin Philolog,“ erwiderte er, freundlich belehrend. „Kunstarchäolog bin ich leider nicht, — leider, in diesem Falle; denn sonst pflege ich zu sagen: Gottlob!“

„Und ich glaubte, beides sei ein und dasselbe!“ sagte sie lächelnd.

„Reizende Unwissenheit!“ dachte der Gelehrte, „reizender noch als ihr Lächeln,“ und fand sie wieder um ein Stück liebenswürdiger.

„Aber ist es denn ein Unglück, Archäolog zu sein, da Sie — gottlob! — keiner zu sein behaupten?“

„Ein Unglück in der That! Die Kunstarchäologie ist eine überaus notwendige Wissenschaft, wir Philologen können ihrer Hilfsarbeit nicht entbehren, wir schätzen die Archäologen als Brüder, aber wir bedauern sie zugleich. Der Archäolog übt die Kunst, da etwas zu sehen, wo andere Leute nichts sehen,

und etwas zu finden, wo nichts ist. Er erbaut sich eine Welt auf Trümmern und auf Luft. Den meisten antiken Marmorbildern fehlt Hand und Fuß, nicht wenigen auch Arm und Bein, sehr vielen der Kopf, allen aber die Nase. So sind diese höchsten Kunstwerke selber das wahre Symbol der Kunstarchäologie, die überdies noch viel zu jung ist, zu gärend, zu unreif, um ihre Jünger beglücken zu können. Wir Philologen dagegen stehen auf altgefestetem Boden. Die griechische Sprache ist ein schönes, gerundetes Ganze, das harmonischste Ganze in dieser unharmonischen Welt. Beklagen gleich auch wir viele Lücken und Trümmer der Litteratur, so ist uns doch des Besten genug erhalten, und etwas Sehnsucht nach dem Verlorenen gehört überall zum vollen Glück. Die Gesetze der Grammatik sind unantastbar, wie die Gesetze der Logik und Mathematik, und diese Gewißheit gibt ein beseligendes Gefühl in all den Wirbeln und Strudeln unseres Dichtens und Trachtens. Die Archäologen fangen erst an, wir Philologen aber sind beinahe fertig; denn die griechische Sprache und Litteratur liegt fertig vor, und man kann doch nicht immer wieder von vorn anfangen mit Textkritik und Exegese und Grammatik einer toten Sprache. Aber in diesem Tode waltet zugleich das ewige Leben, in diesem Altertume blüht die ewige Jugend. Ein jeder Mensch muß einen Glauben haben, und wir glauben an die unantastbare Vollendung der griechischen Sprache als der edelsten aller Sprachen, an die nie zu erreichende Meisterschaft der griechischen Poesie als der höchst klas-

sischen, ewig mustergültigen. Der Geschmack wechselt, die Wissenschaft schreitet rastlos fort. Gerade deshalb bedürfen wir eines festen Punktes, von dem alle Wissenschaft ausgeht, und auf den sie immer wieder zurückgreift, — das sind die klassischen Sprachen, — und einer Kunst, die über allem Wechsel des Geschmackes steht, und diese finde ich in Homer und Sophokles. Aber nicht bloß der Gelehrte, auch der Mensch findet Befriedigung und Glück in der Weihe des attischen Geistes. Die Jugend sehnt sich nach einem Paradiese der Zukunft; sind wir aber einmal über die Mittagsstunde des Lebens hinausgeschritten, dann sehnen wir uns wieder zurück nach einem verlorenen Paradiese, nach dem Paradies der Jugend. Das gilt vom Leben des Einzelnen, das gilt vom Leben der Völker. Und das verlorene Paradies der modernen Kulturvölker ist das klassische Altertum, das herrliche Jünglingsalter der Menschheit — —"

Der Professor unterbrach sich; er merkte, daß er allein spreche, daß er docere, und es ist geschmacklos, in Gesellschaft zu docieren, vorab bei schönen Frauen.

Frau von Bechen hatte während der ganzen Rede vor sich hin auf den Tisch geblickt, wo seine Visitenkarte lag. Hatte sie zugehört? hatte sie ihn verstanden?

Als er schwieg, sah sie ihn mit großen Augen an, nahm die Karte und sprach: „Ihr Namenszug gleicht der Handschrift Ihres seligen Bruders Hugo zum Verwechseln. Es ist die Waltersche Familienhand. Ihr Bruder sagte mir, daß er seine Schriftzüge trotz

aller Gegenbemühungen des Schreiblehrers der derben altmodischen Feder seines Vaters nachgebildet, so widerstandslos habe der gestrenge alte Herr überall sein Haus beherrscht und bestimmt."

„Sie kannten meinen Bruder?"

„Ich kannte ihn nicht bloß: er war mein bester Freund und ich bin ihm zu unauslöschlichem Danke verpflichtet. Als darum mein Arzt gestern Ihren Namen nannte, als ich erfuhr, daß Sie in Trier weilten, beschloß ich sofort, Sie zu sehen, ich lud Sie ein, obgleich ich sonst jeden Besuch ablehne, weil ich in meinem köstlichsten Besitz, in meiner Einsamkeit, nicht gestört sein will."

Nun ging dem Professor ein Licht auf über das Entgegenkommen der unnahbaren Dame, und er verzieh ihr, daß sie von seinem philologischen Ruhme offenbar gar nichts wußte.

Sie fuhr fort: „So sehr Ihre Schrift der brüderlichen gleicht, finde ich doch in Gesicht und Gestalt nur geringe Aehnlichkeit."

„Auch andere bemerken das Gleiche," entgegnete jener. „Hugo schlug in die väterliche Art; ich dagegen in die mütterliche."

„Aber mehr noch als Ihre Handschrift gemahnen mich die Gedanken, welche Sie vorhin so beredt entwickelten, an Ihren verstorbenen Bruder. Und doch ist auch da wieder ein großer Unterschied. Genau wie Sie von Ihren griechischen Büchern, sprach er, der Pastor, von seiner Bibel, und tröstete sich und uns damit, daß uns hier in allem Wandel des Wissens

und Lebens ein unwandelbar und ewig Festes gegeben sei. Doch hat Ihnen der Bruder niemals von seinem Verkehr mit meiner Familie, von seinen Besuchen auf Schloß Laubenstein erzählt?"

„Ich habe Hugo leider nur wenig gekannt. Fünfzehn Jahre älter als ich, verließ er das Elternhaus und bezog die Universität, da ich erst drei Jahre zählte; dann kam er rasch ins Amt auf weit entlegene Ortschaften und starb als Pastor zu Schönau, als ich eben in Leipzig studierte."

„Meine väterlichen Güter," bemerkte Frau von Bechen, „liegen bei Schönau, und Schloß Laubenstein gehörte zu seiner Pfarrei. Es sind nun zehn Jahre seit Ihres Bruders Tod — — doch, warum rede ich von diesen Dingen! Ich wollte Ihnen ja den antiken Mosaikboden zeigen."

Sie erhob sich und schwieg, als scheue sie vor Erinnerungen zurück, zu denen sie sich doch sichtbar hingezogen fühlte.

Der Professor bat sie, fortzufahren, und sie setzte sich zögernd nieder und sprach leise vor sich hin: „Sei es denn! Es ist eine kurze und traurige Geschichte. In meinen letzten Mädchenjahren wohnte ich mit meinem Vater und Bruder auf Laubenstein. Meine Mutter war schon lange tot, mein Bruder der einzige männliche Sproß unseres Hauses, ein reich begabter Jüngling, der Stolz und die Hoffnung des alternden Vaters. Da geschah es eines Tages, es war am Hubertustage 1863, daß mein Vater und Bruder zur Teilnahme an einem großen Treibjagen auszogen,

und am Abend kam der verzweifelnde Vater mit der Leiche des Sohnes wieder heim. Eine verirrte Kugel hatte Karl getötet; man konnte nicht feststellen, von welchem Schützen sie gekommen, allein mein Vater behauptete, er selbst sei der unselige Schütze gewesen, und während sämtliche Jagdgenossen erhärteten, daß der arme Karl durch seine eigene Unvorsichtigkeit plötzlich in die Schußlinie geraten, war mein Vater nicht von dem Glauben abzubringen, daß er vielmehr den eigenen Sohn erschossen habe. Er verfiel in Tiefsinn und kränkelte und hat sich nie wieder erholt. Ach, das war eine entsetzliche Zeit! und wir wären vergangen vor Jammer, wenn Ihr Bruder nicht die einzige Stütze meines unglücklichen Vaters gewesen wäre. Er besuchte ihn fast täglich, nicht um ihn mit Trostgründen zu beruhigen, die doch nur vielmehr das Trostlose unseres Jammers immer neu hätten erscheinen lassen, sondern um seinen brütend sich zermarternden Geist auf andere Dinge abzulenken. Ihr Bruder war kein Pietist, aber man nannte ihn einen Mystiker, weil ihm die religiöse Erkenntnis nicht ein Vorschreiten von Licht zu Licht, sondern von Geheimnis zu Geheimnis war, und ihr letztes Ziel nicht die Fülle des Besitzes, sondern die Kraft der Entsagung. Und denken Sie! — Ihr Bruder erleichterte meines Vaters Leiden, indem er denselben Ton anschlug, den Sie vorhin angeschlagen, nur in weit volleren Accorden: — er erzählte ihm vom verlorenen Paradies! Er sprach von dem seligen Frieden, der anfangs zwischen dem Menschen und der übrigen Welt gewaltet, von der ur-

sprünglichen Reinheit und dem angeborenen Adel unserer Natur, er flocht die ältesten Sagen der Völker, die davon reden und träumen, mit der Hand des Dichters zum wunderschönen Kranze, die Sagen vom Paradies, dessen Ort und Zeit man überall sucht und nirgends findet, weil es niemals außer uns gewesen ist, sondern immer — verschleiert und unerkannt — in uns selber. Dann lasen wir gemeinsam Miltons ‚Verlorenes Paradies', und über den kühnen Bildern und den scharfen Gedanken, die so mächtig aus der dämmernden, ungestalten Sagenwelt des Poeten aufblitzen, vergaß mein Vater stundenlang seine Seelenmarter. Als wir aber mit dem verlorenen Paradiese des großen Britten zu Ende gekommen waren, fuhr Ihr Bruder nicht fort, nun auch das wiedergewonnene Paradies vorzulesen, denn er behauptete, hier sei die Kraft des Dichters erlahmt, wie ja überhaupt der zauberhafte Mondstrahl jeglicher Poesie nur in der Dämmerung leuchte. Und so meinte er, es gebe nur ein echtes und unvergängliches Buch vom wiedergewonnenen Paradiese, welches eben darum kein Gedicht sei — das Evangelium. Mit der ganzen Gewalt seines dichterischen Geistes zeichnete er uns dann die reine Lichtgestalt Christi in dessen eigenen Worten, daß wir gleichsam mit Augen den Sonnenschein des Paradieses sahen, wie er während der kurzen Jahre, die der Herr auf Erden wandelte, diese dunkle Welt bestrahlt hat. Aber dieses wiedergewonnene Paradies — so meinte Ihr seliger Bruder — gehe uns auch täglich wieder verloren, und wir müßten es fort und fort wieder zu

gewinnen trachten, denn Gott schenke uns gar nichts, nicht einmal den Traum eines Paradieses; und so möge der Mensch immerhin mit den Tieren den Kampf ums Dasein kämpfen, aber für sich allein kämpfe er den Kampf um das verlorene Paradies — — — das waren die einzigen Gedanken, welche die Nacht des Trübsinns meines Vaters zeitweilig zu erhellen vermochten, und so wurde ihm zuletzt auch der Todeskampf leicht, weil er im Rückschauen auf das verlorene und wiedergewonnene Paradies hinüberschlummerte."

Mit halblauter Stimme, den Blick zu Boden gesenkt, hatte Frau von Bechen das alles so vor sich hin gesprochen. Sie fuhr plötzlich empor wie aus einem Traum erwachend und sagte lächelnd, den Gast hell anblickend: „War es nicht ein seltsames Zusammentreffen, daß das erste Wort, welches Sie an mich richteten, gleichfalls dem verlorenen Paradiese galt? Und daran war die Archäologie schuld und mein Mosaikboden. Und diese Mosaik will ich Ihnen jetzt zeigen."

---

## Drittes Kapitel.

Der Weg zu dem Fundorte des alten Kunstwerkes führte fast durch den ganzen Park.

Alcuin Walter ging schweigend neben der Dame, die gleichfalls kein Wort redete. Wenn man sich recht tief ausgesprochen hat, dann muß man sich eine Weile

ausschweigen. Allein obgleich der Professor so ganz in Gedanken dahinging, bemerkte er doch nebenbei, wie sorgsam und geschmackvoll der ganze Garten gepflegt war. Nirgends eine leere oder verwilderte Stelle; kein welkes Blatt, das die reinen Pfade verunziert hätte, jede Pflanzengruppe am rechten Ort, kein Vordrängen, Ueberwuchern, und doch auch kein steifer Zwang: — das anmutige maßvolle Wesen der feinsinnigen Besitzerin schien sich hier auch der Natur mitgeteilt zu haben.

Desto schneidender war der Kontrast, als sie am Ende des Parks anlangten. Mitten im Gebüsch erhob sich ein roher Bretterzaun. Die Thüre war verschlossen und konnte vom Gärtner nur mit großer Mühe geöffnet werden; denn das Schloß fand sich ganz verrostet.

Der Innenraum zeigte einen verlassenen Bauplatz; es lagen noch Bausteine gehäuft, zwischen denen bereits Gras wucherte, und die ausgeworfenen Erdhaufen überspann garstiges Unkraut. In der Mitte stand eine große Bretterhütte — zum Schutze des antiken Mosaikbodens.

„Ich muß mich entschuldigen über diese Verwahrlosung," sprach sie zu dem erstaunten Professor; — „ich will Ihnen die kurze Geschichte meiner Mosaik erzählen, das wird meine Entschuldigung sein. Voriges Jahr wollte ich hier ein Häuschen bauen lassen, eine Einsiedelei für meine stillsten Stunden. Beim Ausgraben des Fundaments stießen die Arbeiter auf altes Mauerwerk, und bei weiterem Nachforschen fand sich

der trefflich erhaltene Mosaikboden. Ich ließ den Bau sofort einstellen, um die Mosaik nicht zu zerstören, und sie liegt noch in der Erde, wo sie lag. Oder richtiger, dieser Fund war mir ein angenehmer Vorwand, den ganzen Bau aufzugeben. Ach, das war ein Staub und Schmutz, ein ewiges Kommen und Gehen der Maurer, ein rohes Reden und Schreien. Und alles Unfertige, Unreinliche, alles Tumultuarische ist mir so qualvoll! Als aber die Maurer fortblieben, wollten die Gelehrten eindringen, und ich glaube, die würden mir zuletzt noch mehr Tumult gemacht haben als die Maurer. Ich erwarb das volle Eigentum des unterirdischen Fundes, ich ließ ihn bedecken und den Platz absperren, um meine Ruhe zu haben. Ich meide diese Stätte der Unordnung: wäre ich nicht so überaus ordentlich, so würde es hier ordentlicher aussehen. Und wären Sie nicht Ihres Bruders Bruder, und hätte ich Sie nicht für einen Archäologen gehalten, dem ich Artigkeit mit Artigkeit lohnen wollte, so würden auch Sie niemals diese Wüstenei gesehen haben."

Der Professor trat unter das Schutzdach und stieg hinab in die Grube, wo nun die Mosaik, schlecht genug beleuchtet, vor ihm lag. Ein kunstreicher Doppelrahmen, außen mit Mäandern, innen mit Palmetten geschmückt, umschloß die Bildfläche, welche einen Meergott darstellte, auf einer Muschel blasend. Ein anderes, nur fragmentarisches Quadrat zeigte zwei menschliche Figuren, die im Zwielichte nicht genau zu erkennen waren.

Obgleich Professor Walter das selbstvergessene

Sichversenken ins klassische Altertum eben erst als das höchste Glück gepriesen, so blickte er doch jetzt, wo ihm die Antike leibhaftig gegenüberstand, nur mit sehr zerstreutem Auge auf dieses Fragment seines verlorenen Paradieses. Seine Gedanken waren vielmehr bei der schönen Begleiterin, und die Rätsel ihrer Seele schienen ihm zur Zeit lockender, als alle Bilderrätsel der alten Welt.

„Was ist nun Ihr Urteil?“ fragte Frau von Bechen endlich, nachdem sie lange genug auf ein Wort aus dem Munde des Gelehrten gewartet hatte.

„Mein Urteil? worüber?“ fragte dieser seinerseits verwirrt.

„Nun, ich denke über den Mosaikboden, der da vor uns liegt.“

„Verzeihung, gnädige Frau, wenn ich diesen alten Boden bis jetzt noch sehr unaufmerksam betrachtet habe; — es ist ohne Zweifel ein merkwürdiger Fund; — Sie würdigten mich vorhin Ihres Vertrauens, — Sie erzählten mir einiges aus Ihrem Leben, — so viel und so wenig, daß ich in wärmster Teilnahme noch weit mehr zu erfahren wünschte, — ein merkwürdiger Fund! Diese Doppelmäander schlingen sich so anmutig ineinander, ein Sinnbild des ohne Anfang und Ende in geheimnisvoller Verflechtung dahinschwebenden Seins und Werdens, und dieser Meergott — —“

Er hielt inne, das Bild genauer untersuchend und offenbar jetzt plötzlich ganz von diesem Gegenstande gepackt. Seine Augen glänzten mit einemmal be-

geistert, und er rief mit erschreckendem Ungestüm: „Wunderbar! herrlich! welch ein Glück!“

Frau von Bechen sah ihn erstaunt an; sie wußte gar nicht, was plötzlich so Herrliches und Wunderbares aus dem alten Fußboden geworden sei, der dem Professor vor fünf Minuten noch kaum eines Blickes wert geschienen.

„Diese Mosaik,“ so fuhr er etwas ruhiger fort, „hat hohen kunstgeschichtlichen Wert, sie ergänzt eine schmerzlich empfundene Lücke, wofern mich mein Auge nicht trügt, mein Gedächtnis nicht täuscht und wofern die Hypothese richtig ist, die mir eben durch den Kopf fährt.“

Da der Professor wiederum schwieg, so nahm die Dame das Wort: „Sie sagten vorhin, der Archäolog übe die Kunst, da etwas zu finden, wo nichts ist, und etwas zu sehen, wo andere Leute nichts sehen. Ich gehöre zu den anderen Leuten, und Sie selbst sind, wie mir scheint, mit einemmal Archäolog geworden!“

„Nein! ich gehöre auch zu den anderen Leuten, und eben darum halte ich noch zurück mit meiner Hypothese. Aber die Archäologie ist eine ansteckende Krankheit. Es lockt mich mit dämonischer Gewalt, den Text dieser Steine zu entziffern. Sagte ich nicht, die Archäologie hat etwas ewig Beunruhigendes? Sie reizt und befriedigt nicht, und seit Sie mich zum Archäologen gemacht, hat auch mich diese Unruhe erfaßt. Vielleicht täusche ich mich über den Wert Ihrer Mosaik; das einzig Gewisse in der Welt bleibt zuletzt doch immer — ein Buch; hat das nicht mein Bruder

auch so gesagt? — ich meine freilich zunächst ein Quellenbuch oder ein Gesetzbuch der Kritik. Ich muß Bücher nachschlagen, um meiner Vermutung gewiß zu werden, und das kann ich nur morgen früh auf der Trierer Stadtbibliothek. Gestatten Sie mir darum, abzubrechen — an der Pforte des Quellenstudiums."

Frau von Bechen gestattete dies gern, bat aber den Professor, morgen nachmittag wieder zu kommen und ihr vom Ergebnis seiner Studien zu berichten. Er hatte diese Bitte im voraus gewünscht und versprach also auch sehr gerne, sie zu erfüllen.

So schieden sie.

Beim Nachhausegehen sprangen die Gedanken des Gelehrten fortwährend herüber und hinüber von der alten Mosaik zu der jungen Frau und von der jungen Frau zur alten Mosaik. In der Besitzerin der unnahbaren Villa hatte er eine Sonderlingsnatur erwartet, die er leicht übersehen, an deren Launen er sich vielleicht belustigen könnte, und statt dessen fand er eine Frau von so sicherem Wesen, so feinem Takt, so reichem Gemüt, deren eigenartiger Charakter von Geheimnissen umhüllt war, die ihn ernst und tief bewegten und zur wärmsten Teilnahme zwangen. Und es dünkte ihm, als sei die Ergründung einer Menschenseele und eines Menschenschicksals fast noch dämonischer bestrickend wie die Probleme der Kunstarchäologie, jedenfalls aber mehr archäologisch aufregend, als philologisch beruhigend.

## Viertes Kapitel.

Am anderen Morgen konnte er kaum die Bibliothekstunde erwarten und trat voller Spannung in das Direktionszimmer der berühmten städtischen Bücherei.

Es war ein angenehm frischer Tag, ein Nachtgewitter hatte die gestrige Augusthitze erquickend abgekühlt. Aber in dem Zimmer brütete eine Glut, daß Walter an der Thüre zurückprallte: 23 Grad Reaumur — der Bibliothekar hatte eingeheizt! Der treffliche Mann hatte nämlich lange Zeit in Batavia gelebt, bevor er diesen Ruheposten fand, sein verlorenes Paradies lag unter den Palmen der ostindischen Inseln, und er träumte sich erst dann recht warm in das selige Behagen seiner Bücherherrschaft, wenn andere Leute einen Schlaganfall fürchteten.

Ein frischer Greis, das glühend rote Gesicht von lang herabwallendem schneeweißem Haar und mächtigem weißem Bart umrahmt, fragte er den Professor artig nach seinem Begehren.

In etwas zweifelndem Tone fragte dieser wiederum, ob etwa der französische Bericht über die Expédition scientifique de la Morée von 1831 hier zu finden sei?

Der Alte gab gar keine Antwort, sondern deutete nur durch Blick und Miene an, daß es beleidigend sei, bei einer so ausgezeichneten Bibliothek überhaupt an dem Vorhandensein irgend eines Buches zu zweifeln, schlug flugs den richtigen Band des Katalogs auf, rief dem Diener zu: „Artes 3534!“ Der Diener

flog davon, und in wenigen Minuten lag das gewünschte Buch auf dem Tische.

„Es ist mein Stolz, daß man hier nach einem Buche nur selten vergebens fragt," sagte der Bibliothekar, „und es ist meine Freude, wenn ein vorhandenes Buch nicht ausgeliehen ist, so daß ich die Leute befriedigen kann; wäre das Buch aber ausgeliehen, so würde mich dies gleichfalls freuen, denn es ist der Beweis, daß meine Bibliothek fleißig benützt wird."

Der Professor empfahl sich dankend und sprach vor der Thüre zu sich selbst: „Mag kommen, was da will, so freut es diesen Mann; das ist der echte Optimismus, den man nur im täglichen Umgang mit hunderttausend Büchern gewinnt. Wenn ich noch einmal zur Welt komme, so möchte ich als Bibliothekar geboren werden. Der glücklichste König auf Erden ist doch so ein Bibliothekbeherrscher. Seine Unterthanen stehen wohlgeordnet in Reih und Glied, sie räsonnieren und rebellieren nicht und sind allezeit seine treuen Freunde; er möchte keinen vermissen, er liebt sie alle und ist verliebt in viele. Die besten schätzt er, weil sie so selten gut, die schlechtesten, weil sie so selten schlecht sind, und bei den mittelmäßigen entzückt ihn die ungeheure Masse."

Im stillen Hof des Bibliothekgebäudes angelangt, durchblätterte der Professor rasch sein Buch, fand die richtige Stelle und ging nun lesend weiter durch die Straßen, und als er — der Weg ist nicht weit — in das Thor seines Gasthofs, des „Roten Hauses", trat, hatte er bereits alle Belege gefunden, er war

fertig, seine Hypothese stand mauerfest. Seelenvergnügt eilte er auf sein Zimmer, unzufrieden nur über die entsetzlich lange Zeit, die er noch warten mußte, bis er auf der Villa Bechen Bericht erstatten konnte — noch ganze fünf Stunden!

Allein auch diese fünf Stunden vergingen wie alles in der Welt, und als er nun wieder der liebenswürdigen Dame gegenübersaß wie gestern, auf demselben Stuhle wie gestern, zur selben Stunde, im selben Sonnenschein, mit derselben stummen Engländerin zur Seite, da war es ihm, als sei seitdem gar keine Zeit verflossen und er sei niemals fortgewesen.

Man schritt bald zur Hauptsache, zur Mosaik, und so gingen sie selbzwei wieder durch den Park wie gestern, der heute gerade so rein und nett erschien. Aber an dem Bretterzaun sah es anders aus. Die Erdhaufen waren eingeebnet, die Bausteine ordentlich zur Seite gesetzt, das wuchernde Gras und Unkraut verschwunden.

„Ich wollte vordem hier eine Einsiedelei bauen," sagte Frau von Bechen schalkhaft, sich an des Professors Ueberraschung ergötzend, „und es war unversehens eine Wüstenei geworden. Ich glaube fast, die wirklichen Eremiten sind die unordentlichsten Menschen, bloß weil sie immer allein sind."

„Die Eremiten wohl, gnädige Frau, aber die Eremitinnen nicht, wie Ihre Villa bezeugt. Sie haben heute hier einen kleinen guten Anfang gemacht, aber Sie werden weiter gehen, Sie werden einen griechischen Tempel über dieser Stätte bauen, denn" — —

hier hielt er lange ein — „Sie sind die glückliche Besitzerin eines seltenen Schatzes: Ihr Mosaikboden ist griechisch!"

„Aber waren denn die Griechen jemals in Trier?"

Der Gelehrte sah die Fragerin mit großen Augen an; sie war doch niemals anmutiger, als wenn sie recht unwissend war. „Die Griechen!" rief er. „Nein! wie sollten die hierher kommen! Ihr Mosaikboden ist römisch, er ist aber griechisch als römische Mosaik. Griechische Mosaikböden, die griechisch wären, gibt es in der ganzen Welt nicht mehr, nicht einmal in Griechenland. Das ist ja gerade das Merkwürdigste bei der Sache. Vor vierzig Jahren gab es noch ein kleines Stück griechisch-griechischer Mosaik — es ist zerstört worden; es fand sich im Pronaos des Jupitertempels zu Olympia und wurde dort von den Franzosen ausgegraben. So kennen wir es denn auch nur noch aus der Abbildung des französischen Berichtes; sehen Sie hier —"

Bei diesen Worten schlug der Professor das Buch auf, welches er mitgebracht.

„Das ist ja meine Mosaik! Die Mäander, die Palmetten, der Meergott!" rief Frau von Bechen. „Genau dieselben Formen, ja dieselben Farben!"

„Allerdings. Und mein Gedächtnis hatte mich gestern nicht getäuscht. Wir besitzen in Mosaik mehrere römische Kopien nach längst verlorenen griechischen Originalen, wie die Alexanderschlacht von Pompeji und den Centaurenkampf in Berlin. Aber ist es nicht wunderbar, daß die getreue römische Nachbildung der

einzigen echt griechischen Mosaik, die ein modernes Auge gesehen, sich nun hier wiederfindet! Olympia und Trier! Und mehr noch. Diese Kopie ist vollständiger als jenes Originalfragment, welches die Franzosen gefunden. Denn wir haben hier noch den Anfang eines zweiten Quadrats mit zwei Figuren, die allerdings greulich verdorben sind. Sie stellen entweder einen Mann oder ein Weib dar, oder zwei Männer oder zwei Frauen; ein Drittes ist nicht wohl denkbar, es müßte denn ein besonders scharfes archäologisches Auge am Ende gar eine Tiergestalt herussehen. Aber wenn man sich auch geeinigt haben wird über Mann oder Weib, Mensch oder Tier, dann wird erst die rechte Kontroverse beginnen über die Frage, welche Männer und Frauen oder Tiere im ganzen weiten Kreise des mythologischen Personals gemeint seien, und so ist die wissenschaftliche Anregung, welche die gelehrte Welt aus der Enträtselung dieser zwei nicht mehr zu enträtselnden Figuren schöpfen wird, geradezu unabsehbar. Ich meine dies im Ernst. Die größten Thaten des Gedankens wurden überall dadurch vollbracht, daß die Denker zu entschleiern suchten, was ewig ein Geheimnis bleiben wird."

Bei den letzten Worten sprach Frau von Bechen tiefbewegt: „Nun höre ich wieder die Stimme Ihres verstorbenen Bruders! Wie oft hat er uns mit anderen Worten dasselbe gesagt!"

Als sie zur Villa hinabgingen, waren beide anfangs sehr nachdenklich, plötzlich aber fragte die Dame ihren schweigenden Begleiter, wie er sich denn den

griechischen Tempel denke, der über der Mosaik erbaut werden solle?

„Nicht eigentlich einen Tempel," antwortete jener, „sondern eine offene Halle mit Säulen ionischer Ordnung. Der Mosaikboden, von einem Umgang umgeben und durch ein zierliches Geländer geschützt, ist maßgebend für die ganze Anlage. Ob Seitenlicht oder Oberlicht günstiger, das wird vorerst noch zu ermitteln, und danach wird der Architekt seinen Aufbau frei und dennoch stilgerecht zu gestalten haben. Aber denken Sie denn im Ernste daran, diese Halle zu erbauen?"

Frau von Bechen bejahte es. „Und ich will zugleich meine Gründe darlegen. Nicht die wissenschaftliche Bedeutung des alten Fußbodens bewegt mich zu dem Bau, sondern die religiöse. Denn wo so viele gescheite und gelehrte Männer in den Schriften und Denkmalen Griechenlands das Urbild des Edeln und Schönen finden und aus ihrem Anschauen Kraft und Verjüngung gewinnen, wenn ihnen Hellas das Zauberwort der Dauer und des ewig Mustergültigen in allem Wechsel des Völkerdaseins ist, dann ist auch das hellenische Altertum ihre Religion. Die meinige strebt zu anderen Idealen, aber ich lasse jedem die seinen, wenn er sie nur treuen Herzens umfaßt. Da ich nun auf meinem Grund und Boden eine Reliquie besitze, zu welcher Gläubige gern wallfahren möchten, so halte ich's für unrecht, ihnen dies zu wehren. Ja ich lasse ihnen gern eine Kapelle über ihr Heiligtum bauen. Ich werde aber jenen Teil des Parkes besonders abzäunen und mit einem eigenen Eingang versehen lassen, da-

mit auch mich die Wallfahrer nicht stören, die anfangs in Strömen, später tropfenweis kommen werden. Denn auch ich will in meinem Heiligtum nicht gestört werden, in meiner Einsamkeit. Sie sehen, wie die wenigen Worte, die Sie gestern gesprochen, meine Ansicht von der alten Mosaik geändert haben. Und so mag denn jene ionische Halle zugleich auch ein freundliches Erinnerungsmal unseres Zusammentreffens sein. In wenigen Tagen werden Sie von Trier abreisen, wir werden uns vielleicht in Jahren nicht wieder sehen, vielleicht niemals. Die Pole der Poesie unseres Lebens sind Vergangenheit und Zukunft, und so sollen mir die schönen Stunden, welche ich jetzt mit Ihnen verlebte, in der Zukunft zur viel schöneren Vergangenheit werden, — wenn sich einmal die ionische Halle über der alten Mosaik erhebt."

„Fesselnd und unnahbar zugleich!" dachte der Professor. „Welch ein seltenes Weib verbirgt sich hier der Welt!"

Aber er hatte nicht lange Zeit, diesen Gedanken nachzuhängen; denn sie fragte ihn nach den Schicksalen seiner Familie, nach Vater und Geschwistern, die ihr seit dem Tode seines Bruders aus den Augen gekommen waren. Sie fragte so teilnahmvoll, sie wollte alles so genau wissen; er hätte dagegen so gern von ihrem eigenen Lebensgange gehört, von dem ohne Zweifel dornenvollen Weg, der sie in diese Einsamkeit geführt, aber die Zeit verrann und er konnte das Wort nicht finden.

Am späten Abend noch traf der Professor den Arzt

und den Bibliothekar im geselligen Kreise. Er war sehr aufgeregt, freudvoll und leidvoll.

Plötzlich sagte er ganz heimlich zum Arzte: „Ihre Patientin auf Villa Bechen wird genesen: sie läßt eine Halle mit ionischen Säulen über ihren alten Mosaikboden bauen und erlaubt jedermann, das seltene Kunstwerk zu betrachten. Und die kranke Frau wird in Ihre Apotheke kommen," so fuhr er noch leiser fort, zum Bibliothekar gewandt; — „sie will die ganze Litteratur über Mosaik kennen lernen. Ich habe ihr ein Dutzend Bücher aufgeschrieben, deren ich mich im Augenblick entsann; sie wird persönlich in dem Friedenshain Ihrer Bücherſäle erscheinen, daß Sie das Register vervollständigen. Die Welt kommt zu ihr hinauf in den Park und sie steigt herunter in die Einsamkeit Ihrer Bibliothek. Sie wird genesen! — Der alte Thiersch pflegte zu sagen: ein rechter Philolog kann drei Dinge: — einen Autor interpretieren, einen Staat regieren und eine Armee kommandieren, und ich füge als Viertes hinzu: eine schöne Frau kurieren; denn das alles lernt man bei den alten Klassikern."

Die Freunde wollten näheres wissen; allein der Professor schwieg auf alle Fragen, beschämt, als habe er schon zu viel gesagt.

## Fünftes Kapitel.

Am 10. August machte Professor Walter seinen Abschiedsbesuch auf der Villa. Er wäre so gern noch länger in Trier geblieben! Zuerst hatte ihn die Stadt gefesselt, dann die Freunde, zuletzt die Freundin; allein es mußte geschieden sein. Auch sie empfand die nahe Trennung tief; war er doch der erste Mensch gewesen, dem sie sich seit langer Zeit wieder einmal genähert hatte! Auch in der Freundschaft gelten Verwandtschaftsgrade, und so war ihr der Bruder des verstorbenen Freundes sofort ein angestammter Freund gewesen, dem sie ihr sprödes Wesen erschließen konnte.

Sie war am letzten Tage mitteilsamer als je, sie erzählte viel aus ihrem früheren Leben, allein immer nur aus ihrer Mädchenzeit.

Plötzlich hielt sie ein und sprach: „Ich muß Ihnen doch auch von meinem Manne erzählen.“ Dann schwieg sie wieder.

„Sie waren unglücklich verheiratet?“ bemerkte der Freund, um sie zum Fortfahren zu bewegen.

„Ich war verheiratet! Nein, ich bin es noch. Wir leben getrennt, freiwillig getrennt, und werden es bleiben, geschieden sind wir nicht. Hören Sie, wie das gekommen ist. Die traurigste Zeit meines Lebens war zugleich die glücklichste, eine still beglückte. Ich hätte Ihnen diese Zeit schon öfters und gerne geschildert. Ich hatte damals einen Beruf, einen vollen, anstrengenden Lebensberuf, — meinen kranken, schwermütigen Vater zu pflegen und zu erheitern. Ich habe

vor- und nachher niemals wieder einen Beruf gehabt, — ach, wie war das beglückend! Und ich hatte einen Freund, Ihren Bruder, der mir den höheren Sinn des Lebens erst erschloß, der mir das Leben erst lebenswert machte. Ich träumte, das werde immer so fortgehen; Ihr Bruder wußte, ahnte nicht, wie tief ich ihn in mein Herz geschlossen — da starb er, ein halbes Jahr vor meines Vaters Tode. Wie war es mit einemmal leer geworden bei uns! und nun erst erkannte ich entsetzt, daß es bald noch leerer werden müsse. In jener Zeit trat eine neue Gestalt in die Einsamkeit unseres Schlosses, — mein künftiger Gemahl. Der Sohn eines deutschen Vaters und einer englischen Mutter, in Petersburg geboren, hatte er bereits eine hoffnungsreiche diplomatische Laufbahn in der russischen Hauptstadt begonnen, die er auf einige Jahre unterbrach, um Europa kennen zu lernen. Verwandtschaftliche Empfehlungen — er ist mein entfernter Vetter — führten ihn auf dieser Reise auch in unser stilles Schloß. Und ich war die Ursache, daß er statt acht Tage acht Wochen bei uns blieb. Er ist ein vollendeter Kavalier und Weltmann; ein so unweltläufiges Landfräulein wie mich mochte er in Petersburg wohl niemals gesehen haben; der Reiz der Neuheit und des Gegensatzes fesselte ihn. Auch ich sah ihn gern, weil er meinen Vater zerstreute; er glaubte, ich sehe ihn gern, weil ich ihn gern sähe. Er warb um meine Hand und mein Vater befürwortete die Werbung. Ich widerstrebte anfangs. Mein Vater fühlte, daß es mit ihm zu Ende gehe; sein stiller

Kummer war, mich allein in der Welt zu lassen, er faßte mein Jawort als mein höchstes Liebesopfer für ihn, und ich gab es. Unsere Vermählung war des Vaters letzte Freude; er glaubte uns glücklich. Wenn er jetzt als seliger Geist mich umschwebt, kann er da noch ganz selig sein? denn er weiß dann, daß ich unglücklich geworden bin. Und doch — wenn ich sage, ich bin unglücklich, so ist das eine Sünde, und wenn ich sage, ich bin glücklich, so ist's eine Lüge. Was bin ich denn? In einem schattenhaften, licht- und farblosen Zwischenzustand stehe ich zwischen Glück und Unglück.

„Denken Sie, ich hatte meinen Mann gern, und er liebte mich glühend. Wir waren ein stattliches Paar — wie füreinander geschaffen, sagten alle Leute. Alter, Stand, Besitz, Bildung, alles paßte, und mein Mann war edel und gut. Nur in einer Kleinigkeit unterschieden wir uns zunächst, und aus dieser Kleinigkeit quoll eine Welt von Gegensätzen: er wollte beständig reisen und ich wollte daheim bleiben. Wir machten eine Hochzeitsreise nach Konstantinopel; er hätte sie gern auch noch nach Syrien und Aegypten fortgesetzt, allein ich hielt ihn zurück. Es gibt nichts Entsetzlicheres als diese Hochzeitsreisen! Jede Ehe beginnt mit Enttäuschung, weil sie die vorgeträumte Seligkeit niemals sofort erfüllen kann, sondern erst im Laufe der Zeit, und dann ganz anders, als wir gedacht. Und nun verbittern wir uns die bitteren Honigwochen noch durch all die Unruhe und das Ungemach einer großen Reise! Mein Mann hatte gar

kein Organ für dieses Ungemach, es gefiel ihm, er hätte gleich unser ganzes Leben zur Hochzeitsreise machen mögen. Er drohte mir, den ‚Roman eines Optimisten' zu schreiben unter dem Titel: ‚Das Leben eine Hochzeitsreise'. Er bedurfte der großen Welt selbst für die Poesie des Herzens; ich fand diese nur, wenn ich mich vor jener verbarg. Als Deutscher hatte er den Petersburger Kreisen der Diplomatie und des Hofes imponiert durch sein ungezwungen sicheres Auftreten, während andere deutsche Diplomaten wegen ihres kleinbürgerlichen Wesens geringgeschätzt oder wegen ihrer prahlerisch plumpen Nachahmung französischer und russischer Art verlacht wurden. Er sah seine Zukunft in Petersburg, er wollte wieder dorthin zurück, ja der sonst so kluge Mann glaubte thörichterweise mit mir dort Ehre einlegen zu können. Ich suchte ihn davon abzubringen wie von einem Verhängnis, ich verkümmerte ihm seinen Lebensberuf. Und ich entdeckte, daß ich als Frau keinen Beruf mehr fand, während ich ihn als Mädchen besessen hatte. Mein Glück lag in der Vergangenheit, in dem weltvergessenen Laubenstein; war es unrecht, daß ich meinen Gemahl dorthin zurückzudrängen, dort zu fesseln suchte? er aber wollte mich jener Idylle entreißen, deren Zauber ihm unfaßbar war.

„Seine Liebe zu mir siegte zunächst. Wir kehrten nach dem verwaisten Schlosse zurück; er versprach, ein ganzes Jahr zu Hause zu bleiben und den Landedelmann spielen zu lernen. Er brachte es nicht fertig, und gerade diese ersehnte Einsamkeit entfremdete uns

täglich mehr. Man kann nicht glücklich sein, wenn man sich langweilt, und er langweilte sich furchtbar. Nach drei Monaten erbat er meinen Urlaub und ging auf Reisen; er kam nach acht Wochen auf vierzehn Tage zurück. Dann ging er auf sechs Monate und kam auf drei Tage, und dann auf ein Jahr und kam auf einen Tag; zuletzt kam er gar nicht mehr. Wir haben uns getrennt, indem wir immer weiter auseinandergingen, geschieden nicht vor Gericht, sondern in unseren Herzen. Wer wird auch so plebejisch sein, mit einem Scheidungsantrag vor dem Konsistorium zu erscheinen! Eine feine Frau meidet die Behörden, wie die Gastwirte und Kellner und Eisenbahnschaffner.

„Mein Leben war zerstört, denn auch auf Schloß Laubenstein fand ich keine Ruhe, es war mein altes Schloß nicht mehr. Ich bedurfte einer neuen, fremden Einsamkeit, um wieder zu genesen. So kam ich hierher. Mein Vermögen hatte ich von Anbeginn selbständig behalten, das Band mit meinem Manne war nur ein persönliches. Er reist noch immer, und ich erkundige mich insgeheim zwischendurch, wo er gerade ist und wie es ihm geht. Er aber weiß nicht, daß ich hier bin: er hat seit Jahren nichts von mir erfahren."

Hier brach die arme Frau ab, weil ihr das Weinen nahe stand.

Der Professor war viel zu feinfühlig, als daß er nun mit ratenden oder tröstenden Worten gekommen wäre. Er schwieg, bis sie sich gesammelt hatte, um von anderen Dingen zu reden.

Erst am späten Abend verabschiedeten sie sich.

„Darf ich Ihnen dann und wann in wenigen Zeilen brieflich wieder nahen und ein Lebenszeichen von Ihnen hoffen?“ fragte er sehr schüchtern beim letzten Händedruck.

„Ich bitte, schreiben Sie mir nicht,“ erwiderte die Dame fest und doch weich. „Halten wir unsere Begegnung fest wie einen schönen Traum, bis er mit allen Träumen verschwebt. Es peinigt mich, Briefe zu schreiben, und es ängstet mich, Briefe zu empfangen. Ich erbreche jeden mit Herzklopfen; der Postbote ist der schrecklichste Störenfried; denn er kommt täglich und man kann ihn nicht abweisen. Leben Sie wohl — vielleicht sehen wir uns dennoch wieder!“

Dies waren ihre letzten Worte. Des anderen Tags führte die Eisenbahn den Professor gen Süden. Als er vor sechs Wochen nach Trier gekommen war, hatte der erste Blick des Altertumsfreundes der Porta Nigra gegolten, und er war erschüttert von dem Gedanken, daß unter diesen grauen Steinen die Römer und die Scharen der Völkerwanderung einhergezogen waren, die Ritter und Reisigen des Mittelalters, Geschlecht um Geschlecht, Jahrhundert um Jahrhundert; und jetzt, da er von Trier hinwegging, galt der letzte Blick des viel mächtiger bewegten Menschen der friedlichen Villa jenseit der Mosel, den Wipfeln der lustig grünenden Bäume, unter deren Schatten ein krankes, überzartes Herz keinen Frieden finden konnte.

Monate vergingen und der Frühling zog wieder ins Land, bis er aus dem Briefe eines Trierer Freundes

erfuhr, daß auf der Villa Bechen eifrig gebaut worden an der ionischen Halle.

So war doch noch Hoffnung vorhanden, daß die Vereinsamte, dem Leben sich wiedergebend, genese. Aber sein Vertrauen auf die Heilkraft von Tempel, Mosaikboden und Mosaiklitteratur, ja des ganzen klassischen Altertums war bedeutend gesunken, seit er jene letzte Beichte der wundersamen Freundin in der Abschiedsstunde vernommen hatte.

---

## Sechstes Kapitel.

Bei der Mittagstafel im „Weidenhof" zu Elberfeld saßen zwei Herren, als die jüngst Angekommenen am untersten Ende, die sich gegenseitig beobachteten. Es ist das so ein harmloses Reisevergnügen, völlig Fremden ganz unvermerkt an der Nase abzusehen, woher sie sind, wes Alters und wes Standes.

Der eine, ein stattlicher, breit gebauter Mann, mochte vierzig Jahre alt sein; der andere, von kleinerer, schlanker Gestalt, im Anfange der Dreißig stehen. So schätzten sie sich ganz richtig während der Suppe.

Schwieriger war die Heimat nach der Mundart zu bestimmen; denn beide sprachen ein sehr gebildetes Hochdeutsch, der Aeltere mit etwas mehr nordischem, der Jüngere mit kaum merkbarem südlichen Accent.

Genaueres konnten sie selbst bis zum Dessert nicht herauskriegen.

Dagegen war jeder schon beim Fisch zu der Gewißheit gelangt, daß er in seinem Nachbar zwar keinen Geschäftsreisenden, wohl aber einen reisenden Geschäftsmann vor sich habe.

Beide rühmten das Gasthaus; „nur ist es häufig überfüllt," bemerkte der Jüngere, „und das feinste Hotel hört auf, fein zu sein, wenn alle Zimmer besetzt sind."

„Ganz im Gegenteil!" fiel der Aeltere ein. „Ich liebe das Gewimmel auf allen Treppen, früh morgens Stiefel vor jeder Zimmerthür, und der ganze Hausflur voller Koffer. Berge von Musterkoffern — das ist ein lustiger Anblick."

Der Jüngere fand dieses Gebirg ganz entsetzlich. „Vermutlich noch nicht ganz auf der Höhe des Geschäftes," denkt der eine; „er fürchtet die Konkurrenz;" — „ein vollendeter Geschäftsmann," denkt der andere, „dem's im Gewimmel von Commis und Koffern erst recht wohl wird wie dem Matrosen im Sturm."

Man sprach von den Gasthöfen dieses Industrielandes; der Aeltere entwickelte eine staunenswerte Kenntnis; Wenker-Parmann in Dortmund, Berliner Hof in Essen, Linnenschloß in Hagen, Quinke in Iserlohn, Graf von der Mark in Hamm, Spengler in Bielefeld, Vogeler in Barmen, Wilder Mann in Krefeld, Joebges in Rheydt — er kannte sie alle und wußte für jeden ein treffendes Wort der Kritik; allein der Jüngere kannte sie nicht minder, nur charak-

terisierte er mehr, als er kritisierte, und gab zuletzt eine wahre Philosophie der Gasthöfe, — dieser Gasthöfe, wo zahllose Geschäftsreisende absteigen, aber kaum eine andere Seele.

So war jeder über Stand und Beruf seines Nachbarn im klaren. Aber welcher „Branche" mochte der Aeltere angehören?

Er sprach sehr kundig von Bessemerstahl und der gegenwärtigen Ueberproduktion in Eisen, er verkündete eine nahe Katastrophe und war Schutzzöllner. Uebrigens hatte er die Kruppsche Fabrik nicht gesehen, obgleich er sich, wie er sagte, viel Mühe darum gegeben.

„Er ist ein Eisenindustrieller," dachte der andere, „man ließ ihn nicht ein, weil er Fabrikgeheimnisse hätte ausspähen können." Ihn selbst dagegen hatte, wie er nun erzählte, einer der Direktoren fünf Stunden lang durch alle Räume der Riesenanstalt geführt und ihm genau erklärt, wie der flüssige Gußstahl zu Rädern und Schienen, Kirchenglocken und Kanonen geformt wird; — „denn er sagte mir, ich verstehe ja doch nichts davon, folglich dürfe ich alles sehen und hören. Und er hatte recht; ich sah alles und weiß gar nichts mehr."

„Ein Vertreter der Textilindustrie!" dachte der Aeltere und fragte seinen Nachbar nach Sammet und Seide, wovon derselbe genau Bescheid wußte. Auch sein feines Wesen sprach für diese zarte „Branche" —; eine Vermutung, die Gewißheit ward, als er vollends berichtete, woher es komme, daß jeder seidene Regenschirm heutzutage schon im ersten Jahre zerreißt. Daran

seien nicht die Fabrikanten schuld, sondern das Publikum, welches schwere Seide wolle. Denn nun setze man Eisen zu, und das mache den Stoff brüchig. Nicht „billig und schlecht" sei der Fluch unseres Gewerbes, sondern „renommistisch und schlecht".

„Sie reisen wohl regelmäßig in diesem Revier?" fragte der Aeltere.

„Jedes Jahr einmal im Spätherbst" — (das ist der wahre Lenz der Geschäftsreisenden, dachte der Frager) — „und auch Sie scheinen die Route regelmäßig zu machen?"

„Ich bin zum erstenmal hier, aber ich habe seit zwei Monaten alle bedeutenden ‚Plätze' Rheinlands und Westfalens eingehend besucht." — „Er will neue Verbindungen hier anknüpfen," dachte der Jüngere.

Als der Kaffee serviert wurde, war der eine gewiß, daß er einen Eisenindustriellen, der andere, daß er einen Seidenfabrikanten vor sich habe.

Wären beide gewöhnliche „kleine Reisende" gewesen, so würde jeder unvermerkt den Oberkellner gefragt haben, wer sein Nebenmann sei. Allein keiner that es, und doch beobachtete jeder den anderen, ob nicht er es thue; sie waren ohne Zweifel beide Geschäftsleute größeren Stils.

Der präsumtive Eisenmann begab sich auf sein Zimmer Nummer 1; die Seidenbranche auf Nummer 2 — also durfte jeder seinen Nachbar für einen distinguierten Gast halten, der telegraphisch vorausbestellt hatte. Denn je niedriger die Nummer, je höher der Mann.

Wir folgen zunächst dem Jüngeren auf Nummer 2. Er legte sich ins Fenster und betrachtete die Aussicht. Gerade unter ihm lag ein Gärtchen, von der Wupper bespült; — tintenschwarz floß das Wasser dahin: kein Fisch und kein Frosch lebt darin, und wenn der beste Schwimmer hineinfiele und etwas Wasser schluckte, so würde er trotz seiner Schwimmkunst an Vergiftung sterben; denn durch den Abfluß aus hundert Fabriken ist die Wupper hier mehr chemisches Kunstwasser als Naturwasser. Und doch erfreut sie das Auge mit ihrer tiefen Spiegelung; auch ein tödliches Wasser beseelt die Landschaft. Ueber den Fluß wölbt sich rechts berganſteigend die große Steinbrücke, die zum Bahnhof führt, dessen stattliche Gebäude auf der Höhe thronen, wie eine Akropolis, und sie sind noch dazu im griechischen Stile; eine Eisenbahnmerkwürdigkeit, die unseren Gast besonders anzog, zumal sie scharf mit dem ganzen übrigen Elberfeld kontrastiert, welches nicht sehr griechisch aussieht. Oberhalb der Brücke bildet die Wupper eine breit angeschwemmte Insel, die heute bunt genug belebt war; es wurde nämlich eine Art Kirmes dort abgehalten. Schaubude stand an Schaubude, Menagerie und Zirkus, Welttheater und Affenkomödie drängten sich hart aneinander; ein zweistöckiges Karussell überragte das Ganze; im Vordergrunde war „das größte Schwein der Welt" zu sehen und in der Nebenbude „die stärkste Frau der Schweiz".

Aber zur Zeit lag noch Stille über dem Schauplatz; Bestien, Künstler und Kunstfreunde hielten Mit-

tagsruhe, und auch unser Reisender streckte sich zur Siesta aufs Kanapee. Allein er war nicht lange eingeschlafen, als ihn ein Höllenlärm erweckte.

Da unten begann's lebendig zu werden. Eine Glocke tönte ohn' Unterlaß, ein fürchterliches Horn, eine Art Nebelhorn rief mit langen Stößen die Zuschauer herbei, das Orchester des Karussells intonierte einen Walzer in Es und das Orchester der Kunstreiter gleichzeitig einen Galopp in D; der Besitzer des größten Schweins stieß in eine Trompete, und der Impresario der stärksten Frau schrie noch schneidender mit seiner eigenen Lunge. Dazu das wachsende Brausen der heranströmenden schaulustigen Menge, und alles zusammen auf engstem Raume; denn in Elberfeld fehlt es sonst an gar nichts, aber an Platz fehlt es überall.

Da war an keinen Schlaf mehr zu denken. Der unglückliche Mann von der Seidenbranche sprang auf und starrte in entsagender Verzweiflung minutenlang in den Tumult hinaus.

Nach einer Weile bemerkte er, daß sein Nachbar auf Nummer 1 gleich beschaulich am offenen Fenster liege. Er rief hinüber: „Ich hatte mir dies ruhige Zimmer eigens vorausbestellt, weil es auf Fluß und Garten geht, und nun diese Höllenkirmes da drunten!"

„Auf seinem stillen Seidencomptoir ist der Aermste des Lärmens nicht gewöhnt," dachte Nummer 1 und rief doppelt laut zurück: „Auch ich habe mir dieses Zimmer eigens bestellt, weil ich mich an dem Gewimmel der Kirmes ergötzen wollte; ich bin nicht ver-

gnügter, als wenn ich so ein recht lautes Volksfest sehe und höre."

„Das ist der Hephästos vom Hochofen," dachte der andere, „er ist unterm Pochen der Hämmer aufgewachsen."

„Ein göttlicher Anblick!" schrie Nummer 1 fort; denn nur schreiend konnte man von Fenster zu Fenster plaudern. „Ich habe Glück auf meiner Reise; die nettesten Scenen und die unterhaltendsten Menschen laufen mir schon seit Wochen entgegen. Nur gestern reiste ich mit einem Professor, der war furchtbar langweilig, nicht weil er schwieg, sondern weil er stets allein redete wie auf dem Katheder. Diese Gelehrten sind doch die unerquicklichsten Menschenkinder!"

„Mitunter wohl," rief der andere. „Doch wurde ich gestern zu Düsseldorf in eine hocharistokratische Gesellschaft eingeführt, wo wir drei Stunden lang durcheinander schwiegen, vermutlich weil die Gewohnheit des Sprechens den Leuten zu allgemein, zu bürgerlich erschien. Und ich glaube, so ein blasierter Graf oder Baron kann es an Langweiligkeit selbst mit einem Professor aufnehmen. — Aber wäre es nicht bequemer, unser Gespräch im Zimmer fortzusetzen, statt hier aus voller Brust wider die rasende Tonbrandung anzuschreien?"

Sie luden sich beide gegenseitig ein, und da beide zugleich ihr Zimmer verließen, so trafen sie mittewegs auf dem Hausgang zusammen.

Der Jüngere stellte sich nun endlich vor, indem er seine Karte überreichte, und der Aeltere that das

Gleiche: — „Dr. Alcuin Walter, o. ö. Professor der klassischen Philologie“ ꝛc. ꝛc. stand auf einer Karte. — „Le comte de Bleydenperg“ auf der anderen!

„Sie sind Professor der klassischen Philologie!“ rief der Graf, indem er herzlich lachend die Hand seines Nachbarn schüttelte; — „Der Graf von Bleydenperg!“ rief der Professor und betrachtete lächelnd zuerst den Fremden und dann seine eigene Hand; denn sie war ganz rot und that sehr weh, so bieder hatte sie der Graf gedrückt.

Hierauf entschuldigten sie sich gegenseitig und versicherten, die echten Professoren und die echten Edelleute seien die interessantesten und unterhaltendsten Menschen und nur die unechten seien so bodenlos langweilig.

Der Graf aber zog den Professor in sein Zimmer und setzte ihn trotz allen Widerstrebens zu seiner Rechten aufs Sofa und wollte wissen, wie es nur möglich sei, daß ihn seine erprobte Menschenkenntnis so arg getäuscht habe! Wenn er dem Herrn Nachbar in Athen begegnet wäre, so hätte er in ihm wohl gleich den klassischen Gelehrten erkannt, aber was suche er denn mit seiner Philologie in Hamm, Hagen, Rheydt, Dortmund, Bielefeld und Elberfeld? Und wie in aller Welt hätten ihn denn seine philologischen Studien zur staunenswert genauen Kenntnis der Absteigequartiere sämtlicher Handlungsreisenden von Rheinland und Westfalen geführt?“

Professor Walter erwiderte: „In Athen bin ich noch bekannter wie in Elberfeld: denn ich bin zwei

Jahre dort gewesen. Und eben darum kann ich den wißbegierigen Elberfeldern einiges von Athen erzählen und von Troja und Ithaka, von Marathon und Salamis, von Städten, die ich alle mit Augen gesehen habe, aber gründlicher sah ich sie doch noch im Geiste durch die unsterblichen Werke der Klassiker. Die alten Humanisten, die großen Ahnherren der modernen Philologen, reisten von Land zu Land, warben und wirkten für ihre Wissenschaft an den Fürstenhöfen und Edelsitzen, bei Prälaten und Patriziern, und dann wieder unter sich selbst in rastlosem Reise- und Briefverkehr. Wir Professoren beginnen in ähnlicher Weise mobil zu werden; zwar Fürsten berufen uns kaum und Prälaten und Barone gar nicht, wohl aber die Vortragsvereine der Kaufleute und Industriellen, und so sprach ich jüngst über Platons Republik in Hamm, über Euripides in Dortmund, über den peloponnesischen Krieg in Krefeld und im Kohlenrauch von Essen über die Wolken des Aristophanes. Im Semester lese ich an meiner Universität und in den Ferien in Deutschland. Dabei lerne ich dann Land und Leute so ziemlich kennen, die Industrie ein wenig und die Wirtshäuser genau. Aber gestatten Sie mir, Herr Graf, eine Gegenfrage: es würde mich nicht gewundert haben, Ihnen auf dem Montblanc oder auf Capri zu begegnen, in Venedig oder Baden-Baden, in Scheveningen oder Nizza; allein wie kommen Sie nach Solingen und Iserlohn, nach Dortmund, Witten und Oberhausen?"

Der Graf antwortete: „Sie hätten mich auch an

jenen Orten finden können, denn ich bin da überall gewesen. Allein ich bin der großen Tour satt, und wenn ich auch nicht gleich Ihnen reise, um zu lehren, so reise ich doch mit Leidenschaft, um zu lernen, zunächst auf dieser kleinen Tour durch den malerischen Wald der Fabrikschornsteine. Mein Lebensberuf ist die Politik. Man lernt sie nur einseitig in der Schule, oberflächlich im Salon, handwerksmäßig am grünen Tisch. Keiner soll sich einen Politiker nennen, der nicht das Volk bei der Arbeit beobachtet hat. Ich kannte früher nur die großen und kleinen Bauern, jetzt studiere ich die Industriellen, die ich früher unterschätzte, weil ich niemals unter ihnen gelebt habe."

„Das Gleiche sage ich von mir," fiel der Professor ein. „Ich glaubte vordem mit Aristoteles, daß das gewerbliche Schaffen nur zu niederer Sinnesart führe, daß bloß der musenhaft erzogene Mann wahrhaft gebildet sei. Nun habe ich aber bei meinen Wandervorträgen Industrielle und Kaufleute kennen gelernt, die durch Wissensdurst und mühsam errungenen Wissensschatz, durch idealen Geist und feine Sitte zahllose studierte Leute überragen. Es ist ein Bildungsdrang in unsere gewerbende Welt gefahren, der uns über den Materialismus der Zeit tröstet, und wir Gelehrte müssen alle Kraft aufbieten, daß wir uns und unsere eigenen Jünger oben halten."

Graf Bleydenperg war ganz entzückt von diesen Worten. „Ich habe in diesen Fabrikstädten werte Freunde gefunden, die ich als ebenbürtig anerkennen muß, obgleich oder vielmehr weil sie Männer ihrer

eigenen That sind. Familie und ererbter Besitz verleiht wohl aristokratisches Wesen, aber auch die große Arbeit führt in die große Welt, macht den Geist frei und das Herz weit, und so müssen auch wir Aristokraten der Geburt alle Kraft aufbieten, daß uns die neue Aristokratie der Arbeit nicht über den Kopf wächst."

Zuerst hatte der Graf den Professor und der Professor den Grafen für einen Fabrikanten gehalten, und nun dachte der eine, der Professor spreche wie ein Graf, und der andere, der Graf spreche wie ein Professor, — aber wie ganz ungewöhnliche Grafen und Professoren.

Uebrigens schienen da drunten auf der Wupperinsel noch einige neue Orchester zu den früheren gekommen zu sein, und man verstand im Zimmer auch bei geschlossenen Fenstern kaum mehr sein eigen Wort.

Der Graf schlug einen Spaziergang vor.

„Kennen Sie die Hardt?" fragte der Professor. Der Graf verneinte es. „So will ich Sie dorthin führen, und ich sage nichts vorher, um mich hinterdrein an Ihrer Ueberraschung zu ergötzen."

---

## Siebentes Kapitel.

Die beiden Reisenden gingen eine kurze Strecke die Hauptstraße entlang, stiegen dann links zwischen Häusern bergauf und betraten unversehens eine Parkanlage, welche sich die steile Höhe hinanzieht. Nach kurzem weiteren Steigen standen sie vor einer senk-

recht abfallenden hohen Felswand. Bäume und Büsche umschlossen den engen Raum vor dem Felsen, dessen Rand von herabhängendem Gesträuch bekrönt war; — eine romantische Wildnis inmitten der enggescharten, verkehrswimmelnden Straßen; tiefste Einsamkeit, keine Seele weit und breit. Denn in den Gewerbstädten geht man am Werktag nicht spazieren, wie in Beamtenstädten.

Der Graf hatte eine Ueberraschung erwartet und war dennoch überrascht. Entzückt atmete er tief auf und bekannte, eine so trauliche und zugleich großartig freie Natur hart über den Dächern einer großen Fabrikstadt noch nirgends gesehen zu haben. „Dieses Elberfeld ist überhaupt eine Stadt der Gegensätze, die sich dem flüchtigen Reisenden verbergen, den gründlichen Beobachter aber auf Schritt und Tritt fesseln.“ Zugleich wunderte er sich über sich selbst, daß ihm dieser einzig schöne Punkt bei seinen jüngsten wiederholten Besuchen Elberfelds entgangen sei.

Der Professor hatte ihn gleich gefunden und seitdem alljährlich wieder besucht. „Ich träume mich hier jedesmal auf ein Stündchen nach Haus, in den Frieden unserer Wälder und meiner Studierstube. Steige ich dann wieder hinab, so vergnügt mich das Menschengedränge doppelt und ich atme Ferienluft im Straßenstaub und Kohlenrauch. Die Ferien bedeuten nämlich für mich das aufregend anregende Getümmel der großen Welt und das Semester die erquickende Einsamkeit des Hauses und der Natur.“

„Ihr Gelehrte seid doch glückliche Menschen!“

rief der Graf. „Ihr ruhet euch aus in der Arbeit, und wenn euer neuestes Buch gedruckt vor euch liegt, so habt ihr doch irgend etwas abgeschlossen und fertig gebracht. Der Politiker bringt gar nichts fertig. Was er heute aufbaut, das wirft eine ungeahnte Welle der Thatsachen, ein unerwartet neuer Strom der öffentlichen Meinung morgen wieder um. Wir finden in der Arbeit nur den Krieg. Künstler und Gelehrte, die in ihrer Arbeit den Frieden finden, die sich in die Einsamkeit ihrer Werkstatt schaffend verschließen, können alt werden und doch jung bleiben; aber kein großer Staatsmann ist jemals alt geworden, ohne sich zu überleben, ja die meisten überleben sich, bevor sie nur alt geworden sind."

„Vor Jahr und Tag," sprach der Professor, „glaubte ich allerdings in der Philologie den vollen Frieden des Schaffens gefunden zu haben. Aber vorigen Sommer verirrte ich mich unversehens ein klein wenig ins Gehege der Kunstarchäologie, und diese aufregende Disziplin hat mich mehr und mehr gepackt, so daß ich sie mit den philologischen Studien zu verbinden trachte. Es ist eine dämonische Wissenschaft! Und können Sie's wohl glauben: zu dieser beunruhigenden Archäologie lockte mich eine schöne Dame, die so unwissend war, daß sie glaubte, Philologie und Archäologie seien ein und dasselbe! Diese Dame — — —"

Sie waren auf den Scheitel des Berges, auf die eigentliche Hardt gekommen, und es öffnete sich hier eine so prächtige Aussicht, daß der Graf, in den Anblick versunken, offenbar nicht zuhörte, und so unterbrach sich auch der Professor.

Links lagen die Höhen, welche Elberfeld umrahmen, und aus der Tiefe lugten hier und dort die Dächer der Stadt hervor; rechts im fernen Hintergrunde tauchte die Schwesterstadt Barmen auf, von grünen Waldhügeln umkränzt, und mitten durch zog die Wupper zwischen Häusern und Gärten ihren leicht geschweiften Bogen. Der Wind verwehte die verworrenen Klänge der Elberfelder Kirmes, daß man sie nur abgebrochen hörte, und trug dagegen vom Barmer Kirchhof, der fern an der jenseitigen Bergeshalde lehnt, die Accorde eines von Posaunen geblasenen Chorals gedämpft und doch voll herüber. Die Abendsonne verglühte und ein dünner Nebelschleier verhüllte das unruhige Häusergewimmel des betriebsamen Thals.

„Welch ein ergreifendes Bild des Lebens!" rief der Graf. „Hier Lust, dort Leid, Kirmes und Kirchhof, Walzer und Choral, — und dazwischen das Summen der Maschinen, das Brausen der arbeitsvollen Stadt, — und das Abendrot gießt seinen versöhnenden Schein heute wie gestern über all den ruhelosen Wechsel des Menschendaseins! Wir beide aber stehen auf diesem Berg wie auf einer glückseligen Insel, unten die Brandung ringsum, hier oben der Friede! Von der Ferne verklärt fließen die verdämmernden Hügel mit dem Himmel zusammen — wie die Zukunft. Denn das ewig Ferne, das ewig Künftige nennen wir Himmel, und mit jedem Schritt, womit wir uns nähern und ihn wie Kinder greifen wollen, weicht er zurück. Wer doch im Kampf seines eigenen Herzens auch zuweilen solch eine glückselige Insel finden könnte! — Sie

schweigen, lieber Professor, und ich unterbrach Sie vorhin. Sie wollten mir von Ihrer Bekehrung zur Archäologie durch eine schöne Dame erzählen. Bekehrungen durch schöne Damen kommen häufig vor, doch archäologische sind da, glaub' ich, eine Seltenheit."

Der Professor fragte, ob der Graf schon in Trier gewesen, ob er die Villa Bechen, und ob er Frau von Bechen kenne? Der Graf verneinte alles und entsann sich auch nicht, jemals von einer Familie „von Bechen" gehört zu haben.

Nun erzählte der Professor in aller Kürze von dem Mosaikboden, den er bei der einsiedlerischen Frau gesehen, und wie er sofort die römische Kopie des griechischen Originals richtig erkannt habe und dadurch vom archäologischen Fieber ergriffen worden sei, während andererseits die Dame durch den Bau der Halle und ihre Mosaikstudien wieder mit Menschen verkehren lerne und langsam genese. Und so könne es am Ende noch geschehen, daß die kranke Frau durch die Mosaik menschlich gesund, er, der Gesunde, aber archäologisch krank werde.

„Bei dieser Krankheit," sagte der Graf lächelnd, „könnte aber das archäologische Fieber leicht nur äußeres Symptom sein, während der Grund des Leidens ganz wo anders sitzt. Lesen Sie moderne Novellen?"

Der Gelehrte erwiderte, im Studium der Novellistik sei er nur bis zu deren klassischen Anfängen vorgedrungen und also beim „Goldenen Esel" des Apulejus stehen geblieben.

„Nun gut!" fuhr der Graf fort; „ich meinerseits

lese auch die spätere Novellistik. Und da erscheint mir nun Ihre Frau von Bechen genau wie aus einer Novelle modernster Art geschnitten.

„Es gibt nämlich jetzt eine ganze Zahl deutscher Novellen und Lustspiele von äußerst feiner und geistreicher Durchführung, die nur an dem einen Fehler leiden, daß das ganze handelnde Personal aus lauter reichen, vornehmen, schönen und gebildeten Leuten besteht, die auf Gottes Welt gar nichts zu thun haben als gebildet, schön, vornehm und reich zu sein. Und weil nun der Mensch doch einmal auch irgend etwas anderes thun muß, so schwelgen sie in der Melancholie ihrer eigenen Langweile, als ob dies eine Gedankenthat sei, zerren und renken fortwährend an ihren Gefühlen, bis dieselben richtig auf dem Kopf stehen, verlieben sich aus Nichtsthun in sich selbst oder Paar um Paar übers Kreuz, wobei kleine Ehebrüche die Handlung steigern, lieben überhaupt, wo sie hassen, und hassen, wo sie lieben sollten; sie thun alles mögliche Interessante und Aufregende, nur nichts Gescheites und Gesundes, weil sie, genau betrachtet, zuletzt doch immer gar nichts thun. Und es gibt wirklich Originale, die den Novellisten zu diesem poetischen Schattenspiel gesessen haben. Ich kenne mehrere solcher Frauen. Sie sind alle hochgeboren, bezaubernd schön, reich und geistvoll, reisen beständig durch alle Länder Europas, wobei man aber niemals etwas von ihren Männern zu sehen bekommt; Virtuosinnen der Grille und Laune, sind sie unendlich verschiedenen Sinnes, gleichgesinnt nur in einem Punkte: — sie schwärmen alle für Bayreuth."

„Meine Dame," entgegnete der Professor etwas verstimmt, „sieht diesem Zerrbild nicht im mindesten ähnlich. Sie reist von vornherein gar nicht, sondern sitzt zu Hause, während ihr Mann vielmehr unaufhörlich reist."

„Und wie heißt denn dieser Mann?"

„Wie er heißt? — Nun, der Mann der Frau von Bechen wird wohl Herr von Bechen heißen. Nach seinem Taufnamen habe ich nicht gefragt. Uebrigens scheint mir vielmehr dieser Mann und nicht die Frau aus einer der geschilderten Novellen geschnitten. Denn er ist sozusagen vaterlandslos, Sohn eines deutschen Vaters und einer englischen Mutter, in Rußland geboren und erzogen, auf dem kosmopolitischen Boden des Hofparketts gebildet, grillenhaft und eigensinnig, ein herzloser Egoist, der das sinnige, überzarte, echt deutsche Wesen seiner unglücklichen Gemahlin nicht versteht und ihrer gar nicht wert ist, weshalb die freiwillige Trennung beider Gatten wohl das Vernünftigste war, was sie thun konnten. Und wenn es der armen Frau zur Zeit an einem Lebensberuf fehlt, so hat sie vordem doch den edelsten weiblichen Beruf geübt, als sie noch auf Schloß Laubenstein ihren kranken Vater pflegte. Berufslos wurde sie erst durch die Ehe, welche einer Frau, die den rechten Mann findet, doch erst den wahren Beruf verleiht."

Der Graf war sehr aufmerksam geworden. „Hat Frau von Bechen selber Ihnen diese Schilderung ihres Gemahls gemacht?" fragte er in ganz verändertem Tone.

„Ja und nein! Sie gab nur die Zeichnung, ich trug die Farben auf. Und wenn Frau von Bechen zeichnet, so kann sie es nur in Linien so zart und fein und rein, wie sie selber ist. Die groben Drucker sind also von mir. Ja mir scheint, sie liebt noch immer diesen Mann, der sie nicht versteht; sie liebt ihn tiefer, als sie weiß. Als er um sie warb, liebte sie ihn noch nicht; als er sich ihrem besseren Wesen fügte, begann sie ihn ein wenig zu lieben; da er sich ihr entfremdete, wuchs ihre Liebe, und seit er sie verlassen hat, wurde diese Liebe immer stärker. Sie forschte verstohlen nach seinem Aufenthalt, während er sich um den ihrigen nicht mehr kümmerte. Sie träumte von einem verlorenen Paradies, doch unter der Hand wurden verschiedene Paradiese daraus. Und ich glaube, sie hat noch ein weiteres dazu verloren, ohne zu wissen, daß sie es jemals besessen: das Paradies der unter Kampf und Widerstand still aufkeimenden pflichttreuen Liebe."

Während dieses Gesprächs waren die beiden Reisenden von der Hardt wieder in die Stadt hinabgestiegen, und im Lärm und Gedränge der engen Straßen schwieg der Professor. Auch der so redefertige Graf wurde einsilbig; — dann verstummte er ganz.

Man trennte sich. Ein jeder war für den Abend anderswohin versagt, und am nächsten Morgen früh mußte Professor Walter abreisen, vorerst nach Krefeld, um dort über den „Chor in der griechischen Tragödie" zu sprechen. In acht Tagen hoffte er in Trier zu sein, welches diesmal gleichfalls zu seinen „Vortragstädten" zählte.

Er fragte den Grafen, ob er nicht mit ihm in Trier zusammentreffen wolle, um die merkwürdige Stadt und den Mosaikboden mit der neuen ionischen Halle zu sehen?

Allein Graf Bleydenperg hatte kein Interesse für Altertümer und war, wie er sagte, jetzt reisemüd. Er beabsichtigte zunächst eine mehrmonatliche Rast in Wiesbaden.

„Ich liebe," so sprach er, „die Badeorte im Spätherbst, und Wiesbaden vor allen. Die Stadt ruht dann und ist doch nicht tot, die Natur geht schlafen und ist doch noch schön. Ich kann heute still wie auf dem Lande leben und morgen alle Genüsse einer Großstadt aufsuchen; ich freue mich der reinlichen Promenaden, die vereinsamt sind, als ob sie für mich allein gemacht wären, und bin doch auch Herr in dem immer noch überfüllten Hotel; aber die peinlichen Kranken und die leidigen Vergnügungsreisenden sind verschwunden, und für den Winter eingemietete Familien bieten die beste Gesellschaft. Mehr noch zieht mich jedoch ein Kreis alter Freunde nach jener Stadt, lauter Generale außer Dienst. Ich nenne die lustigen alten Herren meine Herbstfreunde: denn wir sehen uns dort jeden Herbst wieder. Es ruht ein eigener Zauber auf solchen Saisonfreundschaften. Sie bleiben frisch und jung, weil sie immer wieder getrennt werden; genießt man sie dann nach Jahresfrist aufs neue, so ist's uns doch schon wieder in der ersten Stunde, als seien wir niemals getrennt gewesen. Aber auch ein leis wehmütiger Gedanke trübt das fröhliche Wiedersehen — doch nein!

er verklärt es: wir erinnern uns, daß wir alle um ein Jahr älter geworden sind."

## Achtes Kapitel.

Professor Walter war spät abends in Trier angekommen. Am anderen Morgen eilte er schon um neun Uhr auf die Stadtbibliothek, um sich bei dem würdigen Bibliothekar vorerst nach Frau von Bechen zu erkundigen, bis die schickliche Zeit zum Besuch auf der Villa herannahte.

Er fand den alten Herrn genau so, wie er ihn vor vierzehn Monaten verlassen, und auch das Zimmer hatte noch seine richtigen dreiundzwanzig Grad Reaumur.

Der Büchermann sprach etwas kühl von Frau von Bechen. „Sie hat allerdings die Menschen nicht mehr ganz gemieden und einige Besuche angenommen und erwidert. Auch ging sie manchmal durch die Stadt, wobei man sie genau beobachtete, aber immer nur einsam, nur von ihrer Engländerin begleitet: sie hat die Porta Nigra angesehen, und die Thermen, die aber keine Thermen sind, sondern eine Basilika, ein Kapitol, ein Centisanum, ein Palast oder sonst dergleichen. Früher suchte sie die Einsamkeit bei sich, jetzt sucht sie dieselbe in der Welt."

„Wer aber die Einsamkeit in der Welt sucht, der findet zuletzt die Welt und verliert die Einsamkeit," — unterbrach der Professor und fragte, ob denn

Frau von Bechen die ganze Litteratur über Mosaik schon durchstudiert habe?

„Sie hat nicht eine Zeile über Mosaik zu lesen begehrt, dagegen verlangte sie zahlreiche andere Bücher."

„Und welche?" rief der Professor hastig.

Der Bibliothekar schlug das Ausleihebuch auf und las: „Frau von Bechen: — Martens, Guide diplomatique; Bilder aus der Petersburger Gesellschaft; Vatell, Droit des gens; Schleiermachers Monologe; Mischler, Das Eisenhüttengewerbe; Spees Trutznachtigall; Roschers Grundlagen der Nationalökonomie; Paul Gerhardts geistliche Lieder, — und dann folgt noch ein ganzes Dutzend Memoiren und Biographien berühmter Staatsmänner von Sully bis Bismarck. Was so eine vornehme Dame nicht alles durcheinander liest! Für Kunst und Altertum hat sie jedoch gar keinen Sinn. Ich zeigte ihr das Juwel unserer Bibliothek, den Codex aureus; sie würdigte ihn aber kaum eines Blickes. Der Geheime Sanitätsrat ist besorgt wegen ihrer Gesundheit, er sagt, es entwickle sich ein Nervenleiden bei der früher so gesunden Frau. Also scheint das, was man geselligen Verkehr nennt: — der Umgang mit Büchern, alten Bauwerken und Menschen — ihrer Natur nicht besonders zuträglich. Ueberdies sind seit einiger Zeit bedenkliche Gerüchte über Frau von Bechen im Umlauf. Man hält sie für eine Abenteurerin: sie soll einen falschen Namen führen; die Polizei hat bereits in aller Artigkeit darüber nachgefragt, und es könnte sein, daß sich die Gesellschaft nun von ihr zurückzieht, wo sie dieselbe zu suchen be-

gönnt. — Sie ist seit voriger Woche verreist, wie man meint, um die Sache wegen des falschen Namens in Ordnung zu bringen. Vielleicht findet sie den richtigen Namen unterwegs und bringt ihn mit, oder sie findet ihn nicht und kommt auch nicht wieder."

Der Professor erschrak gewaltig über diese Auskunft. Er wußte durchaus nicht, was er dazu denken sollte, und eilte sinnend und rätselnd in seinen Gasthof zurück.

Dort überreichte ihm der Portier einen Brief; die Adresse war von bekannter Hand. Denn obgleich er in seinem Leben erst drei Zeilen dieser Schrift gelesen hatte, würde er sie doch unter Tausenden erkannt haben: — es war ein Brief von Frau von Bechen, der schon seit acht Tagen, seit ihrer Abreise, dalag, und den er in zitternder Hast erbrach.

Sie schrieb, daß sie von seinem bevorstehenden Besuch in Trier vernommen habe und sich sehr gefreut haben würde, ihn wiederzusehen. Allein dringende Geschäfte riefen sie in ihre Heimat, nach Laubenstein; nur für wenige Tage werde sie überhaupt noch nach Trier zurückkehren, um die Einleitung zum Verkauf ihrer Villa zu treffen. Sie fürchte, daß man ihm in der Stadt Fabeln und Märchen von ihr erzähle, darum schreibe sie diese Zeilen, weil sie wolle, daß ihm ihr Bild wahr und klar bleibe. Aus der Einsamkeit hervortretend, habe sie mit Schrecken gewahrt, daß sie bisher wie im Schlafe gewandelt sei, daß sie wie eine phantastische Abenteurerin gelebt habe; denn auch wenn man gar nichts thue, könne man abenteuern, ja dann vielleicht am meisten. Sie habe seit seiner Abreise mit

aller Kraft gerungen, das Wesen ihres Mannes zu verstehen und ihm gerecht zu werden, sie habe Interesse für seine Interessen zu gewinnen gesucht, sie sei in Gedanken mit ihm nach Petersburg gezogen; ja sie habe an seinen politischen Studien teilgenommen — zu spät! wie sie jetzt einsehe. Ihr Leben sei verfehlt durch eigene Schuld. Darum werde sie sich nach Laubenstein zurückbegeben, auf den für sie einzig festen Boden der Jugendheimat, und ein Beruf werde sich dort ja finden, solange es verwahrloste Kinder zu erziehen, Arme zu unterstützen, Kranke zu pflegen, Unglückliche zu trösten gebe. Da liege das verlorene Paradies, welches sie wiedergewinnen müsse, und der Geist seines verstorbenen Bruders sage Amen zu diesem Plan.

Tief bewegt steckte der Professor den Brief in die Tasche und ging ziellos durch die Stadt und über die Moselbrücke, und eh' er sich's versah, stand er vor der Pforte der Villa Bechen.

Er wollte hineingehen, um sich zum letztenmal die vom edelsten Frauenherzen geweihte Stätte zu betrachten, und die ionische Halle und die Mosaik, welche doch nicht so heilkräftig gewirkt, wie er's erwartet hatte.

Noch stand er zögernd vor dem Pförtnerhäuschen. Da fuhr ein Wagen vor und ein Herr stieg aus, der dem Professor beim ersten Blick bekannt schien; — noch einen Blick auf den Fremden: — es war Graf Bleydenperg.

„Wie kommen Sie hierher?" fragte der erstaunte Professor. „Ich glaubte Sie in Wiesbaden."

„Dort war ich auch ganze sieben Tage. Aber mich lockte es zu einem Ausfluge nach Trier, um den neuen

römischen Mosaikboden zu sehen, von welchem Sie so begeistert erzählt haben."

„Sagten Sie denn nicht, Sie interessierten sich nicht für Kunst und Altertum?"

„Freilich sagte ich das. Allein soll man nicht seinen Geschmack bessern, seinen Horizont erweitern? Man wird seine Lebtage nicht zu alt zum Lernen. Uebrigens habe ich soeben schon alle Mosaiken verwünscht, antike wie moderne. Ich frage in Trier nach dem neuentdeckten Mosaikboden der Villa — den Namen hatte ich ganz vergessen —; da führt mich der Lohndiener in ein Weinhaus mitten in der Stadt, und als ich ihm bemerkte, dies sei doch keine Villa, behauptete er, hier bekomme man den besten Scharzhofberger und Josephshöfer, weit besser, als auf irgend einer Villa ringsum — (diesen Trierern geht doch ein guter Wein über alles!) — und so kam ich, fast ohne zu wissen wie, in einen Keller, wo bei Gaslicht eine große Mosaik zu sehen war, die wunderschön sein soll; aber ich habe sie kaum angeschaut; und nun erst sagt mir der Lohndiener, wo die Villa mit der anderen Mosaik liege, mit der ‚trockenen Mosaik', wie er sich ausdrückte: denn jene im Weinhaus nenne man die ‚nasse Mosaik', und sie werde von den Fremden bei weitem bevorzugt."

Der leichte Ton des Grafen berührte den Professor unangenehm. Er war zu ernst gestimmt und merkte nicht, welch tiefe Bewegung auch beim Grafen den leichten Ton durchzitterte.

Sie traten in den Park. Der Pförtner führte sie freundlich zu der neuen Halle und berichtete unter-

wegs, daß die Frau Baronin schon morgen zurückerwartet werde.

Ein kleiner, aber stilvoller Bau aus grauem feinkörnigem Sandstein und weißem Marmor erhob sich über der Mosaik, die nun völlig freigelegt war, schön umrahmt und sehr günstig beleuchtet.

Der Graf hätte wohl einige erläuternde Worte des Professors über das Kunstwerk erwarten dürfen. Allein dieser schien mit seinen Gedanken ganz wo anders zu sein, als bei den neuen ionischen Säulen und dem alten Fußboden. Er setzte sich auf die steinernen Stufen, welche zu dem Heiligtum führten, und blickte in die Landschaft hinaus.

„Worüber werden Sie heute abend lesen?“ fragte endlich der Graf.

„Mein Thema heißt: ‚Sophokles' Antigone und das antike Ideal der Weiblichkeit‘. Mir scheint dieser Stoff besonders passend für das hiesige Publikum; ich habe ihn eigens für Trier durchgebildet. Aber ich fürchte, ich werde sehr zerstreut sprechen und vielleicht unbewußt allerlei moderne Züge hineintragen. Offen gesagt: ich bin beunruhigt durch einen Brief, den ich vorhin erhielt. Bei unserem Zusammentreffen in Elberfeld erzählte ich Ihnen von der Besitzerin dieser Villa; ich hoffte damals, sie werde genesen von ihrem Seelenleiden, sie werde entsagend und doch still beglückt, gehoben durch den beseligenden Frieden des hellenischen Geistes, an diesem unvergleichlich schönen Orte neue Kraft, neue Freude des Lebens schöpfen. Allein ich war im Irrtum. Sie ist unglücklich, weil

sie ihren Mann erst lieben lernte, als sie ihn verloren hatte, und sie wird ihn nicht wiedergewinnen; denn er verließ sie, weil er sie überhaupt nicht lieben kann. Für dieses Unglück gibt es keine Heilung. Und wenn sie in ihrer früheren Heimat, umringt von tausend traurigen Erinnerungen, nun wieder den Frieden suchen will, den sie hier nicht finden konnte, so ist die neue Täuschung ärger als die alte. Ich habe Ihnen so viel von dieser armen Frau erzählt, der ich ums Leben gern helfen möchte, und Sie haben so teilnahmvoll zugehört, daß ich keine Indiskretion zu begehen glaube, wenn ich Ihnen den Brief mitteile. Lesen Sie!"

Der Graf ergriff hastig das Blatt, setzte sich neben den Professor auf die Stufen und las.

„Vielleicht wäre der Dame dennoch zu helfen," rief er dann, das Blatt zurückgebend, — „zu helfen, wenn wir ihren Mann bewögen, daß er sich bekehrte, daß er wiederkäme und Liebe mit einer Liebe erwiderte, die vielleicht ebenso unvermerkt in ihm glimmt wie in ihr."

„Das ist nicht möglich, bester Herr Graf! Ein Mann, der solch ein Weib so lange verkannte, ist unverbesserlich. Und wie sollen wir uns ihm aufdrängen? wer gibt uns das Recht der Einmischung in diese innerste Angelegenheit seines Hauses und Herzens?"

„Vielleicht treffen wir ihn irgendwo zur rechten Stunde und öffnen ihm die Augen, wenn wir beide uns recht fest zu diesem Zwecke verbünden. Wollen Sie das? Ich bin bereit. Schlagen Sie ein!"

Der Professor erhob sich und ergriff die dargebotene Hand. Es war ein feierlicher Moment, wie

sich die beiden wohldenkenden Männer so leidenschaftlich zu dem guten Werke verbrüderten.

„Da wir beide uns nun wieder ein Stückchen näher gerückt sind," sagte der Graf, „so erlauben Sie mir eine Frage. Ich habe mich nie nach Ihrer Familie erkundigt, noch Sie nach der meinigen. Sind Sie verheiratet?"

„Allerdings! — Erst seit drei Jahren, und sehr glücklich dazu. Meiner Frau einziges Leidwesen sind diese Ferienreisen, diese Vortragsfahrten, die mich so oft und lang von Hause entführen und gerade zu einer Zeit, wo ich mich der Häuslichkeit am schönsten widmen könnte. Allein es ginge nicht an, die Frau auf Reisen mitzunehmen, bei denen ich keinen Tag mir selbst gehöre, und wenn Sie, lieber Graf, jemals Wandervorträge halten sollten — denn nächstens tragen alle Stände vor — rate ich Ihnen gleichfalls dringend, Ihre Frau Gemahlin zu Hause zu lassen. Aber sind Sie denn überhaupt verheiratet?"

„Allerdings! — Nur leider nicht ganz glücklich. Doch beschloß ich gerade darum, meine Frau in Zukunft auf meine Arbeitsreisen mitzunehmen. Und wenn Sie, lieber Professor, jemals politische Reisen machen sollten, sei es zum Landtag, zur Enquete oder in irgend welcher Mission — denn nächstens ist ja jedermann ein Staatsmann — dann rate ich Ihnen gleichfalls dringend: lassen Sie sich von Ihrer Frau begleiten."

Unter diesem Gespräch kehrten sie der Mosaik den Rücken, ohne sie überhaupt nur ordentlich angesehen zu haben, und gingen gegen die Villa hinab.

Der Professor blieb wie angewurzelt stehen und hielt den Grafen am Arme zurück. „Unmöglich!“ rief er — „und doch! Sie ist es! sie selber!“

Halbwegs, als sie eben um die Ecke des Laubgangs bogen, kam ein Frauenpaar von drüben auf sie zu.

Er hatte kaum das Wort gesprochen, als Frau von Bechen schon vor ihm stand und ihn freundlich begrüßte, indes der Graf auf der einen, die englische Gesellschaftsdame auf der anderen Seite gleicherweise zurücktraten.

„Ich bin um einen Tag früher heimgekehrt, als ich vorgehabt,“ fügte die Dame dem Gruße hinzu, „und freue mich nun herzlich dieses kaum gehofften Zusammentreffens.“ Ihre Stimme war etwas schwächer als sonst, ihr Gesicht blässer, aber sie sprach und bewegte sich wie immer mit jener anmutigen Freiheit, die auch bei der vereinsamten Frau die geborene Aristokratin erkennen ließ.

Dagegen war der Professor verlegen und seine erlernte Weltkunst ließ ihn etliche Minuten im Stich. Doch faßte er sich rasch, sagte alles, was man bei einer angenehmen Ueberraschung sagen muß, wandte sich dann seitwärts und stellte mit leichter Handbewegung vor:

„Herr Graf Bleydenperg — Frau von Bechen!“

Der Name des Grafen und ein Blick auf seine Person wirkte wie ein Blitzstrahl auf die Dame. Sie fuhr zusammen, erblaßte, stieß einen leisen Schrei aus und würde umgesunken sein, wenn nicht der Graf hinzugesprungen wäre und sie in seinen Armen aufgefangen hätte.

Er hielt sie fest umschlungen und rief: „Ada,

Ada, ich lasse dich nicht wieder!“ bis sie zur Besinnung kam. Wortlos brach sie in heftiges Weinen aus. Der Graf redete zärtlich beruhigend, und als er ihr die thränenfeuchte Wange küßte, trat nun der Professor seinerseits in den Hintergrund; denn ihm dämmerte mit einemmal der wahre Zusammenhang.

Kaum aber war er zehn Schritte zurückgetreten, so redete ihn die Gesellschafterin, die gar nicht wußte, was sie zu der Scene denken sollte, auf englisch an und bat um Aufschluß. Allein der Professor hatte im Augenblick all sein Englisch vergessen, und verstand kein Wort, obgleich er sonst Chaucer und Shakespeare im Urtext las.

So waren auch hier im Hintergrunde auf einmal die Rollen vertauscht: die allzeit stumme Engländerin sprach und der sonst so redefertige Professor spielte die stumme Person.

Um weder zu stören, noch gestört zu werden, zog er vor, einen kleinen Spaziergang zur Mosaikhalle zurück zu machen, und ließ die arme Engländerin recht unhöflich in ihrer Unwissenheit stehen.

Vor der Halle setzte er sich wieder auf jene Steinstufen, wo er vor wenigen Minuten dem Grafen gelobt hatte, ihn aufzusuchen, der doch vor ihm stand, und ihm die Augen zu öffnen, die doch damals schon geöffnet waren. Er freute sich, daß nun wohl das Leid der armen Frau gewendet sei, und es war ihm trotzdem wehmütig, daß es sich *jetzt* schon gewendet; er hätte gern noch einige Zeit an dem schmerzlich-süßen Romane fortgesponnen. Auch verdroß es ihn fast, daß die Genesung der Leidenden nun voraussichtlich in so ganz anderer

Weise sich vollenden werde, als er gedacht. Der ionische Tempelbau war doch recht nutzlos gewesen! Er blickte ärgerlich auf die Mosaik, deren blasender Meergott ihn höhnisch ansah. Hätte ihn diese Mosaik nicht verblendet, hätte das archäologische Fieber sein philologisches Auge nicht getrübt, so würde er den Grafen schon in Elberfeld als den Mann seiner Frau erraten haben.

Da klopfte ihm jemand auf die Schulter: der Graf stand vor ihm mit der Gräfin im Arme, die zwischen Thränen lächelte.

„Dies ist der Mann," sprach er zu ihr, „der alles zusammen weiß und überschaut, der im Vertrauen beider Parteien stand. Er wird uns noch manches aufklären müssen, herüber und hinüber, und er und ich, wir haben uns vorhin die Hand gegeben auf festes Zusammenhalten. Ich würde dich nicht wieder gefunden haben ohne ihn; ich suchte schon lange nach dir, aber der falsche Name ließ mich die Spur verlieren — —"

„Und eben dieser Name und die Archäologie," unterbrach der Professor, „schlug mich mit Blindheit; denn sonst hätte ich schon vorige Woche gemerkt, daß nur Sie der ewig reisende Mann dieser stets stille sitzenden Frau sein könnten. Aber Worte und Namen, zumal wie hier aus erster Quelle, sind das Gewisseste in der Welt, und worauf soll ein Philolog noch bauen, wenn selbst die Worte wanken?"

„Und wie kamst du zu dem Namen ‚Bechen', den ich nie gehört?" fragte der Graf seine Gemahlin.

„Ich suchte nach einem ganz unbekannten Namen, um mich vor aller Welt zu vergraben, und wußte

nicht, daß eine Frau im modernen Kulturstaate eigentlich gar nicht so beliebige Namen führen darf, wie in den Romanen und Novellen. Unter vielen Namen, die ich ersann und wieder verwarf, blieb ich aber gerade bei diesem stehen, weil er — mit einem B anfängt, wie dein, wie unser gemeinsamer Name."

„Da sieht man, wie die Liebe doch niemals völlig erlosch," rief der Graf. „Sie hatte mich ganz aufgegeben, nur an meinem Anfangsbuchstaben hielt sie mich in der schlimmsten Stunde noch fest!"

„Und da sieht man, daß dennoch in Wort und Buchstaben die letzte Wahrheit liegt, wenn man jene nur richtig zu deuten vermag!" rief der Professor.

„Wir werden nun wohl noch einige Zeit hier in Trier bleiben," fuhr der Graf nach einer Pause fort. „Ich habe zwar bis jetzt von dieser berühmten Stadt nichts weiter gesehen als zwei Mosaiken, die nasse, im Keller bei Gasbeleuchtung, und die trockene hier im Park beim hellsten Sonnenschein; aber trotzdem gefällt mir dies Trier ganz außerordentlich."

„Nein! Laß uns fortziehen, wohin du willst, aber hinweg von diesem beschämenden Orte!" rief die Gräfin tief erregt. „Der Boden brennt mir unter den Füßen!"

„Und doch wirst du, beruhigteren Sinnes, gerne noch etwas hier verweilen. Denn siehe, ich muß vorerst noch ein kleines Stück von all dem nachleben, was du hier so lange und einsam durchgelebt hast, und das kann ich nur voll und ganz mit dir allein an diesem zauberhaften Orte."

Dann wandte er sich zu dem Freunde: „Sprach

ich nicht auf der Hardt meine Sehnsucht aus nach einer glückseligen Insel? Ach, es war ein schöner Gang, hinauf nach jener Idylle der Hardt aus dem fürchterlichen Getöse der unten gelagerten Stadt! Hätten wir ihn nicht gemeinsam gemacht, so würde ich heute nicht hier stehen auf dieser noch viel glückseligeren Insel! Doch nein! solche Inseln sind überall und nirgends; der Ort macht nicht den Menschen, sondern der Mensch den Ort. Du träumtest so manchmal vom verlorenen Paradies, liebe Ada. Denke dir, ich habe in jüngster Zeit zum öfteren auch davon geträumt, und eben dieser Traum trieb mich von Wiesbaden nach Trier. Es gibt viele verlorene Paradiese: das Paradies unserer eigenen Jugend — wir kennen es alle! — das Paradies des Jünglingsalters der Menschheit — das kennen Sie am besten, teurer Freund —, das Paradies Gottes, der sich der Welt offenbarte — das erfassest du so tief, liebe Ada! Auch ich dachte gar manchmal an das letztere, und da fand ich, es erscheint uns wiederum in vielfacher Weise. Um uns aber Vorschmack und Richtweg aller seiner Paradiese zu zeigen, gab uns Gott unverdient das reine geliebte und liebebedürftige Weib, welches wir wie eine Heilige umfassen und festhalten sollen. Darf ich dieses verlorene Paradies wiedergewinnen?"

Ihr großes feuchtes Auge hatte fernhin in den Frieden der Herbstlandschaft geblickt. Jetzt wandte sie leicht ihr Antlitz und schaute noch viel heller durch sein tiefes Auge in die Tiefe seiner friedebedürftigen und friedeverheißenden Seele. Und dieser Blick und ein Druck der Hand sagte mehr, als jedes Wort vermag.

Wanda Zaluska.

1874.

## 1.

Wanda Zaluska — so hieß das schönste Edelfräulein am Hofe des Polenkönigs Sigismund III.

Ihr hoher Wuchs war tadellos, ihr Gesicht edelfein geschnitten, verfeinert noch durch vornehme Blässe, das Auge blitzte Feuer und Geist, und die schwarzen Locken wallten voll und reich auf den weißen Nacken. In der gezierten Hofsprache damaliger Zeit nannte man sie Minerva, Diana, die Vestalin, Lucretia; denn mit stolzer Ueberlegenheit nahm Wanda die Huldigungen der Männer entgegen, ohne sie zu erwidern, — und ihr huldigten alle, vom alternden König bis zum knabenhaften Pagen.

Alle — bis auf einen!

Dies war der Herr Georg von Erstein, ein Kurländer, welcher seit einem Jahr am polnischen Hofe verweilte. Der einzige Protestant des hochkatholischen Kreises, stand er gewöhnlich etwas abseits in der Gesellschaft, aber der König schätzte und ehrte ihn als einen tapferen Soldaten, der auf den deutschen Schlachtfeldern des beginnenden Dreißigjährigen Krieges seine Schule gemacht.

Georg von Erstein hielt sich gerade so vornehm

artig und so vornehm kalt gegen Wanda, wie die schöne Polin ihrerseits gegen jedermann. Dies reizte ihre Aufmerksamkeit. Verstohlen beobachtete sie den Deutschen. Sollte er allein den Zauber ihrer Gegenwart nicht empfinden? Ihr Ehrgeiz flammte auf, ihr Zorn entbrannte, ihr Stolz war gekränkt.

Aber sie verbarg diese Gefühle. Sie betrachtete den Herrn von Erstein öfter als sie wollte, sie redete ihn häufiger und huldvoller an als sie sich's selber eingestand. Wollte sie ihn doch ausspähen!

Andererseits bemerkte der Deutsche, daß er bemerkt ward. Seine Freunde neckten ihn mit der versteckten und dennoch unleugbaren Teilnahme, welche die Polin ihm allein zuwandte.

Kein Mann bleibt ruhig bei dem Gedanken, daß ein Mädchen ungestandene Liebe für ihn hege, die sie vor sich und ihm verberge und doch eigentlich ihm entgegenbringen möchte. Wir glauben da sofort weit mehr als glaubwürdig, wir sehen weit mehr als sichtbar ist, wir erwärmen uns wunderbar schnell für ein bis dahin ganz gleichgültiges Wesen. Besitzt sie doch die hohe Tugend, uns aus eigenem Antrieb zu verehren!

Georg von Erstein suchte nun die Blicke Wandas, und sonst so schweigsam, hatte er ihr jetzt so viel zu sagen.

In demselben Maß, als er sich näherte, wich jedoch das Fräulein zurück und steigerte die Leidenschaft, welche sie so geschickt durch ihr Zuvorkommen entfacht hatte, noch geschickter durch erheuchelte Kälte.

Allein sie konnte dieses Spiel nicht lange treiben; das heiße polnische Blut pulste so stürmisch in ihren Adern. Sie war entrüstet über sich selbst, daß dieser Deutsche, dieser Ketzer sie zu besiegen drohe; sie wollte ihn ja besiegen. „Vielleicht liebe ich ihn gar?“ — Sie erschrak über diese Frage, und doch wiederholte sie sich dieselbe täglich, stündlich.

Aber wenn sie ihn auch liebte, dann sollte wenigstens ihr Stolz in gleich hohem Genusse schwelgen, wie ihre Liebe. „Ich will mich dem Manne beugen, aber zuerst muß er sich mir gebeugt haben!“

Erfüllt von diesen Gedanken überraschte Wanda den Herrn von Erstein mit der ganzen bezaubernden Huld und Hingabe, die ihr so hinreißend zu Gebote stand, in einem Augenblicke, wo er sich dessen am wenigsten versah. Sie selber entlockte ihm das Bekenntnis seiner Liebe, und er konnte die Antwort in ihren Blicken lesen.

Wie berauscht schwelgte er in dem Schaudern des ungehofften Glückes.

Wanda aber sprach: „Zwei Menschen wie wir verzehren sich nicht in ziellosem Liebesgetändel. Unsere Leidenschaft ist kein Spiel, sie muß wahr sein. Entweder wir wollen uns ganz gehören, Mann und Weib, fürs ganze Leben, für Zeit und Ewigkeit, — oder wir sind uns von Stund an völlig fremd, fremder wie je zuvor. Ich aber werde niemals einem Ketzer zu eigen sein, einem Manne, der meine Kirche für falsch, meinen Glauben für Irrtum hält, der nicht mit mir die gleiche Seligkeit hofft, sondern der ewigen

Verdammnis entgegen geht. Es gibt nur einen Preis meiner Liebe und meiner Hand: — Eure Rückkehr zur alleinseligmachenden Kirche!"

---

## 2.

Erstein mahnte sie ab von ihrem Begehren. Vergebens. Er bat, er bestürmte sie um drei Tage Frist. Sie gewährte diesen Aufschub.

Bei kühlerem Blute fand Erstein die Zumutung, katholisch zu werden, halb beleidigend, halb lächerlich; aber er fand es reizend, daß eben Wanda ihn katholisch machen wolle. Es steht schönen Frauen so verführerisch, wenn sie mit Feuer und Geist verkehrt sind. Gegensätze des Denkens und Fühlens, die uns einen Freund entfremden würden, können uns bei einem Weibe fesseln. Im Freunde suchen wir das Verwandte, im Weibe das Fremdartige.

Erstein fand wenig Geschmack an den Polen, aber daß diese Wanda eine Polin war, dünkte ihm reizend, und obendrein eine so leidenschaftliche Polin, und vollends leidenschaftlich nur für ihn! Wie katholisch sah sie aus, ihre Augen waren unbestreitbar katholisch, sie mußte ganz und gar katholisch sein. Eine blonde, blauäugige Deutsche mochte zu Luther halten; doch in dieser Slavin kochte die Glut des Südens, die Polen sind die Italiener unter den Slaven, Wanda hätte für eine Römerin gelten können; — sie mußte katholisch sein!

Allein daraus folgerte doch noch nicht, daß er selbst, der ganz und gar keinem Römer glich, nun auch hätte katholisch werden müssen.

Sie forderte ihn durch ihren kühnen Willen heraus: also wollte auch er ihr seinen kühnen Willen zeigen. War ihr Widerspruch reizend, dann konnte er ihn ja durch neuen Widerspruch noch reizender machen.

Nach drei Tagen trat er vor Wanda und erklärte: sie habe recht, Gemeinschaft der Religion sei notwendig in der Ehe. Als seine Gattin würde sie mit ihm in ein lutherisches Land ziehen, sie beide würden gemeinsam über lutherische Unterthanen herrschen. Demnach sei nichts natürlicher, als daß sie lutherisch werde. Der Mann gebe der Familie den Namen, dem Hause das dauernde Gepräge, und das überlieferte Bekenntnis des Hauses müsse auch das Bekenntnis der neuen Frau des Hauses sein.

Wanda fuhr zornig empor. War das Spott oder Ernst? So hatte man noch nie zu ihr gesprochen. Sie sammelte sich eine Weile, dann sprach sie ruhig: „Der Sohn unseres Königs hätte Zar von Rußland werden können, wenn er seinen katholischen Glauben hätte abschwören wollen. Er verschmähte Rußland. Euer Herz wäre mir mehr als Rußland einem Prinzen, dennoch schlage auch ich es aus um jenen Preis.“

Erstein entgegnete: „Dieses Beispiel ist übel gewählt, denn es beweist für mich nicht minder wie für Euch. Auch mir ist Euer Herz ein höherer Besitz als Rußland dem Prinzen Wladislaw, dennoch müßte auch ich es ausschlagen um den Preis des Glaubenswechsels.“

Nach solchen Gegenreden gingen sie trotzig auseinander; — jedes die tiefere Liebeswunde im Herzen.

---

3.

Wanda zürnte dem starren, vermessenen Mann — und doch mußte sie ihn suchen: seine Starrheit war ja auch ihr so fremd, so neu, so reizend.

Sie wußte, daß er an den lauen Frühlingsabenden im Schloßgarten zu spazieren pflegte. Der Sitte trotzend ging sie in den Garten. Mit klugem Vorbedacht hatte sie das einfachste Gewand angelegt, welches ihr am schönsten stand, ein schwarzes Kleid mit tiefroten Schleifen; ihr dunkles Haar ergoß sich frei, nur durch eine schmale Perlenbinde gehalten, die sich anmutig um die hohe Stirne schlang.

So erschien sie reizender als je, da sie aus dem jungfräulichen Knospengrün der Laubgänge trat, und sie war sich ihrer Reize wohl bewußt.

Bei einer alten Tanne kreuzten sich zwei Wege. Dort begegnete sie dem Herrn von Erstein.

Fast war er erschrocken.

Aber ritterlich nahte er sich der Dame und bat sie um Verzeihung, daß er ihr neulich wohl zu schroff geantwortet habe. Er begann Worte seiner dennoch unzerstörbaren Liebe und Verehrung zu stammeln.

Sie unterbrach ihn.

„Folgt mir mit Eurem Geiste, wenn Ihr Euch aufschwingen könnt, laßt Euren Blick die Welt um-

spannen! Die römische Kirche ist die Kirche der Welt, die allgemeine; sie wird die ganze Welt erobern, wie Christus verheißen hat, Rom wird aufs neue werden, was es gewesen ist, die Hauptstadt der Welt bis ans Ende der Tage! Den kleinen Bürgern eurer Städte mag Luthers kleinbürgerliches Kirchlein genügen: der römische Glaube ist ein wahrhaft fürstlicher und adeliger. Bürgerskinder sind eure lutherischen Pfaffen und bleiben armselige Bürger, — aber Prinzen fühlen sich geehrt, Prälaten der römischen Kirche zu heißen, und der Kardinalshut adelt den Bauernsohn, daß er sich neben den ältesten Fürsten setzen darf. Doch über allen Fürsten thront der Papst mit der dreifachen Krone, alle Könige beugt der heilige Vater. Ich würde meinen Adelsbrief zerreißen, gehörte ich nicht zu dieser königlichen Kirche!"

Erstein hätte Schlagendes zu erwidern gewußt, aber Sinne und Gedanken vergingen ihm. Sein Auge schwelgte in dem Anblick des hohen Weibes, das gleich einer Seherin unter den dunklen Zweigen der alten Tanne stand, sein Ohr im Glockenton, im Gesang ihrer Rede. Die einzelnen Worte hörte er kaum.

Wanda hielt inne.

Dann wurde ihr Auge milder, ihre Stimme weich: „Die römische Kirche allein gibt Gewißheit der Gnade, sie überläßt uns nicht den Zweifeln unseres eigenen Denkens und Fühlens; sie bindet und löst mit klarem Spruche, sie tilgt unsere Sünden unwiderruflich, sofern wir uns ihr nur ganz ergeben. Die Schar der Seligen und Heiligen eilt uns zu Hilfe, tröstend,

fürbittend; die Kirche, die herrschgewaltige Fürstin wird zur gnadenreichen Mutter!"

Wie in einer Vision blickte Wanda nach oben, Thränen im Auge, lange schweigend.

Was kümmerte den deutschen Soldaten die ganze Heerschar der Heiligen! er sah eine Heilige leibhaft vor sich stehen, und die war ihm genug, er sprang empor, sie zu umfangen, — aber er prallte zurück.

„Und dennoch," rief er, „ich kann dir nicht folgen! Ich kann nicht brechen mit meinem ganzen Hause, ich kann meinem alten Vater das Herz nicht brechen!"

Da sprach Wanda fest und kalt: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, der ist meiner nicht wert!"

Sie erblaßte, als sie das Wort gesagt, es schauderte ihr, als sie auf sich und ihre Leidenschaft anwandte, was der Heiland von sich selbst und seinem Evangelium geredet hat.

Auch Erstein erblaßte. War ihm Wanda zuerst wie eine fürstliche Priesterin erschienen, dann wie eine Heilige, so deuchte sie ihm jetzt ein Dämon. Der Priesterin und der Heiligen hätte er widerstehen können, aber der Dämon war schöner noch als beide.

Der Frevel der Vermessenheit eines so holdseligen Wesens, die Mischung von Engel und Teufel — dieses ewig Menschliche! — packte ihn mit dämonischer Gewalt.

„Ich folge dir!" rief er, und streckte ihr die Hand entgegen.

Sie ergriff die Hand und flüsterte: „So werde auch ich dir folgen."

## 4.

Nach wenigen Wochen wurde der Uebertritt des Freiherrn Georg von Erstein zum katholischen Glauben mit großem Pompe öffentlich vollzogen. Bei der Zeremonie erfüllte ihn nur ein Gedanke: er hatte das schönste Weib des ganzen Hofes gewonnen, das stolzeste, sprödeste Herz hatte sich selber ihm zum Siege dargeboten. Was kümmerten ihn die Pfaffen hüben und drüben.

Georgs Vater daheim auf Schloß Erstein in Kurland erfuhr den drohenden Uebertritt des Sohnes erst, als es zu spät war. Heftige Briefe wurden gewechselt. Der Sohn trotzte auf das Recht seines freien Willens. Seine einzige Schwester, Maria, ein mildes, weiches Wesen, die den vereinsamten Vater pflegte, suchte zu versöhnen, zu vermitteln. Aber dem durch des Vaters Härte tief gekränkten Georg war keine versöhnliche Zeile abzuringen. Er fühlte sich als ein Soldat, der eine Schanze erstürmt hat; steht er nur siegreich oben, so hat er auch gut gefochten, und niemand soll bekritteln, wie er hinaufgekommen ist.

Zuletzt verbannte der Vater den Sohn aus seinem Hause; er wollte ihn in diesem Leben nicht wiedersehen.

Georg war erschüttert von dem harten Spruche.

Wanda aber sprach zu ihm: „Dein Vater geht auf falschen Wegen, doch geht er seiner Wege fest wie ein Mann, sei auch du ein Mann und erhebe dich!“

Und sie küßte ihn mit doppeltem Feuer.

In der That empfand sie in dem väterlichen Fluche erst den vollen Triumph ihrer Liebe. Georg hatte mit seinem ganzen vergangenen Leben gebrochen, was ihm früher lieb und heilig gewesen, das hatte er von sich gestoßen um ihretwillen. Nur einem solchen Manne konnte sie sich ergeben.

Am Johannistage 1628 wurde die Hochzeit gefeiert, die reichste und glänzendste seit Menschengedenken. Der König selber machte den Wirt, der ganze Hof verherrlichte das Fest. Georg ward beneidet von jung und alt.

Bescheiden und geneigten Hauptes trat die sonst so stolze Wanda vor den Altar.

Ein feiner Beobachter fand ihre Lippen besonders sprechend, denn sie seien leise wie von edlem Trotze aufgeworfen, und was in ihren beredten Augen geschrieben stehe, das könne man nicht lesen; denn sie waren von den tiefgesenkten Lidern verdeckt.

Der scharfsinnige Hofmann flüsterte seinem Nachbar ins Ohr: „Sie liebt ihn nur, weil sie ihn bekehrt hat — seltsame Liebe! und er hat sich bekehrt, weil er glaubte, daß sie ihn liebe — seltsame Bekehrung!“

---

## 5.

Der Freiherr von Erstein wurde der erklärte Günstling König Sigismunds: die polnischen Edelleute, welche ihn früher beiseite geschoben, buhlten jetzt um seine Fürsprache, und Wanda sonnte sich mit

ihm in dem Goldscheine der Macht, die sie beide vereinigt übten.

Nur die Briefe aus der kurländischen Heimat bereiteten dem Glücklichen mitunter schwarze Stunden. Die treue Schwester schrieb ihm ab und zu: zwar hatte ihr der Vater verboten, mit dem abgefallenen Bruder auch nur brieflich zu verkehren, aber schwesterliche Liebe ist milder als väterliche.

Wanda hätte jene Briefe gerne unterschlagen. Das zarte, feinfühlige Wesen Mariens war ihr zuwider. Die Schwester machte dem Bruder leise Vorwürfe — das mochte hingehen: aber sie suchte ihn mitunter auch zu entschuldigen — das reizte Wandas höchsten Zorn.

Entschuldigungen sind für schwache Geister, für starke Geister gibt es nur Recht oder Unrecht.

Im Jahre 1632 starb der Vater, unversöhnt. Auch König Sigismund war am 30. April desselben Jahres gestorben.

Georg von Erstein als einziger Erbe der Familiengüter konnte nicht mehr länger am polnischen Hofe bleiben; seine Pflicht rief ihn nach Kurland zurück.

Schweren Herzens willigte Wanda in die Uebersiedelung. Hätte sie ihrem Mann zuliebe das Vaterland und die Herrlichkeit des Hofes verlassen sollen, so würde sie aufs äußerste widerstanden haben.

Allein sie sagte sich, daß die Macht der äußeren Verhältnisse dieses Opfer fordere. Dem Manne aber rechnete sie dennoch das Opfer hoch auf in dem Schuldbuch seiner Liebe.

Schloß Erstein, ein alter burglicher Bau, lag weltverlassen im waldigen Hügellande, geschützt durch tiefe Wassergräben, welche sich in einem großen Teich sammelten. Auf dem jenseitigen Ufer stand die Pfarrkirche, umringt von den elenden Hütten der nächsten Gutsunterthanen. Die innere Ausstattung des Schlosses war veraltet und verwahrlost. Andere Edelsitze, mit denen man Verkehr hätte pflegen können, lagen weit entfernt und der streng lutherische Adel des Landes verschloß sich ohnedies dem heimkehrenden Abtrünnigen und seiner polnischen Gemahlin.

Das war eine neue Welt für Wanda — wie trostlos stach der einsame, verfemte Edelhof ab von dem prächtigen Königshofe!

Und dennoch fügte sich die Polin wider Erwarten leicht und sicher in die neue Lage; nur zwei Dinge waren ihr unerträglich: das Zusammenwohnen mit ihrer Schwägerin und das Luthertum der Gutsunterthanen.

Die schüchterne, bescheidene Maria drängte sich dem jungen Ehepaare nicht auf; sie bezog ein Stübchen in dem großen Turmbau des Schlosses, möglichst entfernt von den Wohnräumen Georgs und Wandas, und führte ihren eigenen Haushalt. Ohne den Umgang beider zu suchen, begegnete sie ihnen doch allezeit freundlich, liebevoll, keine Silbe des Vorwurfs gegen den Bruder kam über ihre Lippen.

Dies rührte ihn tief, wenn er sich's auch kaum merken ließ; für Wanda dagegen war das ganze Wesen Marias durchaus unverständlich, abstoßend; die schwei-

gende Liebe und Demut erschien ihr als Schwäche, als eine sehr gefährliche Schwäche. Sie entdeckte in den Gesichtszügen Georgs und seiner Schwester leise Familienähnlichkeit. Georg galt ihr und anderen für einen vollendet schönen Mann; von nun an konnte sie ihn nicht mehr so schön finden wie vorher: die Aehnlichkeit mit der Schwester entstellte ihn. Hätte sie doch diese leidige Schwester niemals gesehen!

Ueberhaupt meinte sie, ein Mann, den sie liebe, solle eigentlich gar keine sichtbaren Verwandten haben, am wenigsten weibliche.

Auf Schloß Erstein begann ein ganz neues Leben.

Die verfallenen Räume wurden üppig wieder hergestellt, ein kleiner, sehr zeremoniöser Hofhalt eingerichtet. Zwei Mönche, aus Polen verschrieben, sorgten für die geistlichen Bedürfnisse. Wanda hatte gelesen, daß Erstein vor Jahrhunderten von den Deutschherren gegründet worden sei; sie gefiel sich in dem Gedanken, die Mission dieses geistlichen Ritterordens wieder aufzunehmen und die Ketzerei im Lande auszurotten, wie jene das Heidentum ausgerottet hatten.

So begannen denn auch die Mönche ihre Bekehrungspredigt bei den Gutsangehörigen.

Aber die hartköpfigen Bauern wollten von den römischen Lehren ganz und gar nichts wissen, und die Gutsherrin fand es empörend und höchst unverschämt, daß die Unterthanen gescheiter sein wollten wie die Herrschaft, ja daß der Bauer seine von Gott gesetzte Obrigkeit wohl gar des Irrtums zeihe.

Und fanden sie dabei nicht einen Rückhalt an der

schweigsamen Maria, die im stillen vielleicht den Trotz des Volks unterstützte?

---

## 6.

Vier Jahre lang hatte Wanda vergebens auf Mutterfreuden gewartet. Auch dieses Glück sollte ihr endlich werden; sie gebar einen Sohn.

Die Stunden der Schmerzen für die Mutter, der Angst für den Vater waren lang und schwer; ihr Leben schwebte in höchster Gefahr; es wurde gnädig behütet, und ein starker Knabe, des Vaters Ebenbild, lag in der Wiege.

Verjüngte, verfeinerte, vergeistigte Schönheit umleuchtete das Gesicht der Wöchnerin; noch erinnerte das Leidende des Ausdrucks an die überstandene Gefahr, aber es war weit überwogen von seliger Verklärung.

Hatte doch die Mutter neues Leben für sich gewonnen und zugleich einem anderen Wesen gegeben!

Georg war nur von dem Wunsche beseelt, fortan ganz seiner Frau zu leben, ihr zu dienen, und wenn er jemals wahre Liebe für sie empfand, dann geschah es in diesen Tagen.

Nur langsam hatte sich Wanda erholt und gekräftigt.

So saß sie einstmals im Lehnstuhle, den schlummernden Knaben im Arme. Das weiße Morgengewand, die noch immer totenblassen Wangen, die feinen ab-

gemagerten Hände, die gedämpfte Stimme: es war das rührende Bild einer kaum genesenden Kranken.

Sie beredete mit Georg ihren ersten Kirchgang.

Der Mann freute sich dessen, aber die Frau war tief betrübt. Wie konnte man von einem Kirchgang reden! Eine enge, alte Hauskapelle, eilig hergerichtet, diente zum katholischen Gottesdienste. Man brauchte nur zehn Schritte über den Hausflur zu gehen, so war links die Speisekammer, rechts die Kapelle. Ueber dem Weiher dagegen stand die lutherische Pfarrkirche mit dem verwaisten herrschaftlichen Stuhle und der Familiengruft; vom Schloßportale führte eine stolze Lindenallee längs des Ufers zur Kirche hinüber.

Wanda hat eine Bitte: — sie will ihren ersten Kirchgang festlich, öffentlich vollführen — nach jener Kirche!

Georg erschrickt.

Aber die Schwache, Leidende bittet so innig, sie ist so kummervoll über die Demütigung, daß sie mit ihrem Erstgeborenen, dem künftigen Gutsherrn, den Segen des Priesters gleichsam verstohlen in der Kapelle empfangen solle.

Georg überschaut sofort die ganze Kette der Vorbedingungen und Folgen, welche ungesagt in jener Bitte liegen; allein die Trauer des gebeugten Mutterherzens übermannt ihn. Und doch muß er sich bei dem lieblichen, ergreifenden Anblick des bleichen Weibes der Stunde unter der Tanne erinnern, wo Wanda gebietend wie ein Dämon ihn erfaßte. Er sieht den Engel im lichten Gewande vor sich sitzen und zugleich den Dämon.

Die klaren Gedanken schwinden ihm wie damals.

Er verspricht, daß er seine Unterthanen rasch, und sei es mit Gewalt, zum katholischen Glauben führen wolle; die Kirche solle neu geweiht werden, und dann könne Wanda dort ihren ersten Kirchgang halten, festlich und öffentlich.

Wie gesagt, so gethan.

Kraft des damals geltenden Grundsatzes, daß der Herr des Landes auch Herr des Bekenntnisses sei, wurde den Bauern die Bekehrung befohlen, und die zwei Mönche schritten sofort zum Werk. Selbst die überlieferte Volkstracht mußte mit dem Luthertum abgelegt und gegen eine katholische vertauscht werden; die Männer bekamen Piuskappen und die Weiber römische Hauben geschenkt.

Vergebens protestierten die Bauern, klagten beim Herzog Friedrich und suchten Hilfe bei Ritterschaft und Landschaft. Gestützt auf das Fürwort der polnischen Regierung trotzte Erstein.

Hatte er auf eigene Verantwortung den Glauben gewechselt, warum konnten's die einfältigen Bauern auf seinen Befehl, auf seine Verantwortung nicht so viel leichter thun? Von Herzen gleichgültig in religiösen Dingen, ward er ein Fanatiker aus Rechthaberei.

Nach drei Monaten war alles in Ordnung. Die Bauern mußten sich ducken und das neue Credo lernen, die Ersteiner Pfarrkirche wurde katholisch geweiht.

An einem herrlichen, wolkenlosen Junitage hielt Wanda ihren ersten Kirchgang.

Festlich und öffentlich, wie sie's begehrt, wallte der Zug reichgeschmückt durch die große Allee; Wanda hochbeglückt, nun wieder in rosiger Frische blühend, Georg selbstzufrieden in kaltem Stolze, die Bauern und Dienstleute innerlich tief gebeugt. Doch durften sie sich's nicht merken lassen.

Zur selben Stunde, wo in Erstein alle Glocken zum Hochamt läuteten, hatte sich ostwärts in den Hügeln, nur anderthalb Stunden Wegs vom Schlosse entfernt, eine kleine stille Gemeinde unter einem weitschattenden Lindenbaume versammelt. Es waren die wenigen Gutsleute, welche lieber aus dem Lande fliehen, als den Glauben der Väter abschwören wollten. Dort hielt ihnen der verjagte lutherische Pfarrer die letzte Predigt und reichte ihnen Kelch und Brot zum letztenmal auf heimischem Boden.

Der Baum ward fortan beim Volke die „heilige Linde" genannt; man hielt es für Frevel, auch nur ein Blatt von derselben zu brechen, selbst die Neubekehrten flüsterten sich zu, diese Linde habe zauberisches Leben, sie rücke unvermerkt dem Schlosse Erstein immer näher, und wenn sie dereinst vor den Burggraben gekommen sei, dann müsse Erstein wieder lutherisch werden.

In der ganzen Herrschaft aber gab es keinen Protestanten mehr, des Freiherrn Schwester und ein altes Weib ausgenommen, die siebzigjährige Anna Rorel. Sie wollte sich nicht bekehren und wollte auch nicht auswandern. Da sie aber fünfzig Jahre als treue Magd in Georgs väterlichem Hause gedient

hatte, so befahl dieser trotz Wandas Widerspruch, die Frau in Frieden zu lassen.

Unfern der heiligen Linde siedelte sie sich in einem verlassenen Blockhause an, und man nannte sie die Wächterin der Linde. Milder Leute Barmherzigkeit spendete ihr, was sie zur Notdurft brauchte, und jeden Sonntag sah man die Alte über die Grenze zwei Stunden weit zur Kirche gehen.

---

## 7.

Wanda hätte nichts mehr zu wünschen gehabt, wenn nur noch Georgs Schwester hinweggezogen oder wenigstens katholisch geworden wäre.

Da zu dem einen gar keine Aussicht vorhanden war, so versuchte man das andere desto eifriger.

Die Mönche bewiesen Marien aufs schlagendste die Richtigkeit der römischen Dogmen; das Mädchen hörte aufmerksam zu und gestand, daß sie als Mönche ganz recht haben möchten.

Georg schilderte ihr höchst beredt, welche Vorteile dem Ersteinschen Hause durch seinen Uebertritt und die Verbindung mit Wanda für alle Zukunft erwachsen seien; er zeigte klar, wie die politische Macht des deutschen Protestantismus im Erlöschen begriffen, ja seit dem Tode Gustav Adolfs eigentlich bereits erloschen sei.

Marie bestritt nicht, daß die Ersteinsche Haus-

politik und die Reichspolitik zur Zeit besser mit dem Papste fahre als mit Luther.

Selbst Wanda besiegte ihren persönlichen Widerwillen und besuchte Marien öfters, um ihr bald in süßesten Schmeicheltönen, bald in hoch aufjubelnden Hymnen die Glückseligkeit zu malen, deren sie sich im Schoß der katholischen Kirche hier auf Erden schon teilhaftig fühle.

Marie freute sich des Glückes der Schwägerin und bekannte, daß sie wahrscheinlich ebenso fühlen und reden würde, wenn sie Wandas Natur und Gaben nur von ferne besäße und einem polnischen Geschlecht entstammte.

Wanda und die Mönche meinten, Marie sei ja schon mehr als halb bekehrt, es versage ihr nur das letzte Wort. Georg dagegen kannte seine Schwester besser, und versicherte, dieses letzte Wort werde sie niemals sprechen.

Ein Jahr verging.

Marie wurde immer stiller, duldsamer bei den Bekehrungsversuchen. In gleichem Maße wuchs die Selbsttäuschung Wandas und der Mönche, und sie zürnte auf die Lässigkeit Georgs, der es nunmehr ja völlig in der Hand habe, die Schwester zum letzten entscheidenden Worte zu zwingen.

Pfingsten war gekommen; ein glänzender Kreis polnischer Herren und Damen, Wandas Verwandte, hatte sich auf Schloß Erstein zu Besuche zusammengefunden, unter ihnen der Bischof von Samogitien. Das hohe Kirchenfest sollte diesmal ganz besonders

herrlich begangen werden, der Bischof selber wollte die Messe celebrieren.

Schon rüstete sich die ganze Gesellschaft zum Gange in das Gotteshaus.

Da trat Wanda zu ihrem Manne, geschmückt wie eine Königin; aber die unaussprechlich liebreizenden Züge waren von tiefer Wehmut überschattet.

Georg fragte, was sie betrübe? und ob sie denn wenigstens heute nicht glücklich sei?

Glücklich? — einen Hohn nannte Wanda dieses Wort. Sie erklärte sich für das unglücklichste Weib. Heute zum erstenmal seien ihre Verwandten hier in ihrem Hause versammelt, und nun müsse sie vor denselben zu Schanden werden durch des eigenen Mannes lieblos säumiges Verhalten.

Georg begriff den Sinn dieser Worte nicht.

Unter Thränen des Zornes machte Wanda ein Geständnis. Sie hatte den Ihrigen zugeflüstert, daß Ersteins Schwester nach dem Hochamt ihre Rückkehr zum katholischen Glauben erklären werde; der Bischof insbesondere wartete auf diesen dramatischen Moment als die eigentliche Krone des Festes.

Aber wie konnte sie solches versprechen?

Mit kühnem, treffendem Wort erwiderte sie auf diesen strafenden Einwurf ihres Mannes: „Man muß sich nur einbilden, ja muß den Leuten sagen, daß man bereits erreicht habe, was man erst erreichen will, — dann erreicht man alles!“

Vergebens legte sich Georg aufs Bitten und Ueberreden.

Sie blieb dabei, daß Marie genügend vorbereitet, genügend umgestimmt sei, daß es nur der augenblicklichen, stürmischen, zwingenden Gewalt des Familienhauptes bedürfe, um ihr das entscheidende Wort vor dem Altare abzupressen.

„Bist du ein Mann, so zeig es jetzt, oder du wirst es niemals zeigen. Hier bleibt keine Wahl: entweder du beugst den Starrsinn deiner Schwester, oder du gibst deine Gemahlin der Schande preis, daß sie heute vor ihrer ganzen Verwandtschaft als Prahlerin und Lügnerin in der Kirche stehen muß!"

Georg sah den Dämon wieder vor Augen, wie damals unter der Tanne, aber das Weib war noch viel gewaltiger in ihrem Zorne, ihrer Verzweiflung und ihrer Schönheit.

Ohne ein Wort zu erwidern, stürzte er fort zu dem Turme, wo die Schwester wohnte.

Lange blieb er dort, wohl über eine Stunde. Die Gäste warteten ungeduldig, im Schloßhofe auf und ab wandelnd.

Für Wanda ward die Stunde zu einer Ewigkeit. Endlich durchzuckte sie ein Entschluß: man muß den Ereignissen voreilen, dann kommen sie nach! Sie rief einen Diener und befahl, daß man zur Kirche läuten solle.

Alle Glocken klangen zusammen. Aber der Hausherr fehlte noch immer und die Schwester. Im Schloßhof ordnete sich einstweilen der Zug, auch Wanda erscheint.

Sie war der festen Ueberzeugung, daß Georg

mit Marien erscheinen müsse, noch ehe die Viertelstunde des Läutens zu Ende sei.

„Und sie wird doch herabkommen von ihrem Turme!“ knirschte sie in sich hinein.

Da hörte man laute Rufe vom Turme her. Alles blickt hinüber. Eine weibliche Gestalt schwingt sich oben auf die Fensterbrüstung; — es ist Marie — Georgs Hand sucht sie am Kleide festzuhalten; — sie entreißt sich, — sie stürzt herab.

Was während der langen Stunde im Turme vorgegangen war, hat niemand je erfahren.

Marie lag mit zerschmettertem Haupte auf dem Pflaster des Schloßhofes.

Noch läuteten die Festglocken, noch drängte sich draußen eine bunte Menge, heiter bewegt. Aber nach wenigen Minuten war es stumm und still geworden ringsum; lautlos standen die Leute um die Unglücksstätte.

Dort warf sich Georg über den zuckenden Körper, aber die Seele war entflohen.

Vom Schmerz versteinert stand er lange schweigend, auch die Umgebenden standen schweigend wie versteinert. Und die Frühlingslüfte wehten so mild und lind, der Himmel war so wolkenlos rein, die Lerchen sangen, die Blumenbeete des Hofes dufteten so süß und die Schmetterlinge spielten um die Blumenbeete.

Wanda neigte sich tröstend zu ihrem Gemahl, sie legte den Arm um seine Schulter.

Er aber stieß sie zurück; er deutete auf Marien. „Diese liebte mich! — Du hast mich nie geliebt!“

Er ließ die Leiche in die Halle tragen, welche man mit Laubgewinden so heiter geschmückt hatte. Den Freunden, die ihm zuredeten, gab er kurze Antwort, er wollte allein sein; für Wanda hatte er keine Silbe mehr.

Man sah sie bis zum späten Abend in der Kirche, regungslos in einem Betstuhl knieend.

Die meisten Gäste reisten hastig ab.

Am dritten Tage sollte das Begräbnis sein. Georgs Zimmer war schwarz ausgeschlagen; dort hatte er die Leiche ausstellen lassen. Er selber hielt bis zur letzten Stunde die Wacht am Sarge.

Da kam Wanda mit ihrem Kind auf dem Arme. Sie hatte die tiefste, schlichteste Trauer angelegt, nur die schmale Perlenbinde schmückte ihre Stirn. Sie richtete bittende, halb erstickte Worte an den Gemahl, sie hielt ihm sein Kind entgegen, sie bat um ein einziges versöhnendes Wort.

Aber Georg fand das Wort nicht.

Sie nahm die Perlenbinde aus den Haaren und legte sie um die gebrochene Stirn der Leiche.

Georg ließ es geschehen. Aber als ihm dann Wanda weinend ins Auge blickte, rief er: „Hinweg! Ein Blutstreif umzieht deine Stirn, und Mariens Stirn ein Heiligenschein! Auch im falschen Glauben gibt es Heilige, und Teufel in der alleinseligmachenden Kirche!“

Dann nahm er das Kind und küßte es und wollte es nicht wieder lassen. Die Mutter ging allein hinweg, gebrochenen Herzens.

Mit der Perlenbinde, wie sie Wanda um Mariens Stirn gelegt, bestattete man die Leiche.

---

## 8.

Am Tage nach der Beisetzung ließ Georg von Erstein seiner Gemahlin eröffnen, daß ihr fortan der entfernteste Flügel des Schlosses zur Wohnung angewiesen sei, und daß er das Kind unter seinen Händen in einem milderen und minder herrschsüchtigen Geist als dem mütterlichen erziehen lassen werde. Er sei und bleibe ein guter Katholik und halte ihre Ehe für unlösbar; aber er verschiebe auf unbestimmte Zeit die Stunde, wo er Wanda wiedersehen und sprechen werde.

Diese Stunde kam niemals.

Wanda brach ihren Stolz und beugte sich dem harten Willen ihres Mannes, um diesen durch Schweigen und Gehorsam zu beugen. Allein das gelang ihr nicht.

Hatte er sie jemals geliebt? Sie begann zu zweifeln. Hatte sie ihn geliebt? Wer wollte dies entscheiden! Aber sie war erfüllt von dem heißen Begehren, den Mann wieder zu gewinnen, dessen Fesseln ihr Triumph, dessen Besiegung ihre Liebe gewesen. Sie glaubte, daß dies wirkliche Liebe sei.

Es gibt Liebe als eine verzehrende Leidenschaft der Demut und Unterwerfung: gibt es auch Liebe als eine verzehrende Leidenschaft der Herrschsucht?

Dazu wurde ihr Herz zerrissen von den Qualen

ungestillter Mutterliebe. Sie wollte wenigstens ihr Kind wiedersehen. Sie schrieb Briefe voll erschütternder Bitten, sie flehte um ihr Kind; und zu flehen ward ihr so schwer!

Aber der Mann, welcher vordem so weich gewesen, war nun in demselben Maße hart und starr. Er beantwortete die Briefe nicht.

Sie suchte ihm unversehens zu begegnen; er wich ihr aus. Sie pochte an seine Thür; er öffnete nicht. Man sah sie um das Schloß schleichen, um den Anblick ihres Sohnes von fernher zu erhaschen; man sah sie nachts stundenlang nach dem Erkerfenster spähen, nach dem matten Lichtchen, welches dort neben dem Bette ihres Kindes flackerte.

Zuletzt konnte sie die Qual, den beiden Wesen, die sie suchte, so nahe und doch so ferne zu sein, nicht mehr ertragen. Sie verschwand spurlos. Man argwöhnte Selbstmord.

Allein Wanda lebte.

Um der Pein der Ferne in der Nähe durch räumliche Entfernung zu entrinnen, hatte sie Zuflucht bei ihren polnischen Verwandten gesucht. Sie hielt es auch dort nicht aus.

Ganz allein, zu Fuß durch die dicken Wälder irrend, war sie mitten im Winter wieder zurückgekehrt in die Nachbarschaft des Schlosses. Der Gedanke, daß sie nicht verzichten könne und dürfe auf ein vorgestecktes Ziel, beherrschte sie noch allein mit immer ausschließenderer und darum unwiderstehlicher Gewalt.

Halb ohnmächtig vor Müdigkeit, Frost und Hunger, mit zerrissenen Kleidern, war die vornehme Dame von einem alten Weib am Stamm der „heiligen Linde" gefunden worden; sie hatte dort vor dem Schneesturm Schutz gesucht. Das alte Weib war jene Anna Roxel, welche in dem Blockhaus unfern der Linde wohnte. Sie nahm die Gutsherrin mitleidig unter ihr Dach und ließ die Kunde von ihrem Aufenthalte nach Erstein gelangen.

Allein obgleich Georg nun mehrere Boten an Wanda schickte, um sie zur Rückkehr ins Schloß zu bewegen, so blieb dieselbe doch in dem Häuschen bei der Linde, unter dem Dache der einzigen Ketzerin, die auf ihres Mannes nun durchaus rechtgläubigen Gütern übrig geblieben war.

---

## 9.

Dort traf sie eines Tages die Nachricht, daß Georg plötzlich gestorben sei.

Ob ganz ohne den Wunsch der Versöhnung mit ihr? Ohne die Sehnsucht eines letzten Wiedersehens? Sie konnte es niemals erfahren; denn der Tod hatte den Gatten unversehens überrascht.

Diese Ungewißheit machte ihr neue Pein. Das Grab schweigt und Wanda war empört, daß sie dem Tod die Zunge nicht zu lösen vermochte. Alles mußte sein und gewesen sein, wie sie es forderte: darum bildete sie sich zuletzt aufs festeste ein, der Schmerz

um sie, um das zertrümmerte Glück ihres Besitzes habe Georg das Herz gebrochen.

Sie hätte Ruhe finden können in dieser Einbildung; — und wer wollte nachweisen, daß es eine bloße Einbildung gewesen sei? Sie hätte durch den gewissen Verlust des Mannes, den sie suchte, sogar noch einen Rest von Glück wiedergewinnen können, wenigstens mehr Glück als durch das ziellose Suchen.

Sie kehrte heim ins Schloß, legte standesmäßige Trauerkleider an und betete an Georgs Sarge.

Aber sie fand die Ruhe dennoch nicht.

Wohl in der Voraussicht eines raschen Endes hatte der Verstorbene mit Beistimmung von Wandas Verwandten verfügt, daß sein Sohn der augenfällig gemütsleidenden Mutter nicht anvertraut, sondern in einem polnischen Kloster erzogen werden solle. Dem Abte war bei schweren Drohungen die Pflicht auferlegt, das Kind der geistig verstörten Mutter nicht zu überliefern.

Wanda versuchte den Rechtsweg beim Herzog.

Vergebens.

Sie bewarb sich dann — wie weiland ihre Bauern — um die Fürsprache der Ritterschaft und Landschaft. Man stellte ihr einigen Erfolg in Aussicht, wofern sie lutherisch würde und die lutherische Erziehung des Kindes verheiße.

Das Undenkbare geschah: Wanda warf sich wirklich die Frage auf, ob sie nicht zum Schein lutherisch werden solle? Vorher durchaus nicht geistesgestört, kam sie durch diese Tag und Nacht erwogene Frage in der That dem Wahnsinn nahe.

Allein sie blieb standhaft, sie blieb katholisch. Sie behielt auch ihren Verstand, aber ihr Herz war von Stund an erstarrt und vertrocknet. Dieser Kampf war ihre härteste Buße gewesen.

Wanda ließ sich die Herrschaftszimmer des Schlosses zu ihrem Witwensitze herrichten. Sie schaltete und waltete dort streng und gemessen, fortan äußerlich unempfindlich für Freud und Leid. Es war, als ob sie sich's zur Sühne auflege, in den alten Räumen ihres Glückes zu hausen und dort all die langsam nagende Qual der Verlassenheit auszukosten bis auf den letzten Tropfen.

Auch starr und seelenlos waren ihre einst so schönen Züge noch immer schön, auch gebeugt war ihre Haltung noch majestätisch. Die langen Locken fielen reich wie vordem auf den blendend weißen Nacken, aber sie waren schneeweiß geworden. Mit dreißig Jahren hatte Wanda das Haar einer Greisin.

Nach erreichter Mündigkeit kehrte der Sohn ins väterliche Schloß zurück und übernahm die Gutsherrschaft.

Er hatte seine Mutter niemals gekannt; er begrüßte sie jetzt mit aller Ehrfurcht und Schonung kindlicher Pietät. Aber es war zu spät. Das Herz der Mutter war vertrocknet. Nun sie den Sohn hätte besitzen können, vermochte sie keine Liebe mehr zu geben noch zu nehmen.

Sie blieb einsam inmitten des neuen Lebens, das sich wieder im Schlosse regte, einsam durch viele Jahre; denn das volle Strafmaß vertrockneter Herzen

war ihr vorbehalten: — die Strafe des höchsten Alters.

Wanda zählte zweiundneunzig Jahre, als sie starb. Ihr Enkel war längst dem Sohne gefolgt, neue Geschlechter waren heraufgestiegen, ein neues Jahrhundert. Die Greisin erschien den Lebenden wie ein Gespenst; ihre Geschichte war zur Sage geworden.

Niemand wußte, was seit Jahrzehnten in dem verhüllten Traumleben ihrer Seele vorgegangen war.

---

## 10.

In der Gruft der Pfarrkirche zu Erstein stehen heute noch drei alte zinnerne Särge. Man hat sie neuerdings geöffnet. Der mittlere umschließt die Gebeine des Freiherrn Georg von Erstein, der Sarg zur Rechten die Ueberreste seiner Gemahlin, der einst so schönen und so unglücklichen Wanda, der Sarg zur Linken birgt den mumienhaft erhaltenen Körper einer kleineren Frauengestalt: an dem gebrochenen Schädel erkannte man, daß es Georgs Schwester Maria müsse gewesen sein. Die Stirn aber umspannte ein Ring von silberweißem Staub — das ehemalige Perlengeschmeide!

Alles vergeht, was aus Lebendigem stammt; so vergeht auch die Perle mit der Zeit; denn in der Muschel entstand sie, das Erzeugnis eines lebendigen Wesens. So ist auch von all der Pracht, womit Wanda einst ihren Leib geschmückt, nichts übrig ge-

blieben als der weiße Staub der Perlenbinde, welche sie ihrem Opfer wie zum eigenen Sühnopfer um die Schläfe legte.

Die Bauern, katholisch bis auf diesen Tag, sagten, es sei ein Heiligenschein, der sich am Haupte der Ketzerin gezeigt habe. Darum hat der katholische Pfarrer die Gruft wieder vermauern lassen.

Aber lebendig webt die Volkssage noch fort und fort an dem geisterhaften Bilde der schönen Polin, die heilige Linde treibt noch kräftige Sprossen in jedem Frühling, und die Bauern behaupten, sie sei dem Schlosse bereits halbwegs nahe gerückt. Die gut katholischen Leute, welche den Heiligenschein ganz deutlich über dem Schädel der Ketzerin gesehen haben, lassen sich's nicht nehmen, daß der Baum dereinst zum Schlosse, daß er bis zum Burggraben kommen werde.

# Seines Vaters Sohn.

1879.

## Erstes Kapitel.

Die Rheingasse meines Heimatortes Biebrich sah 1833 ganz anders aus als heutzutage. Jetzt eine einzeilige offene Hafenstraße, war sie damals eine enge doppelzeilige Dorfgasse, deren Häuser dem Strom den Rücken zukehrten. Dampfschiffe landeten noch gar nicht bei Biebrich, sie fuhren jenseit der Rheinauen in hessen-darmstädtischem Fahrwasser und wir Nassauer kriegten nur den Rauch zu sehen. Wo jetzt die stolzen Salonboote anlegen, da erhoben sich kleine Hausgärtchen an der Ufermauer, in welchen besonders köstliche Aprikosen reiften, und wo früher oberhalb der Gasse die Welt ein Ende hatte und nur noch ein Eiskeller für die herzogliche Hofküche zwischen hohen Bäumen versteckt lag, da fängt jetzt die Welt erst recht an, denn dort steht der Bahnhof, von zwei Hotels flankiert.

Und dennoch dünkte jene häßliche alte Rheingasse uns Kindern sehr sehenswert; umschloß sie doch nach echt rheinischer Art eine vielgestaltige kleine Welt auf engstem Raume. Ein winziger Hafen, in welchem vor den Zollvereinszeiten viel geschmuggelt wurde, war selber gleichsam nur eingeschmuggelt zwischen bauernmäßigen Bürgerhäusern und einem rauchigen, ver-

witterten, alten Edelhofe. Aber am unteren Ende der Gasse stand auch ein neues Herrenhaus mit schönem Garten, den der glückliche Besitzer mit einer Miniaturmenagerie von allerlei Vögeln und Vierfüßern bevölkert hatte. Ja, die Rheingasse besaß sogar noch das einzige Thor, durch welches man, von Mainz kommend, in das sonst überall offene Dorf einzog. Ueber dem Thore aber wölbte sich nicht etwa, wie anderswo, ein Turm mit Gefängnissen, sondern der Oberstock eines Wirtshauses, und also merkte der Wanderer da gleich, daß er an der Pforte des weingrünen Rheinganes stand. Auf der Steinbank hinter dem Thore saß auch nicht etwa ein leuteplagender Thorwart, sondern an jedem sonnigen Tage ein friedvoller neunzigjähriger Greis mit langem schneeweißem Barte, der Jude Gersching, dessen Häuschen nebenan stand, und beobachtete von seinem Platze die Ein- und Ausgehenden und ließ sich die Sonne recht warm ins Herz scheinen und murmelte mit stets stark bewegten Lippen in sich hinein, als freue er sich, daß er nicht mehr mit zu wandern brauche, und wünsche jedem, der kam und ging, einen ebenso guten Abend, wie er selber ihn gefunden.

Das Wirtshaus über dem Thore und der Patriarch vor dem kleinen Judenhause waren zwei echte Wahrzeichen des alten Biebrich.

Aber alle diese schönen Dinge schienen uns Kindern doch nicht das Merkwürdigste in der merkwürdigen Rheingasse; wir gaben einem Krämerhause mit zwei dürftigen Schaufenstern weitaus den Vorzug.

Ueber der Thüre hing ein Schild mit der Aufschrift: „Lange und kurze Warenhandlung von Georg Sibrat", — und in dieses Haus führe ich meine Leser.

Bevor wir jedoch eintreten, um den Laden und die Person des Herrn Sibrat etwas näher kennen zu lernen, fällt unser Blick auf seine zwei Kinder, die rechts und links an der kleinen Freitreppe sitzen: einen Knaben, der in einem Buche liest, und ein Mädchen, welches mit bunter Wolle in Stramin stickt. Es sind Zwillinge; beide klein, fein und blaß, als gehörten sie vornehmen Leuten; sie stehen jetzt im zwölften Lebensjahre und sind schon so gescheit, als ob sie im vierzehnten ständen.

Der Knabe heißt Wilhelm Belgicus und wird bei dem zweiten Namen gerufen, der in keinem Heiligenlexikon zu finden ist und also einer Erklärung bedarf. Der regierende Herzog führte die Namen: Wilhelm Georg August Belgicus, und es galt für loyal in der Residenz, die Namen der Kinder aus dem Namensschatze des Herrscherhauses zu wählen. Das Mädchen heißt Johanna, nach dem Wunsche der Mutter, welcher Kotzebues „Johanna von Montfaucon" auf dem Theaterzettel ganz besonders imponiert hatte. Man sieht also schon aus den Namen, daß die Zwillinge berufen waren, als gebildete Kinder gebildeter Eltern in der Welt zu erscheinen.

Wir wollen uns den Laden des Vaters mit den Augen seiner beiden Kinder betrachten. Denn Kinderaugen sind die schärfsten, sie sehen tausend kleine Dinge, die uns Alten entgehen; aber dem Kinde fehlt der

Vergleichungsmaßstab, der hinwieder das schwächere Auge der älteren Leute schärft. Darum muß der wahre Beobachter jung und alt zugleich sein; er muß sehen wie ein Kind und vergleichen wie ein gestandener Mann.

Der väterliche Kramladen erschien den Zwillingen als eine große Warenhalle, der Vater war ihnen kein Krämer, sondern ein Kaufmann, der's im großen treibt, ja der's „gar nicht nötig hat"; Biebrich war zwar etwas kleiner als Paris, aber doch eine große Stadt; wenn der Rhein im Frühjahr die Rheingasse überschwemmte, dann war er groß wie das Meer, und Belgicus und Johanna hielten sich im Leben noch zum Größten berufen. So dachten die Kinder im kleinen, und so denken wir Große im großen. Der Punkt, wo wir eben stehen, ist uns allemal der Mittelpunkt der Erde und die Erde der Mittelpunkt der Welt. Wehe uns, wenn wir nicht so kindlich dächten!

Das Innere von Herrn Sibrats Laden teilt sich in zwei Hälften: zur Rechten sind die langen, zur Linken die kurzen Waren. Belgicus weiß am besten bei den kurzen Waren Bescheid; denn da finden sich Rosinen, Zucker, Käse, Heringe, Draht, Messer, Feilen und eiserne Spatzenfallen. Johanna schlägt die langen Waren höher an und kennt sie folglich genauer: Bänder, Kattune, Schnüre, Zwirn, Leinwand und farbenbunte gemachte Blumen, die man in Biebrich „gebackene Blumen" nennt, obgleich sie nicht eßbar sind.

Die Kinder zerbrachen sich öfters den Kopf, warum man den ellenlangen Draht zu den kurzen, die fingerskurzen gebackenen Blumen dagegen zu den langen

Waren rechne. Allein der Vater belehrte sie, daß dies im Kramladen wie im Leben sei, ja es gebe überhaupt kein wahrhaftigeres Bild von Welt und Leben, als einen „langen und kurzen Warenladen". Möge man da in der Theorie noch so klar und scharf einteilen, die Praxis mache doch wieder ein Loch und werfe die ganze schöne Ordnung übern Haufen.

So sprechen nicht alle Krämer. Aber Georg Sibrat war ein halbstudierter Mann; er hatte vor dreißig Jahren das Weilburger Gymnasium absolviert und beim Schlußaktus zuletzt eine Abschiedsrede über „Theorie und Praxis" gehalten. Weil aber das väterliche Geld nicht weiter reichte, so hatte er darauf mit Schmerzen der Theorie entsagt und sich zur Praxis gewandt, um als Lehrjunge in einem Mainzer Spezereiladen einzutreten, bis er nach vielen Irrfahrten endlich sein eigenes Geschäft in der Biebricher Rheingasse gründen konnte. Ein Strich gelehrter Bildung war ihm aber fürs Leben geblieben, und des zum Zeichen trug er in seinem zugigen Laden auch kein topfartiges rundes Käppchen wie andere Krämer, sondern das Sammetbarett der deutschen Burschenschaft.

Die Zwillinge hielten denn auch ihren Vater für einen so gelehrten Mann wie den Doktor Lorberg, den Prinzenerzieher im Schlosse. Es fehlten ihm nur einige Prinzen zur Erziehung; aber dafür erzog er seine Zwillinge wie Prinzen.

Von verfehlten Berufen wußten die Kinder noch nichts, und dennoch spürten sie dunkel etwas dergleichen am Vater.

„Wenn der Vater einen Hering aus dem Fasse nimmt," meinte Belgicus, „dann faßt er ihn mit so spitzen Fingern am Schwanz und schleudert ihn so geschwind aufs Einschlagpapier, als ob er sich fürchte, daß der Fisch ihn beiße." Dies geschah aber, weil er sich des unwürdigen Geschäfts so schnell entledigen wollte, daß er's vor lauter Geschwindigkeit selber nicht sähe. „Wenn der Vater sechs Ellen Kattun ausgemessen hat," meinte Johanna, „und das Stück abreißt, dann reißt er mit einer Gewalt durchs Zeug, als solle der ganze Laden in Fetzen gehen!" Und doch machte er den Riß jedesmal fadengerad, und es war nur der Zorn über das kleinliche Geschäft, den er an dem unschuldigen Kattun ausließ.

Ganz anders fühlte sich Herr Georg Sibrat, wenn er in den Vordergrund der „kurzen Waren" zum Fenster trat, wo recht augenfällig ein Glasschrank postiert war mit allerlei nützlichen und merkwürdigen Dingen, die durchaus in die höhere Branche übergriffen. Die eine Hälfte des Schrankes war nämlich der Cholera, die andere den technischen Fortschritten der Menschheit gewidmet. Sibrat war der einzige Kaufmann in ganz Biebrich, der beiderlei Artikel führte.

Die Cholera, oder, wie man damals zu sagen pflegte, die „Cholera-Morbus", hatte ihren ersten Rundgang durch Europa begonnen, aber noch nicht vollendet, und man fürchtete, sie möge sogar ins Herzogtum Nassau kommen. Allein sie kehrte in Hessen-Kassel um und getraute sich nicht über unsere Grenzen.

Ob aus Furcht vor den Präservativmitteln, die Herr Sibrat verkaufte, möge dahingestellt bleiben.

Seine Apotheke bestand zunächst aus einem reichen Sortiment sogenannter Cholerapflaster, großen Stücken weichen Leders mit irgend einem Pech bestrichen, welches erwärmt und dann von der Herzgrube ab über den ganzen Unterleib geklebt wurde. Dieses Pflaster hatte den Vorteil, daß es wie angewachsen fest sitzen blieb, aber den Nachteil, daß man's nur mit Verlust der eigenen Haut wieder abziehen konnte; es wurde zum Nessushemd, und die zahlreichen Käufer mußten sich, als die Cholera ausblieb, hinterdrein an ihren Pflastern ärztlich behandeln lassen. Hatte man sich mit diesem Pflaster gewappnet, dann war es nützlich, vor dem Frühstück weiße Senfkörer schoppenweise unverkaut zu verschlucken. Herr Sibrat hielt von diesem berühmten „Senfsamen" ein großes Lager in Paketen mannigfachen Gehalts, und die Frankfurter Firma Bettenheimer, welche das Kraftmittel täglich zentnerweise über halb Deutschland versandte, gedieh dabei in der That vortrefflich, während sich ihre Kunden den Magen verdarben. Nach dem Frühstück standen Morisonsche Universalpillen zur Verfügung, nach dem Mittagessen Hoffmannsche Tropfen und für den Abend Krauseminze zum Thee.

Geraume Zeit machte Herr Sibrat nur schlechte Geschäfte mit diesen fünf Cholerapräservativen. Um so lauter pries er sie den Kunden an. Als die Zwillinge ihn aber eines Tages fragten, warum sie selbst denn das herrliche Pflaster nicht aufgelegt und

die köstlichen Senfkörner nicht zu essen bekämen, war er sehr überrascht, wie gescheit doch seine Kinder zu fragen verständen, und antwortete: „Diese Sachen sind nur Heilmittel fürs Geschäft, nicht für die Familie.“

Er liebte seine Kinder fürwahr recht voll und ganz, und da er nur erst halb an seine fünf Mittel glaubte, gab er ihnen auch kein Pflaster und keinen Senfsamen. Trug er selber doch auch das Pflaster nicht, welches er jedem Kunden auf den Unterleib zu disputieren suchte. Allein die „Cholera-Morbus“ rückte näher, Furcht und Glaube wirkten ansteckend, und die geängsteten Biebricher begannen mehr und mehr an die fünf Mittel zu glauben. Der Vertrieb wuchs von Tag zu Tag, es konnten nicht Pflaster, nicht Senfkörner und Krauseminze genug beschafft werden. Angesichts eines solchen Erfolges begann auch Herr Sibrat an die Kraft seiner Mittel zu glauben und bepflasterte sich und seine Frau und die Zwillinge, und sie verschluckten gemeinsam ungeheure Massen von Senfkörnern, Pillen, Tropfen und Krauseminze. Denn Herr Sibrat liebte die Seinigen sehr, und der Erfolg ist ein Gottesurteil. Freilich — es handelte sich hier um zweierlei Art von Erfolgen, um den Erfolg fürs Geschäft und den Erfolg für den Magen, und der Krämer, wenn auch nur halbstudiert, hatte vorher doch so fein unterschieden! Aber im Rausch des Erfolges unterscheiden selbst ganz studierte Leute nicht mehr, und ganze Völker machen's da in politischen Dingen nicht anders, wie die Familie Sibrat in medizinischen,

und legen sich ein Pflaster auf den Leib, welches nur mit der Haut wieder abgeht.

Während aber die Zwillinge unter ihren Pflastern seufzten und die Senfkörner ihnen recht jämmerlich im Magen brannten, bewunderten sie ihren Vater als einen wahrhaften Doktor, dem nur der Titel fehle.

Doch stolzer noch als auf seine Choleraapotheke war der Alte auf sein „Schatzkästlein der Erfindungen", wie er die andere Hälfte des Schrankes nannte. Die Biebricher fanden hier immer eine Auswahl der neuesten unnützen Dinge und Spielereien, mitunter aber auch etwas Nützliches. Zwei Gegenstände erregten dort zur Zeit großes Aufsehen: eine chemische Zündmaschine, die man den „ewigen Fidibus" nannte, die Vorläuferin unserer Zündhölzchen, und Stahlfedern zum Schreiben statt des Gänsekiels.

Ueber diese Stahlfedern machte sich Sibrat seine eigenen Gedanken, die er Samstag abends im Kasinogarten sehr beredt vorzutragen wußte. Er hatte dem Schulmeister einige solcher Federn zu Versuchen gegeben; doch dieser protestierte gegen die seltsame Neuerung und lobte sich den alten Gänsekiel; die Stahlfeder verderbe die Hand. Und ähnlich urteilte der Pfarrer und der Doktor. Allein die Frankfurter Kaufleute führten die neue Feder bereits auf ihren Kontoren ein. Sibrat verglich beide Thatsachen mit scharfem Blick. „Der Gänsekiel," sagte er, „ist die Feder der Gelehrten, von denen jeder ein Original sein will; der Stahl wird die Feder des Kaufmanns werden, der Menschen und Hände wie Länder und

Völker ausgleicht. Bei der Stahlfeder macht die Feder die Hand, beim Gänsekiel macht die Hand die Feder. Es ist ein gewaltiger Fortschritt zur Gleichheit, wenn die Fabrik allen Menschen die Federn gleich schneidet. Zur Zeit steht der Gelehrte noch über dem Kaufmann und der Kiel läßt den Stahl nicht aufkommen. Wann aber einmal die Kaufleute und Fabrikanten das große Wort führen, dann wird jedermann mit Stahlfedern schreiben."

Man hätte meinen sollen, Sibrat würde nun sofort selbst zur Stahlfeder gegriffen und dieselbe auch seinem Sohne gegeben haben. Allein er gab ihm umgekehrt die stärksten polnischen Gänsekiele; denn er wünschte sehnlichst, daß Belgicus ein Gelehrter werden möchte, und zwar ein Arzt. Er selber hatte in jungen Jahren Arzt werden wollen; darum hielt er jetzt auch den Handel mit Cholerapflastern und Senfkörnern für seinen richtigen, den Handel mit Kattun und Heringen dagegen für einen verfehlten Lebensberuf.

Und es ist ein so echt menschlicher Trostgedanke, daß der Vater in seinem Kinde ein Lebensziel erreicht sehen möchte, was er selbst nicht erreichen konnte; nicht nur unser Name lebt fort in unseren Kindern, auch ein Teil unseres Selbst webt in ihnen fort an der unendlichen Aufgabe der unsterblichen Menschheit. Und wir möchten so gerne ein kleines Stückchen dieses persönlichen Fortwebens in anderen noch mit Augen sehen!

Wann Sibrat den kleinen Belgicus Spatzen fangen, Mäuse sezieren, Regenwürmer zerschneiden,

Schmetterlinge spießen und andere naturwissenschaftliche Tierquälereien treiben sah, dann dachte er: da regt sich der künftige Hippokrates!

Oefters aber sprach er zu dem Jungen: „Minister zu werden ist wohl schön; denn den Minister ehrt man am meisten; auch Rothschild zu werden wäre recht schön, denn man beneidet ihn am meisten; aber ein großer Arzt zu sein, ist doch noch viel schöner, denn auf den Arzt hofft man am meisten. In den schwersten Stunden, wann uns alle Minister und Rothschilde gleichgültig sind, hoffen wir nur noch auf den Arzt. Er tritt an das Schmerzenslager unserer Teuersten und erscheint uns als der einzige Helfer, wie ein Heiland. Freilich kümmern sich viele nachher nur wenig mehr um ihn, wenn er geholfen hat; das pflegt aber bei Heilanden überhaupt so zu gehen. Und Christus, der Heiland, erwies sich, wie schon der Name lehrt, heilend als der größte Wundermann, seine wirksamsten Wunder waren medizinische, und wenn er nicht die Blinden sehend, die Tauben hörend, die Kranken gesund und die Toten lebendig gemacht hätte, so würde das Volk an das Wunder seiner Wunder, an seine Erlösung, nicht geglaubt haben."

Uebrigens war „der Heiland als Heilkünstler" das einzige biblische Citat, welches jemals aus Sibrats Munde kam. Er pflegte nicht in der Bibel zu lesen, schon aus dem triftigen Grunde, weil gar keine im Hause war, und den Besuch der Kirche überließ er den Bauern und alten Weibern. Er war ganz aufgeklärt.

Was er an Gemüt, an edler Leidenschaft, an

idealem Streben in sich trug, das hatte sich alles ausschließend gesammelt in der hingebenden Liebe für seine Kinder. Vielleicht liebte er auch seine Frau nur noch um der Zwillinge willen. Er plagte sich übers Maß, damit's die Kinder gut hätten, und gar manchmal leuchtete sein sonst finsterer Blick so sonnig, wenn er das spielende Paar still belauschte und sich dachte, wie viel besser sie's doch hätten, als er selbst in seiner Jugend, und wie viel, viel besser sie's vollends gar in Zukunft haben sollten. Diese Liebe war seine Religion. Wären die Kinder gestorben, er hätte nicht mehr leben mögen.

Nun sollte man meinen, die Kinder müßten auch ihn besonders geliebt haben. Dem war aber nicht so: sie liebten die Mutter und fürchteten den Vater; denn so gut er's mit ihnen meinte, war er doch ein verschlossener Mann, der nicht freundlich sein konnte, und jähzornig dazu. Er wollte mit Gewalt wieder geliebt sein, wie er mit Gewalt liebte; und bei Kindern wie bei großen Leuten kommt die heißeste Liebe unbegehrt. Wenn er von seiner Reise heimkehrte, und die Zwillinge liefen ihm nicht jubelnd die halbe Gasse entgegen, dann gab er ihnen eine Ohrfeige rechts und links — Väter pflegten damals ihre Kinder überhaupt noch zu ohrfeigen —, weil sie ihn nicht jubelnd begrüßt hatten. Das nächste Mal versteckten sie sich gar, und nun war er entsetzlich gekränkt, daß die Kinder seine tiefe Liebe so gar nicht erwiderten.

Er ließ sie aufs beste unterrichten. Sie lernten beide gemeinsam Französisch bei einem Pariser Schrei-

nergesellen, der damals in einer Biebricher Werkstatt arbeitete, Zeichnen und Malen beim Konditor und Klavier beim Kontrabassisten der Hofkapelle. Außerdem wurde Belgicus von einem Kandidaten der Philologie fürs Gymnasium vorbereitet, und Johanna lernte nebenbei das Lateinische mit bis zur dritten Konjugation. Jener vierzigjährige Kandidat hatte vor Zeiten in Göttingen wirklich Philologie studiert, aber niemals ein Examen gemacht, angeblich, weil er viel zu gelehrt war, als daß ihn irgend jemand in Nassau hätte prüfen können.

Ein halbstudierter Vater und ein überstudierter Lehrer wäre vielleicht gefährlich für den Jungen geworden: allein er war so reich begabt, daß er trotzdem spielend erstaunliche Fortschritte machte. Wie viel verdanken wir einer guten Schule, und doch — wer sein Bestes in der Schule lernt, der ist alleweil nur ein mittelmäßiger Mensch, und die größten Meister sind oft genug aus der schlechtesten Schule hervorgegangen.

Aber warum war uns anderen Biebricher Kindern denn das Sibratsche Haus, wie ich oben sagte, das merkwürdigste in der ganzen Rheingasse?

Nicht wegen seiner langen und kurzen Waren, seiner Cholerapflaster und Stahlfedern, nicht wegen der Sonderlingsfigur des halbstudierten Krämers und noch weniger wegen der Zwillinge, die wir allesamt nicht leiden konnten, weil sie uns als Wunderkinder öfters zum Muster vorgehalten wurden und doch nicht stärker und gewandter waren wie wir gewöhnliche

Schulbuben, auch nicht mit uns balgten und spielten, sondern vornehm von oben auf uns herabsahen.

Das Sibratsche Haus galt für ein Gespensterhaus, es sollte darin umgehen — darum war es uns das merkwürdigste Haus in der Rheingasse. In dem Gärtchen hinter dem Hause auf der Rheinmauer sah man mitternachts öfters Lichter aufblitzen und verlöschen, man hörte von dort herüber stöhnende Klagetöne, und wir zweifelten nicht, daß der finstere, weisheitsvolle Krämer mit seiner Pestapotheke und seiner mageren, abgehärmten Frau und den blassen Wunderzwillingen im intimen Verkehr mit den Gespenstern seines Gartens stehe. Das Wohnhaus selbst war alt und etwas windschief und lehnte an den eingangs erwähnten verwitterten Edelhof, der damals als ein Magazin für die herzogliche Hofhaltung diente, welches unter der Aufsicht meines Vaters stand. Dadurch hatte ich Gelegenheit, das Krämerhaus nicht nur von vorn, sondern auch von seiner gespenstigen Gartenseite kennen zu lernen. Die Rheinmauer sprang dort mit zwei scharfen Ecken wie eine Bastei gegen den Fluß vor, und oben auf derselben stand ein geräumiges altes Gartenhaus, massiv aus Stein gebaut, welches früher ohne Zweifel zu dem Edelhof gehört hatte, in seinem jetzigen heruntergekommenen Zustand ein rechtes Lusthaus für Gespenster. Bei ganz seichtem Rheinstande konnte ich einmal, bis an die Kniee im Wasser watend, die ganze Bastei umgehen und entdeckte im oberen Mauerwinkel derselben eine kleine Thüröffnung, die nach außen unmittelbar in den Fluß

führte, nach innen aber in einen engen dunkeln Gang mit Treppen, der augenfällig in dem Gartenhause mündete. Wann die adeligen Herren und Damen vor Zeiten oben im Gartenhause soupiert hatten, dann konnten sie bequem hier herab in den Kahn steigen, um noch eine schwärmerische Mondscheinfahrt auf dem Rhein zu machen. Aber jetzt sah der Eingang schmutzig und verfallen aus, und ich wagte mich nicht in den dunkeln Gang, sondern lief furchtsam wieder zurück. Uebrigens hatte ich genug gesehen, um meine Phantasie mit den abenteuerlichsten Bildern zu sättigen.

Ein zweites Mal kam ich nicht so weit. Als ich eben bis zur Thüre durchs Wasser gewatet war, erschallte oben von der Mauer der Drohruf: „Hehmeh! Hehmeh!" — und als ich hinaufblickte, sah ich oben einen Menschen, der mich mit geballter Faust furchtbar angrinste, und ergriff so eilig die Flucht, daß ich fast in den tiefen Strom geraten wäre.

Der Mann war der „Hehmeh", — so nannte ihn das ganze Dorf; seinen eigentlichen Namen habe ich nie erfahren. Ein halb blödsinniger Mensch, hatte er durch eine Lähmung die Sprache verloren und konnte fortan nur noch das Wort „Hehmeh" hervorbringen, und so taufte man ihn denn nach dem einzigen Worte, welches er sprach, wie es die Seefahrer vordem bei den Pescherähs gemacht haben sollen. Er hörte übrigens ganz gut und faßte auch die Rede anderer richtig auf, sofern sie überhaupt in den engen Raum seines Gehirnes paßte. Alle Gefühle, Stimmungen, Eindrücke, Leidenschaften modulierte er mit wunderbarer Mannig-

faltigkeit und oft ergreifender Kraft, er zürnte, drohte, jubelte, klagte in dem einzigen Worte „Hehmeh“. Ward er zornig — und die Gassenjungen, welche ihn auf Tritt und Schritt verhöhnten, brachten den Unglücklichen oft in schäumende Wut —, dann verfünffachte er die erste Silbe, und sein fürchterliches „Hehehehehemeh!“ schallte weithin durch die Straßen; war er betrübt, dann zog und dehnte er seine zwei Silben in so klagendem, singendem tiefen Tone, daß es einem durchs Herz schnitt. Ich habe den ergreifenden Klang mancher hochbewunderten Sängerstimme gehört und wieder vergessen, aber den Ton, in welchem der Hehmeh klagte, höre ich heute noch. Der arme Mensch hatte nur zwei Silben, und doch gab ihm Gott, in diesen armen zwei Silben „zu sagen, was er leide“.

Hehmeh wurde im Sibratschen Hause als Packer und Ausgeher verwendet, und beim Abladen von Kisten und Fässern bewies er große Muskelkraft. Man lobte Herrn Sibrat, daß er dem Unglücklichen zu so nützlicher Thätigkeit verhelfe, allein das unheimliche Haus wurde durch dieses weitere Original nicht heimlicher.

In einer stillen Sommernacht lauschte ich einmal von fernher den seltsamen Tönen, die aus dem Hause leis herüberklangen. Aus dem Dachfenster, wo allein noch ein Licht brannte, sang der Lehrjunge: „Noch ist Polen nicht verloren“, und aus dem Garten tönte sekundierend dazu das schauerliche, langgezogene „Hehmeh! Hehmeh!“ Begierigen Ohres sog ich den Gesang ein, Text und Melodie; denn es war die Zeit der nachwogenden Polenbegeisterung, der nach-

klingenden Polenlieder, obgleich Polen längst verloren war und die polnischen Flüchtlinge durch die deutschen Lande nach Frankreich zogen. Allein in Biebrich sang man sonst keine Polenlieder, weil der Herzog sehr russisch gesinnt war; Sibrats Lehrjunge dagegen war ein Mainzer, und die Mainzer waren sehr frei und sehr polnisch. Wie bezauberte mich's darum, durch die schweigende Nacht die verpönten Worte zu hören: „Polen macht sich frei, bricht die Tyrannei!" — der Lehrjunge sang übrigens: „bricht die Thür entzwei!" — — und: „Ja wohl könnte ich Geister beschwören, die der Acheron besser verschlingt," — der Lehrjunge sang: „die der Argwohn besser verschlingt"; denn im Geiste seines großen Landsmannes Johann Fischart, des „Menzers", verdeutschte er sich die Fremdworte nach phonetischen Sympathien.

Zwischen dem Lied vernahm ich fernher leise Ruderschläge im Rhein. Sie kamen näher. Ein Kahn schien an der Wasserthüre der Gartenmauer zu landen. Da erlosch plötzlich das Licht im Dachfenster, der Sänger verstummte mitten im Vers, Hehmeh schwieg. Totenstille — im Haus, im Garten, auf dem Flusse!

Was mochte das bedeuten?

---

## Zweites Kapitel.

Belgicus liebte die Einsamkeit. Statt an unseren Knabenspielen teilzunehmen, schlich er sich in Mußestunden in die Weidengebüsche, welche das Rheinufer

oberhalb Biebrich säumten, und angelte. Die Mutter wollte ihm anfangs dieses Vergnügen wehren; sie fürchtete, der Junge möchte ins Wasser fallen; denn sie war eine sehr ängstliche Frau; wenn ein Gewitter am Himmel stand, dann ließ sie allemal die Rouleaux an sämtlichen Fenstern herunter, damit der Blitz nicht ins Zimmer schlage. Der Vater dagegen billigte Belgicus' neue Neigung, wenn sie auch nur vorübergehend, eine „fliegende Hitze" sei; man müsse alles lernen, um ein ganzer Mann zu werden, warum nicht auch das Angeln? Man trage an keiner Kunst schwer.

Die Zeit des Spezialismus war damals noch nicht angebrochen.

Belgicus angelte übrigens aus litterarischen Beweggründen. Er hatte im „Pfennigmagazin" eine Abbildung vom Hause Isaac Waltons gesehen, des berühmten englischen Anglers, dessen Name sein Jahrhundert überdauert hat, bloß weil er so gut zu angeln und den Angelsport so sinnig und begeistert zu schildern verstand. Da Belgicus aber Waltons Buch nicht bekommen und sich recht gründlich hineinlesen konnte, so angelte er sich einstweilen in den Geist Isaac Waltons hinein.

Anfangs wurde ihm die Sache gar sauer. Von der glühenden Mittagssonne gebraten, von zahllosen Rheinschnaken zerstochen, saß er stundenlang am Wasser und fing nichts. Nach einiger Zeit brachte er aber etliche kleine Weißfische heim.

„Belgicus ist doch ein Glückskind!" rief der

Vater, und wer Glück haben soll, der fängt Forellen mit einer krummen Stecknadel!"

Allein Belgicus hatte in den Weiden unverhofft einen geschickten Lehrer gefunden, der obendrein die Weißfische für ihn fing. Doch schwieg er klugerweise von diesem Lehrer, nicht aus Eitelkeit, sondern aus Furcht.

Ein fremder Mann war plötzlich aus den Büschen zu ihm getreten und hatte lächelnd beobachtet, wie er vergebens die Angel im Wasser spielen ließ. Dann fragte ihn der Fremde, wem er zugehöre. Und als Belgicus antwortete: „Dem Kaufmann Sibrat," da sagte jener: „Bist du Georg Sibrats Sohn, dann will ich dich lehren, wie man Fische fängt, damit du diese Kunst künftig auch einmal so gut verstehst, wie dein Vater."

Belgicus wußte nicht, was das heißen solle, denn sein Vater fischte gar nicht. Aber der Fremde zeigte ihm die richtige Art und hatte in wenig Minuten ein Fischchen an der Angel.

Doch als Belgicus sich den Mann nun genauer betrachtete, erschrak er sehr: es war Jakob Brubecher aus Mombach, der verwegenste, gewaltthätigste und glücklichste Schmuggler am ganzen Rhein, der Führer einer großen Schwärzerbande, die man die „Schwarze Kommission" nannte, im höhnischen Hinblick auf jene andere „Schwarze Kommission", welche gleichzeitig in Mainz tagte zur Ausrottung der Demagogie im Deutschen Bunde; — Jakob Brubecher, ein Held im Volksmunde, wie weiland Schinderhannes; denn Bru-

becher schmuggelte zum Besten des Publikums und zum Schaden der Staatskasse, die ohnedies schon immer zu viel hat, wie Schinderhannes auch nur die Reichen beraubte und die Armen beschenkte.

Belgicus hatte den Brubecher früher einmal über die Straße gehen sehen (man sah ihn bei Tag sehr selten), und die Gassenjungen waren in ehrerbietiger Entfernung hinter ihm dreingelaufen und hatten sich ihn gegenseitig von weitem gezeigt wie einen großen Herrn.

Und dieser Mann saß jetzt neben ihm und lehrte ihn Weißfische fangen, ja er plauderte recht gemütlich mit ihm, ganz wie andere gewöhnliche Menschen, und erzählte ihm von seinem früheren Soldatenleben, und als er nach einigen Tagen wiederkam und seinen Angelunterricht fortsetzte, erzählte er noch viel schöner wie neulich.

Brubecher konnte in der That viel erzählen; denn er hatte viel erlebt. Er trug bereits seine zweiundsechzig Jahre auf dem Rücken, aber er trug sie leicht und war stark und gewandt wie ein Dreißiger, wettergebräunt, mit tiefdurchfurchtem Gesicht, ein untersetzter, breitschulteriger Mann, der nicht gerade zum Verlieben aussah, sondern mehr zum Fürchten. Als Custine Anno zweiundneunzig Mainz eroberte, war Brubecher als Tambour in das Revolutionsheer getreten; — die Neigung, für die „Neufranken" zu trommeln, war damals ziemlich verbreitet auf dem linken Rheinufer. Custine verlor bald nachher den Kopf, aber Brubecher behielt den seinigen und seine Trom-

mel dazu, und marschierte und trommelte fort durch die Feldzüge der neunziger Jahre, und zog mit Napoleon nach Aegypten und schlug die Trommel in der Schlacht bei den Pyramiden, während, wie bekannt, vier Jahrtausende auf ihn herabblickten. Als er dies erzählte, sah ihm Belgicus mit großen Augen in das runzelige Gesicht und glaubte immer noch etwas von jenem Weiheblick der Weltgeschichte in den Runzeln zu lesen.

Später ward Brubecher Korporal in der Armee des „großen Kaisers", von welchem er bedauerte, daß derselbe nicht gleich ihm stets der „kleine Korporal" geblieben sei. Denn obgleich der treueste Verehrer Napoleons, blieb Brubecher doch durchaus Republikaner; was er zuletzt übrigens mehr nur in den Liedern aussprach, die er pfiff und sang, als in klaren Worten. Wenn er nämlich französisch aufgelegt war, dann sang er: „Les aristocrats à la lanterne"; fühlte er sich aber als Deutscher, dann sang er: „Fürsten zum Land hinaus!" damals das verbotenste der verbotenen Lieder.

Die ganze Ordnung der Dinge, wie sie sich seit Napoleons Sturz in Deutschland und Europa gestaltet hatte, dünkte ihm so klein und elend, daß er's nicht einmal der Mühe wert hielt, darüber zu räsonnieren. Dagegen machte es ihm Vergnügen, gegen die Gesetze der Fürsten und Staaten zu sündigen, die er nicht anerkannte. Er erwartete, daß baldigst eine neue Revolution, blutiger noch als die alte, den ganzen Trödel von vornehm und gering, von Ministern und

Pfaffen, von Deutschem Bund und Preußischem Zollverein übern Haufen werfen werde. „Dann kommen wir und machen fertig, was dem Babeuf Anno fünfundneunzig mißlungen ist!“

Die letzten Worte brummte er in den Bart, und die vorhergehenden Ideen hatte er in die epigrammatische Form von Flüchen und Schwüren gekleidet, so daß der junge Sibrat ihren Sinn nur dunkel ahnte, zumal Brubecher sich fortwährend in seinem halb gebrummten, halb gefluchten Monologe unterbrach, um zu zeigen, wie man den Köder an die Angel stecken und die Rute schwingen und den Kork auf dem Wasser tanzen lassen müsse.

Der Alte redete übrigens immer nur von seinen Feldzügen und den gegenwärtigen schlechten Zeiten. Von seiner Schmugglerbande, bei der er's bis zum General gebracht, sprach er zu Belgicus' Erstaunen gar nichts, dagegen um so mehr von der „großen Armee“, bei der er's nur zum Korporal brachte. Die Genies sprechen überhaupt nicht gerne von der Kunst, worin sie Meister sind, sondern viel lieber von anderen Dingen, worin sie stümpern.

Auch entdeckte Belgicus nachgerade, daß Brubecher mit ihm angle, um zugleich recht unbeachtet die Gegend auszuspähen; denn aus dem Versteck des Weidengebüsches übersah er sowohl den Rhein, wie den nahen Landgraben, die hessisch-nassauische Grenze. Aber der alte Schmuggler hatte doch auch offenbar daneben sein Vergnügen an dem aufgeweckten Jungen.

Und dieser fühlte sich von dem ganzen Wesen

des kühnen, gefährlichen Mannes wie mit dämonischer Faust gepackt und brütete über seinen dunkeln Flüchen wie über Orakeln. Er war stolzer darauf, daß Brubecher ihn seiner belehrenden Unterhaltung gewürdigt, als wenn der Herzog selbst ihn angeredet und fischen gelehrt hätte. Allein er schwieg davon und vergrub den Stolz in seiner tiefsten Brust.

Jedes Kind hat zwei Naturen, eine versteckte und eine offenbare. Die offenbare wird von Eltern und Schulmeistern sofort erkannt und zum Ausgangspunkte der Erziehung gemacht; die versteckte ahnen wir oft selber kaum, aber das Leben enthüllt und entwickelt sie unvermerkt, und sie verschlingt vielleicht zuletzt die offenbare, sei es uns zum Fluche, sei es zum Segen. Kinder haben's hinter den Ohren: wohl ihnen, wenn sie das ungeahnt Bessere hinter den Ohren haben!

Nach seiner offenbaren Natur war Belgicus ein Muttersöhnchen, ein Stubenhocker, der überm Bücherlesen und Bilderbetrachten das Laufen und Raufen, Spielen und Toben der anderen Kinder altklug verachtete; es fehlte ihm scheinbar der „böse Bub'" oder — mit Clemens Brentano zu reden — die „Schwernotsigkeit". Und wer zwischen sechs und sechzehn Jahren nicht etwas vom bösen Buben oder Schwerenöter in sich hat, aus dem wird zuletzt nichts Rechtes. Allein der „böse Bub'", der Dämon der Gewalt, die vertobt sein will, war doch bei Belgicus vorhanden, vielleicht um so mehr, je tiefer er versteckt lag. Und die Angellektionen des alten Brubecher weckten diesen Dämon.

Nach des Vaters Urteil war Belgicus ein Universalgenie: er hatte binnen zwei Stunden „Poniatowskys Tod in der Schlacht bei Leipzig“ gemalt, nach einer Lithographie, die er vor vier Wochen gesehen; er hatte ein Epos „Arnold von Winkelried“ gedichtet, welches mit der fünften Strophe bereits ganz fertig war; und er spielte auf dem Klavier den „Wiener Charmantwalzer“ von Strauß und sang dazu die „Letzten Worte“ des Herzogs von Reichstadt: „Fahr wohl, mein junges Leben!“ — (man sang damals noch Elegien auf Walzerweisen, gleichwie unsere heutigen „Tondichter“ Grabmelodien zu Trinkliedern singen) —; kurzum, Belgicus trieb alle freien Künste, nur von der Kriegskunst wollte er gar nichts wissen. Er hatte niemals mit Bleisoldaten gespielt, beteiligte sich auch später nicht am Soldatenspielen der Nachbarskinder und ging der Biebricher Wachtparade geflissentlich aus dem Wege, — hierin von seinem Vater unterstützt, der durchaus ein Mann des Friedens war. Der alte Sibrat teilte die Kriegsmüdigkeit seiner Zeitgenossen. Wer 1833 im reifen Mannesalter stand, der hatte in seiner Jugend den Schrecken unabläßiger Kriege erlebt, die sich Schlag auf Schlag folgten, wie an einem schwülen Sommertage Gewitter auf Gewitter. War nun endlich das Wetter auch nicht schön geworden, so herrschte doch Ruhe am trüben Himmel, und man bedurfte der Ruhe so sehr. „In Deutschland gibt's fortan keinen Krieg mehr,“ pflegte Georg Sibrat zu sagen, und gerade so sprach damals die Frau eines weltberühmten Bankiers zu einem General,

der an ihrem Tische speiste und von künftigen Kriegen redete: „Es gibt keinen Krieg mehr; mein Mann leidet's nicht!"

Auch Georg Sibrat wollte es nicht leiden und richtete darum seine ganze Pädagogik bei Belgicus auf den Friedensfuß; denn der Jugend gehört die Zukunft. Oefters sprach er zu dem Jungen in seiner gewohnten zärtlichen Weise: „Mein Sohn, du kannst werden, was du willst, Maler oder Dichter, Pfarrer oder Richter, aber du wirst einmal Doktor werden; du magst werden, was du willst; wenn du dir's aber einfallen lässest, Soldat werden zu wollen, dann nagle ich dich mit beiden Ohren an den Thürpfosten!"

Belgicus dachte dagegen neuerdings im stillen: Kranke zu heilen sei zwar ein schöner Beruf, aber die Grenzjäger zu Wasser und Land zu schlagen und bei Tag und Nacht zu überlisten, sei doch noch viel schöner. Und darum wolle er einmal ein Schmuggler werden, aber Schmuggler im großen, viel größer noch wie sein Vater ein Kaufmann im großen sei. Ein kleiner Schmuggler war offenbar nur ein Dieb, ein großer Schmuggler hingegen dünkte ihm so etwas wie ein Feldherr und Staatsmann. Er schmuggelt zwar auch nur Kaffee und Zucker, aber mit souveräner Macht und, gleich dem Brubecher, mit Ideen. Und Belgicus wollte glorreich zu Ende führen, was dem Brubecher doch offenbar nicht ganz gelang, nämlich zuerst den Zoll und dann den Deutschen Bund übern Haufen werfen und endlich die Armen reich machen und die Geknechteten frei.

So wurde Belgicus plötzlich wie ausgewechselt. Zum ersten Versuch schlug er einen Knaben nieder, der eine Katze quälte. Der Knabe war sonst viel stärker als er, aber „die Idee" gab dem Schwachen Kraft. Der knabenhaft männliche Drang des Wettens und Wagens, des Kämpfens und Siegens war in ihm erwacht, es regte sich eben jener göttliche „böse Bub'" (nicht der schriftdeutsche „böse Bube"), jener Schwerenöter, der sich im Leben zuletzt zur Energie der gesunden Thatkraft läutert oder ungeläutert uns als zuchtlos eigenwillige Menschen zu Grunde richtet.

---

## Drittes Kapitel.

Wie konnte denn aber Biebrich, mitten im deutschen Binnenlande, weitab von unseren Außengrenzen gelegen, im Jahre 1833 der Schauplatz für die Heldenthaten großer und kleiner Schmuggler sein?

Zum Verständnis dessen muß ich historisch ein wenig ausholen; denn der gebildete Leser weiß zwar sehr genau, wie es zur Zeit Karls des Großen in Deutschland aussah, aber wie es vor vierzig Jahren bei uns ausgesehen hat, das wissen viele gebildete Leser nicht ganz so genau.

Wo der Nassauer Löwe, in Marmor gemeißelt, von monumentalen Marmorgrenzsäulen stolz hinüberblickte auf den Hessendarmstädter Löwen und den preußischen Adler, die, beide nur auf Holztafeln gemalt,

an rot- oder schwarzweißen Holzpfählen befestigt waren, da bestand im Jahre 1833 noch eine Zollgrenze. Die Erweiterung des ursprünglich bloß hessisch-preußischen Zollverbandes zum deutschen Zollverein war zwar bereits stark im Anzuge; Bayern und Württemberg waren am 23. März jenes Jahres dem preußischen Verbande beigetreten, und man erwartete, daß nun auch die nassauischen Zollschranken fallen würden. Dies geschah jedoch erst im Dezember 1835. Mainz besaß einen Freihafen. Und so lag die Versuchung nahe, zwischen Mainz und Biebrich den ausgiebigsten Schmuggel zu betreiben und von dorther das Nassauer Land mit unverzollten Waren zu versorgen. Der Schleichhandel wuchs aber in dem Maße, als man den Anschluß Nassaus an den Zollverein und die Aufhebung des Mainzer Freihafens näher und näher heranrücken sah.

Wir erkennen heute in der Gründung des deutschen Zollvereins ein nationales Ereignis, welches Segen verhieß und Segen brachte: der Zollverein bildete die Vorhalle zum Deutschen Reich. Dies ahnten damals auch schon Männer von großem Schnitt und weitem Blick. Aber die Mehrzahl der Menschen ist immer von kleinem Schnitt, sonst wären ja auch die anderen gar nicht groß.

Und so war denn den klein geschnittenen Leuten dieser langsam heranrückende Zollverein ein drohendes Gespenst, welches kurze und lange Waren noch einmal so teuer und das Geld dreimal so rar machen werde als bisher. Die Frauen zumal sahen mit dem

Fallen der Zollschranken Zustände wie zur Zeit der Kontinentalsperre wiederkehren, so daß man den Kaffee wieder aus Gelberüben brauen und mit Honig süßen müßte. Wer es irgend mit seinem Geldbeutel und seinem Gewissen vereinen konnte, der kaufte sich geschmuggelte Kolonialwaren im Vorrat, und in manchen Biebricher Häusern sah es aus, als habe man sich für eine Belagerung verproviantiert.

Der so lebhaft betriebene Schleichhandel führte zu einem steten Kleinkrieg zwischen Schmugglern und Grenzjägern, wobei sich die Gegner mitunter sogar von Kahn zu Kahn beschossen, und eine solche „Seeschlacht", im Winter zwischen den andrängenden Schollen des Eisgangs geschlagen, hatte besonderen Ruhm erlangt. Den Haupthelden der Schmuggler, Jakob Brubecher, lernten wir bereits kennen; man wußte nicht, was bei ihm größer sei, sein Mut, seine List oder sein Glück. Er hatte sich noch niemals erwischen lassen, obgleich ihn jedes Kind als den Schmugglerkönig kannte und ihm ein ebenbürtiger Gegner in der Person des Oberjägers von der Grenzwache, Christoph Missel, gegenüberstand. Dieser Missel, ebenso schlau als kühn, hatte schon gar manchen armen Teufel abgefaßt, der auf eigene Faust ein bißchen schmuggelte, allein er trachtete vergebens, die „Schwarze Kommission" mit ihrem großen Führer zu fangen.

Brubecher sicherte seine Unternehmungen, die er „Kampagnen" nannte, durch eine ganz feine Strategie. Zu Land schmuggelte er wenig und ließ dort seine Leute häufig nur zum Schein umherlaufen, um

die Aufmerksamkeit der Zolljäger vom Rheine abzulenken. Denn die großen Aktionen wurden immer zu Wasser ausgeführt. Auf leichten, ganz schmal gebauten Dreiborden, sogenannten „Seelenverkäufern", arbeiteten sich die Schmuggler in Sturm- und Gewitternächten, ja sogar beim Eisgang, keck und rasch durch die Flut, wobei ihnen die Zöllner mit ihren schweren Dienstnachen nicht nachkommen konnten.

Das Hauptgeheimnis Brubechers lag aber, wie er's militärisch ausdrückte, in den drei „Stützpunkten seiner Operation" — der Petersau, dem Wörth und — Sibrats Garten. An diesen drei Orten hatte er Verstecke für Mann und Fracht und zugleich seine Späher. Oberhalb Biebrich gegen das rechte Ufer liegt die Petersau, eine langgestreckte Insel, deren Steindämme und dichte Weidenbüsche mancherlei Unterschlupf boten, und schräg gegenüber das Wörth, ein kleineres, damals ganz bewaldetes Eiland. Das Wörth war nassauisch, die Petersau hessisch; die Grenze lief mitten durch den Rheinarm, der beide Inseln trennt. Steuerte nun Brubecher von Mainz nach Biebrich, und es wurde ihm ein nassauisches Zollschiff signalisiert, so warf er seine Fracht in die Büsche der Petersau und fuhr den Verfolgern leer entgegen, während seine auf der Insel versteckten Genossen die Waren aufnahmen, quer über die Insel trugen und von dort in einem bereitstehenden Kahn hinter dem Rücken der Zollwächter ans nassauische Ufer brachten, indes Brubecher mit dem Zollschiffe Fangemännchen spielte. Drohte Gefahr von der Mainzer Seite her, so trieb er das-

selbe Spiel bei dem Wörth. Nur durch gleichzeitige Besetzung der beiden Inseln, des Landufers und des Rheinarmes hätte man ihn sicher fangen können. Dazu fehlte es den Hütern des Gesetzes aber an Mannschaft und Schiffen; Brubechers Streitmacht war ihnen in beidem doppelt überlegen.

Das Schwierigste blieb aber trotzdem doch immer die Landung und Bergung in Biebrich. Nicht ohne Grund glaubte man, daß es in Sibrats Garten spuke; denn lichtscheue Gestalten gingen dort oft genug um; diese Gespenster waren aber nicht bloß Schmuggler, sondern auch Zollwächter, und beide fanden es in ihrem Interesse, den Gespensterglauben zu verbreiten und dadurch störende Neugier von dem Gärtchen auf der Mauer fern zu halten. Beide arbeiteten nämlich dort miteinander, nebeneinander, ja die Zollwächter tanzten den Schmugglern recht eigentlich auf den Köpfen, und diese landeten und bargen ihre Waren fast niemals im Garten, außer wenn die Zollwächter zugegen waren. Sie schmuggelten nicht unter den Augen, auch nicht hinterm Rücken, wohl aber unter den Füßen ihrer Verfolger. Dies war der Humor von der Sache und Brubechers Meisterstück; ohne Sibrats passive Assistenz hätte er es allerdings nicht ausführen können.

Herr Georg Sibrat galt nicht nur für einen friedliebenden, sondern auch für einen sehr gesetzliebenden Mann. Er verkaufte nur richtig verzollte Waren und eiferte gerne mit sittlicher Entrüstung gegen den heillosen Schmuggel, der dem ehrlichen Kaufmann das ganze Geschäft verderbe, mit Ausnahme

der Choleraartikel. „Denn die gehen über den Horizont des rohen Schmugglervolkes," wie er hinzufügte.

Ganz Biebrich folgte dem Kampfe der Grenzjäger und Schleichhändler, wie die Zuschauer einem Wettrennen folgen, und es wurden viele Flaschen Wein verwettet, ob endlich Brubecher oder Missel, ob Freiheit oder Gesetz, wie man sich ausdrückte, siegen würden. Herr Sibrat hatte sechs Flaschen auf das Gesetz verwettet, auf den Sieg Christoph Missels, — sechs Flaschen Hosenberger, eigenes Gewächs.

Dieser „Hosenberger" verdient im Vorbeigehen ein Wort wehmütiger Erinnerung; es ist eine „Marke", die im Weinhandel nicht mehr gefunden wird. Biebrich-Mosbach hatte vor vierzig Jahren noch seinen eigenen Wein; er wuchs am Hosenberg, einem sanften Abhang zwischen der Wiesbadener Chaussee und der Armenruh-Mühle. Jetzt sind dort die Weingärten verschwunden, und wo früher die beste Lage, da liegt jetzt der neue große Kirchhof. Die Wormser Liebfrauenmilch wächst auf ehemaligen Gräbern; warum soll man am Rheine nicht auch umgekehrt Gräber in ein ehemaliges Rebland graben, welches freilich keine Liebfrauenmilch hervorbrachte?

Sibrat hatte übrigens nicht nur sechs Flaschen Hosenberger auf den endlichen Sieg des Gesetzes und des Oberjägers Missel gewettet, sondern er trank auch häufig mit diesem Mann eine Flasche des edlen Gewächses, und zwar abends in seinem Garten.

Da nämlich dieser Garten, wie wir wissen, gleich einer Bastei das Ufer beherrschte, so hatten sich die

Zollwächter mit Zustimmung des loyalen Besitzers dort einen Späheposten eingerichtet. Sie landeten beim Pförtchen an der Mauer, stiegen durch den dunkeln Gang zum Gartenhaus hinauf, belauschten die anstoßende Lände und hatten dort auch wirklich schon öfters kleine Schmuggler erwischt, Dilettanten und Pfuscher, wie sie Brubecher verächtlich nannte. Herr Sibrat leistete ihnen dann Gesellschaft mit seinem Weine, und so verbanden die Hüter des Gesetzes das Nützliche mit dem Angenehmen, — sofern man jenen Hosenberger — propre-crû — überhaupt etwas Angenehmes nennen konnte.

Zur Bedienung ging der Hehmeh ab und zu, und die Grenzjäger trieben ihren Spaß mit ihm, wobei sich derselbe jedoch immer sehr schweigsam verhielt. Nur wenn sie kamen, begrüßte er sie jubelnd mit einem weit über den Rhein hinschallenden „Hehmeh!" — offenbar aus Freude über ihre Gesellschaft, wobei er mittrinken durfte, — und wenn sie sich zum Aufbruch rüsteten, dann heulte er ein noch lauteres, aber ganz melancholisches „Hehmeh!" — offenbar aus Betrübnis über ihren Aufbruch. Ein weiteres „Hehmeh" war ihm aber zwischendurch nicht abzulocken, wie Missel meinte: aus Respekt vor seiner amtlichen Persönlichkeit.

Allein die Sache hatte einen ganz anderen Grund.

Der Begrüßungsruf Hehmehs wurde drüben auf der Petersau gehört, und Brubecher ließ nun seinen Nachen ganz leise den Strom hinab treiben, landete im Rücken der Zöllner oberhalb Sibrats Garten und schob sein Fahrzeug längs der Mauer bis neben den

Kahn der Grenzjäger. Dann schaffte er mit seinen Leuten die Waren in den dunkeln Gang, wo sie seitwärts durch eine Oeffnung verschwanden, die nur bei genauestem Nachforschen hätte entdeckt werden können. Diese Oeffnung führte zum Keller des Gartenhauses. Im Rheingau, wo der Keller die Hauptsache und das Haus mitunter nur eine Zugabe zum Keller ist, hatten sogar die alten Gartenhäuschen ihren Keller. Wir Modernen haben es erstaunlich weit gebracht in der Kunst, uns das Leben sauer zu machen, wir graben also auch keinen Keller mehr unters Gartenhaus; unsere Vorfahren aber, Virtuosen der entgegengesetzten Kunst, gruben solche Keller: sie wollten ihren Wein überall gleich kellerfrisch zur Hand haben.

Sibrat hatte zufällig den alten Keller entdeckt, von welchem niemand im Hause wußte, und die Schmuggler hatten sich dann zu mehrerer Bequemlichkeit den versteckten Zugang gebrochen.

In diesem Keller bargen sie ihre Waren, indes die Zollwächter über ihren Köpfen saßen und nach rechts und links ausspähten, um sie zu fangen. Durch ein kleines Loch in der Mauer, welches von überhängendem Stachelbeergesträuch verhüllt war, konnte Brubecher jedes mitunter recht instruktive Wort seiner Verfolger hören, und er machte ganz leise seine Witze dazu. Und während jene oben den Hosenberger tranken, that er ihnen unten in unverzolltem Burgunder Bescheid.

Sobald aber Hehmeh das Zeichen des Abschieds stöhnte, schlichen die Schmuggler zu ihrem Nachen und verschwanden um die Ecke, während Herr Sibrat schon

dafür sorgte, daß die Zöllner möglichst langsam den Gang hinab auch ihrerseits zum Wasser kamen. Bei gelegener Zeit wurden dann die Vorräte des geheimen Kellers durch Brubechers Leute einzeln an ihre Besteller befördert.

Herr Sibrat that dies beileibe nicht; er handelte nur mit verzollten Waren, wie er sehr oft und ganz richtig beteuerte; er hatte dem Jakob Brubecher nur seinen Gartenkeller vermietet und rührte die geschmuggelten Kaffeesäcke und Zuckerhüte mit keinem Finger an. Da aber dieses fremde Warenlager in eigenem Keller seinem eigenen Handel mit den ehrlich verzollten Waren schwere Konkurrenz machte, so bezog er von Brubecher tausend Gulden Kellermiete fürs Jahr, und der kleine Keller trug ihm mehr ein als sein ganzer Kram mit Inbegriff von Cholerapflaster und Senfsamen.

„Ist das nicht ein ehrlich Geschäft?“ so fragte Herr Sibrat manchmal sich selber. „Und wer kann mir Strafbares vorwerfen? Als guter Kaufmann vermiete ich meinen Keller, und als guter Bürger traktiere ich über dem Keller die Organe des Staats mit Hosenberger. Hehmeh begrüßt diese Organe laut und herzlich und weiß übrigens nichts von dem Kellerleben unter seinen Füßen, und wenn er's wüßte, so könnte er's weder mündlich noch schriftlich zu Protokoll geben, denn sprechen kann er nur sehr wenig und schreiben gar nicht.“

Also war Herr Georg Sibrat doch ein recht heuchlerischer Spitzbube?

Er würde es sehr übel genommen haben, wenn man ihn so genannt hätte, obgleich er sich manchmal in stillen Stunden jene impertinente Frage selber stellte. Dann meinte er aber, es komme nicht sowohl darauf an, was man thue, als warum man etwas thue.

Warum nahm er denn den Sold des Hehlers und war in seinem Hause der ehrliche Mann, in seinem Garten dagegen der Spitzbube?

Es gibt viele Gründe, aus welchen die Menschen nichtsnutzig werden, allein keiner dieser landläufigen Gründe war hier ersichtbar. Sibrat trank nicht, spielte nicht, verschwendete nicht; seine Frau putzte sich nicht und lebte noch sparsamer als er selbst. Sibrat war auch nicht vom Teufel der Habgier besessen, der nach Geld jagt, um immer mehr Geld zählen zu können. Hätte er ein bißchen mehr von diesem Teufel im Leibe gehabt, so würde er ein besserer Kaufmann geworden sein.

Er sammelte und zählte allerdings Geld mit Leidenschaft, aber er sammelte und zählte es nicht für sich. Neben dem geheimen Keller im Garten besaß er eine geheime Kasse im Hause; die tausend Gulden Kellermiete flossen alljährlich in diese Kasse, und dort blieben sie — höchst unkaufmännisch — ruhig liegen in lauter guten Brabanter und Berliner Thalern. Die geheime Kasse mußte den geheimen Keller entsühnen; denn Sibrat nahm den Hehlerlohn von den Schmugglern nur — für seine Kinder. Er hatte für sich resigniert, aber für die geliebten Kinder sollten sich die Zukunftsträume erfüllen, die ihm das Leben

unerfüllt gelassen. Die Kinder sollten viel vornehmer, viel reicher, viel gelehrter werden als ihr Vater. Und dazu gehörte viel Geld. Sibrat wagte drei Jahre Zuchthaus, wenn nur sein Belgicus dereinst einmal der Leibarzt eines regierenden Fürsten würde; er hätte sechs Jahre gewagt, wenn er dadurch seiner Johanna dereinst die Hand eines Barons gesichert hätte. Alle Vorzeichen schienen ja so günstig. War der Junge ein Universalgenie, dann war das Mädchen bildschön und so natürlich manierlich; gewiß, Johanna mußte ihr Glück in der Welt machen, wenn nur das leidige Geld nicht fehlte!

Und Johanna hatte so viel Sinn und Streben für das „Höhere". Als unlängst die Großfürstin Helene zu Besuch am nassauischen Hofe war, gab es eine große Galatafel, und Johanna durfte, hinter einem Aufbau von Treibhauspflanzen versteckt, das prächtige Schauspiel fünf Minuten lang betrachten. Sie glaubte im Himmel zu sein. Ach es ist so schön, vornehme Leute essen zu sehen! Die Großfürstin überstrahlte alles; sie trug ein Diadem von Brillanten, deren Lichtfunken in allen Regenbogenfarben blitzten und glitzerten. Man sprach in Biebrich lange noch von diesem Diadem; man vergaß darüber sogar den Zollverein. Aber die Großfürstin war doch zu blendend, zu sonnengleich für Johannens Auge. Dauernder fesselte sie eine russische Hofdame, die noch viel schöner war als die schöne Großfürstin, einfacher zwar gekleidet, aber doch hochfein in weit ausgeschnittenem rosenroten Atlaskleid, mit mächtigen runden Ballon-

ärmeln an den reizenden Armen und einem hochaufragenden Giraffenkamm im rabenschwarzen Haar.

Johanna träumte fortan Tag und Nacht von dieser Hofdame, von dem Giraffenkamm und den Ballonärmeln; sie träumte zuletzt sich selbst als eine solche Hofdame. Es ist freilich leichter in dieser Welt, daß ein korsischer Advokatensohn Kaiser, als daß eine deutsche Krämerstochter Hofdame werde. Aber die Phantasie eines Kindes kehrt diese ganze Welt unterst zu oberst, sie überspannt und überfliegt alle Schranken dieser Welt um so sieggewaltiger, je weniger sie dieselben kennt. Glückselige Zeit, wo unsere beseligende Einbildung noch so riesengroß sein kann, weil unser qualvolles Wissen noch so zwergenhaft ist! Und ist zuletzt selbst der gereifte Mann anderswie glücklich als in kindlicher Einbildung?

Ganz verstohlen und verschämt sprach Johanna sogar mit Belgicus von ihren Träumen; denn die Zwillinge hatten kein Geheimnis voreinander. Sie meinte, Hofdame könne sie zwar niemals werden, aber doch vielleicht etwas Aehnliches, wenn es nur der Vater noch höher hinauf bringe. Und der Vater pflege öfters zu sagen, in anderen Staaten mache man nicht studierte Beamte, die selber gar keine Finanzen haben, zu Finanzministern, sondern ausgezeichnete Kaufleute, Männer von Fach und Geld, und das sei auch das Richtige. Vielleicht werde der Vater einmal irgendwo Finanzminister, und dann werde auch sie ein vornehmes Fräulein und könne Ballonärmel, Giraffenkamm und ein Rosakleid tragen, so schön wie die russische Hofdame.

Der Vater hatte von diesem Kindergerede gehört. Es schnitt ihm wie ein Messer durch die Seele: er, ein Hehler des Jakob Brubecher und künftiger Finanzminister! Er schämte sich nicht vor sich selbst, aber er schämte sich vor seiner Frau und seinen Kindern. Denn Frau und Kinder hielten ihn für einen exemplarisch ehrlichen Mann. Es beruhigte ihn, wenn andere Leute seine Ehrlichkeit priesen; wenn er aber die arme unwissende Frau und die Kinder so ganz selbstverständlich auf seine Ehrlichkeit bauen sah, dann erschrak er im Innersten.

Wie im Wirbel drehten sich seine Gedanken: „Ohne den geheimen Keller und die geheime Kasse muß Belgicus Krämer werden wie ich, und Johanna wird einmal, wenn's hoch kommt, einen Krämer heiraten."

Er beschloß, den Keller auszubeuten, bis genug Geld gewonnen sei für das Studium des Jungen und die Aussteuer des Mädchens. Aber keine Stunde länger. Nachher wollte er ganz gewiß wieder ehrlich werden, ehrlicher als irgend ein Mensch in ganz Biebrich.

Allein wenn das Geheimnis des Kellers vorher verraten wird? — „Dann wandre ich nach Diez, um drei Jahre lang Marmor zu sägen, Belgicus wird ein Schuhflicker und Johanna muß dienen gehn."

Vielleicht konnte sich die Sache auch milder gestalten, und er kam nicht ins Zuchthaus nach Diez zum Marmorsägen, sondern nur ins Korrektionshaus nach Eberbach, um Wolle zu spinnen. Und in Eber-

bach spann man viel angenehmer, als man in Diez sägte. Aber dies war ihm völlig gleichgültig — so wie so, Diez oder Eberbach — Belgicus wurde dennoch ein Schuster, und Johanna mußte dienen gehen.

Dieses Schreckenswort entschied. Er beschloß, fortzufahren, wie er begonnen. Aber sowie der letzte unerläßlich notwendige Brabanter Thaler in der geheimen Kasse war, dann wurde der Keller zugeschüttet, der Eingang vermauert, und der Garten durfte statt der silbernen Thaler nur noch goldene Aprikosen liefern, die im reinsten Seelenfrieden verzehrt wurden.

Sibrat atmete tief auf, wenn er an diesen Seelenfrieden der Zukunft dachte.

---

## Viertes Kapitel.

Im Oktober starb Sibrats Frau. Sie hatte lange gekränkelt, und doch kam ihr Tod unerwartet.

Ihr stilles Walten hatte man kaum bemerkt; man bemerkte es erst, da es aufhörte. Sie war eine brave Frau gewesen, gottesfürchtig, fleißig, selbstlos, bescheiden in ihrem Streben wie in ihrer Bildung. Sie hielt die Fehler ihres Mannes für Vorzüge, welche sie nicht verstehe: ohne diese rührende Selbsttäuschung würden gar viele Frauen ihren Männern davonlaufen.

Obgleich zehn Jahre jünger als ihr Mann, war Frau Sibrat doch zu alt für ihn. Durch die Tradition des Elternhauses gehörte sie noch der friedlichen,

genügsamen alten Zeit, ihr Mann hingegen der friedlosen, gärenden, ringenden neuen. Es gibt ein Lebensalter des Taufscheins und ein Lebensalter der Weltanschauung; und kraft dieses Doppelalters sind nicht selten die Jungen alt und die Alten jung.

Frau Sibrat hatte ihren Mann nicht glücklich gemacht, und doch wurde er von ihrem Tode tief erschüttert. Die Kinder waren trostlos. Die Mutter war für den Vater in vielen Stücken beschränkt gewesen und beschränkend; aber in der Liebe für ihre Kinder war sie schrankenlos, und Kinder haben oft eine tiefere Fühlung für die Liebe, welche ihnen unverdient und ungesucht geboten wird, als große Leute.

Aber die Kinder trauern auch anders wie die Erwachsenen; sie trauern hoffnungsfreudiger. Kindertrauer ist Regen im Sonnenschein.

Es war am Abend nach Frau Sibrats Todestage.

Im Sterbezimmer lag die Leiche bereits im Sarge; — unser letztes Haus wird am geschwindesten gebaut.

Alle Fenster waren gleich nach dem Tode geöffnet worden, damit die Seele hinaus könne, und standen fortan Tag und Nacht offen, und des Nachts brannte eine Lampe, und die Leichenfrau wachte im Zimmer.

Die beiden Kinder saßen in dem Kämmerchen nebenan im Dunkeln; bei der herrschenden Verwirrung kümmerte sich niemand um sie.

Ab und zu schlüpften sie hinüber zur Mutter, die so friedlich schlummernd im Sarge lag, umhüllt

vom langen weißen Totenhemd, und die Blumen des Spätherbstes lagen zu ihren Häupten und Füßen.

Das Leben war ihr schwer gewesen, der Tod leicht: man las beides auf ihrem Gesichte.

Und den Kindern schien die Mutter im Sarge viel schöner als je im Leben. Sie meinten, es müsse doch unaussprechlich süß sein zu sterben; sie hätten selber sterben mögen, um auch so verklärt dazuliegen im reinen weißen Linnen zwischen Blumen.

Und wenn sie sich satt gesehen an der toten Mutter, dann schlüpften sie wieder zurück in ihr dunkles Kämmerchen und hielten sich umfangen und sprachen in wundersamen Gefühls- und Gedankensprüngen — wie Kinder pflegen.

Der Abendstern trat über den Giebel des Nachbarhauses.

„Vielleicht ist die Mutter jetzt da oben auf jenem Sterne," sprach Johanna, „und sieht von dort auf uns zum Fenster herein."

„Oder vielleicht ist sie geisterweise hier bei uns in der dunkeln Stube," meinte Belgicus, „denn die Toten können uns nahe sein, ohne daß wir's spüren."

„Aber die Mutter ist ja doch im Himmel!" entgegnete das Mädchen, — ganz leise, damit die Mutter nicht gestört werde, die draußen schlief.

„Der Himmel ist überall, wo selige Geister sind," erwiderte der Bruder noch leiser, „und die Mutter ist jetzt ein seliger Geist, der uns umschwebt, ein Engel, der uns schützt. Denn es ist ja der Beruf der Engel,

die Menschen zu schützen, und wen sollte die Mutter lieber beschützen wollen als uns beide?"

„Wenn wir das nur gewiß wüßten," sagte Johanna weinend, — „dann brauchten wir nicht zu trauern."

„Wir trauern auch nur, weil wir die Mutter nicht mehr sehen und hören können, wir trauern um uns, nicht um die Mutter," belehrte der Knabe.

„Aber warum wird denn die Mutter frühmorgens bei Sonnenaufgang begraben," fragte Johanna, ihre Thränen trocknend, „und nicht in der dunkeln Nacht, wie neulich der Hofmarschall? Ach das war so herrlich, wie sie den Sarg auf Servietten trugen und mit Flambeaux durch ganz Biebrich und Mosbach, und der Sarg war so groß und schwer, daß ihn die Träger kaum schleppen konnten!"

„Das verstehst du nicht, Johanna! Die Adeligen begräbt man nachts bei Fackelschein, und acht Mann tragen den Sarg auf Servietten, was sehr schwer ist; die Bürgerlichen aber kommen am hellichten Tage ins Grab, und man trägt den Sarg auf der Bahre, wozu nur vier Mann nötig sind. Die Adeligen kommen dann auch auf den adeligen Kirchhof, der ist in der äußersten Ecke an der Mauer, schräg dem Armensünderwinkel gegenüber, wo die Vagabunden liegen, die man im Chausseegraben tot gefunden hat. Zwischen diesen und den Adeligen in der Mitte liegen dann die Bürgerlichen."

„Aber dann käme ich ja gar nicht neben die Mutter, wenn ich einmal adelig werden sollte," meinte Johanna tief betrübt.

„Bis du einmal adelig wirst," entgegnete Belgicus, „wird überhaupt gar kein Unterschied zwischen Adeligen und Bürgerlichen mehr sein. Dann wird auch der geringste Mann mit Flambeaux und in Servietten begraben werden, und alles wird sich in der Mitte zusammenfinden."

Johanna staunte über diese Rätselworte ihres Bruders; mit offenem Munde sah sie ihn schweigend an.

Belgicus aber war nun ins rechte Fahrwasser gekommen, und da gemeinsames Leid die Zunge löst, so enthüllte er jetzt zum erstenmal der Schwester seine jüngsten geheimsten Gedanken, die er aus den Gesprächen mit Brubecher gesogen, und erzählte ihr, daß er einmal ein großer Schmugglerhauptmann werden und die Welt umkehren und verbessern wolle, wie man's Anno neunzig in Paris versucht und nicht fertiggebracht habe, und wie es auch der Brubecher im Sinne trage; allein der sei doch nicht ganz der rechte Mann und auch schon zu alt dazu.

Johanna fand den neuen Lebensplan ihres Bruders abscheulich, sie wußte sich vor Entsetzen darüber kaum zu fassen und bekämpfte ihn — bald leise, damit es die Mutter nicht höre, bald recht laut, damit es der unglückselige Bruder um so deutlicher hören solle — in den beredtesten Worten. Zuletzt rief sie: „Und wenn der Vater einmal Finanzminister wird, und du bist ein Schmuggler, dann muß er dich, seinen eigenen Sohn, in den Brummstall sperren lassen!"

Der „Brummstall" empörte Belgicus aufs tiefste und entfesselte seinen hellen Zorn.

In Biebrich bezeichnete man mit diesem Namen damals das einzige Zivilgefängnis des Ortes, welches allerdings einem Stalle verzweifelt ähnlich sah, und wo auch genug gebrummt wurde, Personen aller Art, die augenblicklich dingfest gemacht werden mußten, wurden dort bis auf weitere Sortierung provisorisch zusammengesperrt: Landstreicher und Verbrecher, Tobsüchtige, Schwerbetrunkene, Demagogen, lüderliche Dirnen, Schmuggler, Bettelleute und dergleichen, — so daß dieser Brummstall allerdings ein für Gentlemen nicht ganz schickliches Haftlokal und Belgicus' Entrüstung begreiflich war. Das Zuchthaus war entschieden anständiger.

Allein im Feuer der Begeisterung erklärte Belgicus zuletzt, daß er selbst vor dem Brummstall nicht zurückschrecken werde. Er meinte, dort habe schon manche verkannte Größe gesessen, wie unlängst der verrückte Maurermeister Keyser, den man bloß darum hineingesteckt, weil er sich für den Kölner Dombaumeister hielt und in den Schluchten des Häßler den Kölner Dom aus Lehm auszubauen begonnen hatte. Uebrigens sei auch schon mancher, eh man sich's versah, aus dem Brummstall ausgebrochen. Erst vorige Woche hatte man einen rebellischen Schornsteinfegerjungen eingesperrt und dabei übersehen, daß der Kamin nicht von unten vergittert war. Als der Polizeidiener des anderen Morgens dem Arrestanten sein Frühstück bringen wollte, saß derselbe auf dem Dache neben dem Schornstein und sang mit heller Stimme: „Wohlauf, wohlauf! der Tag erwacht, ihr Brüder!"

aus der „Stummen von Portici“; — denn auch die Kaminkehrerbuben waren damals in Biebrich nicht ohne Bildung.

„So würde ich auch einmal ausbrechen“ — rief Belgicus — „und Tausende mit mir, wenn man uns einsperren sollte; und in ganz anderem Sinne werden wir dann in den neuen Morgen hineinsingen: „Der Tag erwacht, ihr Brüder!“

Allein Johanna gab sich nicht überwunden. Ganz leise gemahnte sie den Bruder an die geisterweise Gegenwart der toten Mutter, die nun solche Worte von ihm höre und darüber tief betrübt werde in ihrer Seligkeit. „Sie ist in Frieden eingeschlafen und hat zuletzt noch gesagt, daß wir gute Kinder seien, die allezeit ihr Glück gewesen, und daß sie uns getrost dem strengen, aber doch so guten Vater hinterlasse, der uns das rechte Vorbild geben und uns zu braven und Gott wohlgefälligen Menschen erziehen werde, damit wir uns vereint im Himmel alle wiedersehen könnten. Waren das nicht ihre letzten Worte?“

Als Johanna so gesprochen und Belgicus verstummte, da hörten beide ein leises Geräusch im dunkeln Kämmerchen, wie wenn jemand vorüber- und hinaushusche.

Sie erschraken zum Tode und faßten sich an den Händen und blickten ringsum. Es war nichts zu sehen.

Johanna sammelte sich zuerst. Sie öffnete die Thür des Sterbezimmers ein klein wenig und spähte nach dem Sarge: — die Tote schlummerte in Frieden fort; die Wächterin war bei ihrem Lämpchen ein-

genickt. Die Stille der Nacht, des Schlafes und des Todes ruhte auf dem matt erhellten Raume.

Noch zitternd eilten die Kinder hinweg und legten sich schweigend zu Bett.

Belgicus steckte den Kopf tief ins Kissen; allein er konnte die ganze Nacht nicht schlafen.

Auch ein anderer noch hatte eine schlaflose Nacht — der Vater!

Er war vorhin unvermerkt im dunkeln Kämmerchen zu den Kindern getreten und hatte ihr ganzes Gespräch belauscht. Als Belgicus seine Schmugglerpläne enthüllte, stand er wie vernichtet vor Ueberraschung und machtlosem Zorn. Er wollte hervortreten, dem ungeratenen Sohne fürchterlich ins Gewissen reden, ihn züchtigen wie nie zuvor. Da hatte Johanna die milden Worte von der toten Mutter entgegnet, die dahingefahren sei im tröstlichen Glauben an die Zukunft ihrer guten Kinder und im gewissen Hoffen, daß der brave Vater sie durch Lehre und Beispiel zum Himmel erziehen werde.

Nun aber war es ihm mit einemmal unmöglich, dem Sohne gerade jetzt zu predigen, wo er sich selbst vielmehr die Predigt hätte halten sollen; oder den einfältigen Jungen über Vorsätze zu züchtigen, wegen deren Ausführung er, der gescheite Mann, sich selbst hätte züchtigen müssen. — Er war rasch wieder zur Thüre hinausgeschlichen, und die Kinder hatten das Geräusch gehört. —

— — Am frühen Morgen bei Sonnenaufgang wurde Frau Sibrat begraben. Die Kinder hatten

mitgehen wollen, aber sie mußten zu Hause bleiben: — „Kinder gehören nicht an ein offenes Grab," hatte der Vater gesagt. Außer ihm selbst und einem Nachbar, den er gleichsam als Zeugen gebeten, folgte kein Mensch dem Sarge. Man nannte dies damals am Rhein ein vorurteilsloses Begräbnis, nach der französischen Ueberlieferung aus jener Zeit, wo unser Herrgott in Frankreich abgeschafft gewesen war; und die frühe Tagesstunde wurde gerade deshalb gewählt, daß nicht etwa ungebeten ein Geleite von Freunden dennoch sich einfände. Vornehme Leute reisen inkognito, und so schien es auch besonders vornehm, inkognito zum Kirchhof zu reisen. Die Teilnahme eines Geistlichen, Glockengeläute und dergleichen wäre vollends spießbürgerlich und altväterisch gewesen, wenigstens beim aufgeklärten Bürgerstande; denn die Bauern und die Adeligen wurden allerdings wiederum unter geistlicher Assistenz begraben, letztere sogar in Servietten und mit Flambeaux.

Am Grabe angelangt, senkten die Träger hurtig den Sarg hinab. Die rotglühende Oktobersonne rang sich in demselben Augenblicke aus einer grauen Nebelwolke empor, da die gebrochene Menschenhülle in den dunkeln Schoß der Erde hinabstieg. Das Gras auf den Nachbargräbern war weiß bereift, so rein und weiß wie eine im Tod entsühnte treue Seele.

Sibrat trat an den Rand und blickte eine Weile in die Tiefe, und die Gedanken vergingen ihm — vielleicht im stillen Gebet.

Dann trat auch der Nachbar herzu, zog den Hut und sprach: „Sie war eine gute Frau!"

Die Totengräber aber hatten's eilig, sie traten rasch vor und begannen die Schollen auf den Sarg zu werfen.

Sibrat entfernte sich langsam, öfters zurückblickend; er ging schweigend neben dem Nachbar nach Hause. Doch nicht in jenem Schweigen der in eins verschlungenen Entsagung und Hoffnung, welches uns wohl oft von Gräbern heimbegleitet. Widerstreitende Gedanken und Gefühle anderer Art kämpften in ihm.

Das Gespräch der Kinder, welches er gestern abend belauscht, ließ ihm selbst auf diesem Gang keine Ruhe. Mit der Frau hatte er den Glückstraum einer schon halb vergessenen Vergangenheit begraben, und jenes Kindergerede drohte ihm nun auch das geträumte Glück der Zukunft zu vernichten. Er fühlte seine Schuld tiefer als je, fand aber nicht mehr die gewohnte Entschuldigung. Denn bisher hatte er sich eingeredet, daß er nur zum guten Zwecke, daß er sehr löblich sündige. Seine stete Angst war nur gewesen, ob er unentdeckt spitzbübischerweise Geld genug zusammenbringe, um seinen Sohn zum besten Manne zu machen, zu einem viel besseren, als er selber war. Und jetzt schien es plötzlich, daß der Sohn allerdings größer und selbständiger zu werden sich anlasse, als er selbst, aber größer im Verbrechen und selbständiger in der Spitzbüberei.

Sibrat öffnete im Geiste seinen Mund zur Warnung und Zurechtweisung des Sohnes und konnte nicht sprechen; er erhob im Geiste den Arm zur Strafe und konnte nicht schlagen. Er beschloß, gleich heute den

geheimen Keller zu schließen, allein er durfte es nicht: des Geldes war noch lange nicht genug, und Brubecher würde sich furchtbar gerächt haben, wenn er ihm mitten im besten Gang der Geschäfte die Thüre gewiesen hätte.

Zu Hause angekommen, fand der Vater Belgicus und Johanna im Sterbezimmer sitzen, welches nun so ganz öde erschien. Die Fenster waren noch immer offen, die Kinder froren in der kalten Morgenluft und merkten's nicht. Nur Hehmeh hatte sich zu ihnen gesellt; er stand in der Ecke und fror gleichfalls und faltete die Hände, wie er's gelehrt worden war, und stöhnte ganz leise: „Hehmeh! Hehmeh!" Frau Sibrat hatte ihm viel Gutes gethan, und es ahnte ihm dämmernd, daß er seine Wohlthäterin verloren habe.

Der Vater konnte die Kinder nicht ansehen; denn er dachte: „durch meine Schuld wird Johanna dienen gehen und Belgicus — nicht einmal ein Schuster werden!"

Er trat ins offene Fenster und blickte bald hinaus zum Himmel, der sich mit Nebelwolken füllte, bald scheuen Auges zurück in die leere Stube.

Da kamen die Kinder heran, und Belgicus faßte seine rechte und Johanna seine linke Hand, und nun konnte er ihnen ins Auge sehen und vergaß alle Gewissensbisse und Zukunftspläne, alle Gedanken an Bußpredigten und exemplarische Strafen; er zog seine verlassenen Kinder ans Herz und küßte sie beide.

Während er dann aber schweigend neben den Schweigenden stand, ging ihm ein helles Licht auf,

was er zu thun habe. Er beschloß, mit Brubecher zu brechen und den Keller zu schließen, hernach aber dem Belgicus den Kopf gründlich zurecht zu setzen. Denn nun erst hatte er ja ein volles Recht hierzu.

Gleich heute noch mußte dies alles geschehen; — oder spätestens morgen. Doch nein, auch dies war noch zu geschwind. Brubecher stand mitten in einer großen Lieferung, die erst binnen acht Tagen vollendet sein konnte. Auf so lange mußte er dem alten Geschäftsfreunde doch noch Frist geben. Dann aber vollführte er den guten Vorsatz ganz gewiß: in acht Tagen wurde das Tischtuch zwischen dem Schmuggler und Hehler entzweigeschnitten, und Georg Sibrat war wieder ein ehrlicher Mann, der dann auch seinen Sohn wieder aus reinem Herzen lieben und mit bestem Gewissen prügeln konnte.

---

## Fünftes Kapitel.

Jener achte Tag war gekommen, den Sibrat fest entschlossen, aber doch mit innerlichem Zittern und Beben erwartet hatte; denn mit Brubecher zu brechen war keine Kleinigkeit. Um sich Mut zu machen, behandelte er inzwischen die Kinder und ganz besonders den Belgicus äußerst zärtlich und liebreich.

Des Abends um sieben Uhr wurde Brubecher erwartet; — — es war schon tief dunkle Nacht, Sturm und Regen, kein Stern am Himmel; der Rhein warf hohe Wellen.

Sibrat saß im Gartenhause und zählte die Minuten und dachte, „wann noch eine Stunde vorüber ist, dann bin ich frei, oder der Schmuggler hat mich totgestochen."

Hehmeh stand auf der Lauer.

Jetzt ließ er seinen Ruf so gellend erschallen, daß man ihn weithin durch das Windsgebrause hörte. Es war das Zeichen, daß die Schmuggler nahten, und daß sie sicher landen könnten.

Nach wenigen Minuten erschien auch der Kahn an der Mauer, stark besetzt, ein größeres Fahrzeug als gewöhnlich.

Sibrat trat vor; er wollte Brubecher hier oben erwarten; denn es graute ihm, dem verwegenen Manne unten im Keller eine Eröffnung zu machen, die ihn in Wut versetzen mußte. Allein da nun der entscheidende Augenblick gekommen war, fand er Mut und Fassung wieder.

Die im Kahne Gelandeten waren jetzt heraufgestiegen. Ein langer, schmaler Mann ging voran und vertrat Herrn Sibrat den Weg — das war nicht Brubechers untersetzte Gestalt! — Sibrat prallte zurück. Der Fremde faßte ihn am Arme: — es war der Zollinspektor, von Christoph Missel und seinen bewaffneten Grenzwächtern gefolgt. Sie umringten den Kaufmann, daß er nicht rechts noch links ausweichen, auch kein Zeichen gegen den Rhein geben konnte. Zu gleicher Zeit drang Polizeimannschaft von der Straße her in den Garten, besetzte das Wohnhaus und brachte dorthin den Hehmeh zur Ruhe, der unablässig seinen Namen schrie, als ob er am Spieße stäke.

Sibrat stand mit schlotternden Knieen. Sein guter Vorsatz war zu spät gekommen, nur um einen Tag, vielleicht nur um eine Stunde zu spät!

Der Zollinspektor befahl dem unglücklichen Manne, daß er ihn zu dem geheimen Keller unterm Gartenhaus führe. Als Sibrat von einem solchen Keller nichts wissen wollte, erklärte der Beamte, daß er den Zugang selber schon zu finden und zu öffnen wissen werde, aber Sibrat müsse ihnen dabei folgen.

Ein Verräter mußte sehr genaue Anzeige gemacht haben; denn die Zöllner fanden nun den Zugang augenblicklich, der ihnen so lange verborgen geblieben.

Bei dieser Entdeckung warf Christoph Missel seinem alten Freunde einen grimmigen Blick zu und rief: „Schämt Euch, Sibrat! Ich hielt Euch für treu wie Gold, und Ihr waret falsch wie ein Koburger Sechskreuzerstück!“

Allein der Beamte hieß ihn schweigen, und man machte sich mit aller Vorsicht daran, die geheime Pforte zu öffnen. Ein Grenzjäger zog seinen Säbel, ein anderer spannte den Hahn seines Karabiners. An dem äußeren Mauerloche sah man durch die jetzt laublosen Stachelbeerzweige Licht blitzen; es waren also Leute im Keller, und man erwartete einen gewaffneten Ausfall oder doch verzweifelten Widerstand Brubechers und seiner Bande.

Sibrat erschrak heftig über dieses Licht. Sollten die Schmuggler sich schon vorher, ohne daß er's gemerkt, in ihr Asyl begeben haben, welches ihnen nun zur Mausfalle wurde?

Das Thürchen war von innen verriegelt; nachdem man jedoch mit einigen Kolbenstößen angepocht, wurde es geöffnet.

Die Vordersten drängten hinein, blieben aber dann erstaunt stehen; der eine fluchte, der andere lachte, und als der Inspektor und Sibrat herzukamen, bot sich ihnen ein höchst unerwartetes Bild.

Das von einem kleinen Lämpchen matt erleuchtete Gewölbe, sonst vollgepfropft mit Fässern und Ballen, war fast ganz leer; in der Mitte aber stand mit hoch erhobenem Kopfe — Belgicus.

„Wie kommst du hierher?" rief der Vater —; „was will der Bube hier?" — der Inspektor; — „wo ist der Brubecher?" — andere Stimmen.

Ein Grenzjäger sprang in den Hintergrund des Kellers und zog dort ein kleines Häuflein Waren hervor; mit Hast wurden sie untersucht: es war ein alter Kaffeesack voll aufgelesener Aepfel und etliche leere Selterwasserkrüge mit abgeschlagenen Henkeln, von blauem und weißem Papier umhüllt, daß sie fast wie kleine Zuckerhüte aussahen. — Sonst fand sich nichts.

Der Beamte faßte den Jungen am Kragen und fragte ihn, was er zu dieser Stunde hier für Kindereien treibe.

Belgicus antwortete ruhig, auf die Aepfel und Krüge deutend: „Ich spiele Brubecher und Missel, Schmuggler und Grenzjäger, wie ich's hier schon oft gethan; — der Platz ist gar schön dazu — und dieses sind die zollbaren Waren."

„Dann bist du wohl Missel," fragte der Beamte, „wo aber ist Brubecher?"

„Ich spiele mit mir selbst und bin Brubecher und Missel zugleich, und wenn ich als Grenzjäger mich als Schmuggler erwische, dann fasse ich mich selbst am Kragen, genau so, wie Sie mir's eben gethan."

„Ein schönes Früchtchen! wohl Ihr Sohn, Herr Sibrat?" wandte sich der Beamte an den Vater. „Geht der Junge in die Schule?"

„Ich lasse ihn im Hause unterrichten," entgegnete dieser mit Selbstgefühl.

„Dann geben Sie ihm den verdienten Buckel voll Schläge selber im Hause; sonst hätte es der Schulmeister thun müssen."

Die Zöllner, in argem Zorn über die Täuschung, setzten ihre Nachforschungen mit wütendem Eifer fort; sie suchten nach einem zweiten Ausgang des Kellers und fanden keinen, sie durchspürten den ganzen Garten, durchstöberten das ganze Haus von oben bis unten und merkten nicht, daß Brubecher inzwischen mit der vollen Fracht des Kellers rheinabwärts gegen Schierstein steuerte.

Während des Suchens war Hehmeh davongelaufen und ließ im Staunen und Schrecken über die ungebetenen Gäste seinen Weheruf von der Treppe herab erschallen, daß die ganze Nachbarschaft zusammenlief.

Die Leute wollten ins Haus dringen, um zu sehen, was es gebe, allein ein im Hausgang aufgestellter Polizeidiener wies sie zurück und weigerte jede Auskunft.

Da trat ein riesengroßer Mann in polnischem Rocke, mit hohen gespornten Steifstiefeln an den langen Beinen, eine große Karbatsche in der Hand an den Wächter im Hausgang heran und fragte gebieterisch: „Was ist los?“

Und die bis dahin so abweisende Wache berichtete ihm sofort, daß man eben da drinnen den Brubecher festnehme und die ganze „Schwarze Kommission“ und ihr ganzes Nest geschwärzter Waren aushebe.

Man hätte glauben mögen, dieser imponierende Mann, der allein Bescheid erhielt, sei eine obrigkeitliche Person. Allein dem war nicht so: — seines Zeichens Pferdehändler, führte der Riese nebenbei nur ein Amt, welches er sich selbst gegeben hatte — der „Feuerreiter“ Ditz. Unter diesem Titel kannte ihn jung und alt auf weit und breit. Lange vor der Zeit der Feuerwehren hatte er sich aus Passion die Aufgabe gestellt, beim Ausbruch jeden Brandes sofort zu Pferde zu steigen, in rasendem Galopp die Straßen auf und ab zu sprengen, mit der Karbatsche zu knallen, daß die Scheiben klirrten, und „Feuerjoh!“ zu rufen. Er hatte schon verschiedene Kinder übern Haufen geritten und anderes Unheil angerichtet, aber noch viel öfter auch schnelle Hilfe herbeigerufen; und so ließ man ihn denn galoppieren und klatschen, so arg er wollte.

Kaum hatte der Feuerreiter die Kunde von Brubecher vernommen, so warf er sich aufs Pferd, sprengte durch alle Gassen kreuz und quer, daß die Funken stoben, und klatschte wahre Donnerschläge mit seiner Karbatsche.

Ueberall flogen die Fenster auf. — „Wo brennt's?" schrieen die Leute. — „Nirgends!" schrie der Feuerreiter und riß im Nu sein Pferd zurück, daß es fast zusammenstürzte, — „nirgends! Der Brubecher wird eben gefangen beim Kaufmann Sibrat!" — und nun gab er dem Pferde die Sporen und klatschte und sauste davon wie der lüftige Teufel.

Ganz Biebrich strömte jetzt zur Rheingasse und wogte dort auf und ab, trotz Sturm und Regen; man mußte die Wache am Sibratschen Hause verdoppeln, daß die Menge nicht mit Gewalt eindrang, um zu sehen, wie Brubecher in Ketten gelegt werde. Die Leute, welche auf Missels endlichen Erfolg gewettet hatten, triumphierten; die Gegner hingen die Köpfe oder stritten und zweifelten.

Endlich um elf Uhr öffnete sich die Thür, die Zollbeamten traten heraus; sie hatten nichts gefangen und nichts gefunden.

„Die gerichtliche Untersuchung wird das Weitere lehren!" rief der Inspektor Herrn Sibrat zum Abschied zu. Allein die Zöllner kamen doch zunächst mit leeren Händen.

Ein Gemurmel lief durch die Menge, dann ein Brausen und Schreien; zuletzt erhob sich ein schallendes Hohngelächter, gefolgt von lautem Jubilieren. Das kam von jenen, die auf Brubechers höheres Genie gewettet hatten und nun ihrerseits über die voreilig siegesgewissen Gönner Missels triumphierten.

Erst gegen Mitternacht zerstreute sich die Menge.

Am anderen Morgen verkroch sich Belgicus, weil

er sich seiner eigenen Heldenthat fürchtete; Johanna kam mit verweinten Augen: sie ahnte schweres Unglück, und es sah ihr gar nicht danach aus, als ob ihr Vater so geschwind Finanzminister werden würde. Dem armen Hehmeh hatte die verkehrte Welt von gestern abend vollständig den Kopf verdreht; er goß einen Krug Tinte in den Senfsamen und wickelte den Schweizerkäse in Cholerapflaster.

Sibrat wurde nach Wiesbaden vor Amt geladen. Die Untersuchung ergab kein Resultat wegen mangelnder thatsächlicher Anhaltspunkte. Ein Verräter aus Brubechers Bande hatte die schriftliche Anzeige von dem geheimen Keller und von Brubechers Anwesenheit zur bezeichneten Stunde anonym gemacht. Da aber der gefürchtete Häuptling nicht erwischt worden war, so wagte auch der verkappte Angeber nicht weiter hervorzutreten. Die Behörden hielten sich für gefoppt und glaubten zuletzt, Brubecher selbst habe den anonymen Brief verfaßt, um sich über sie lustig zu machen. Herr Sibrat wurde als ehrlicher Mann mit höflicher Entschuldigung entlassen.

Nachdem er aber das Verhör so glücklich überstanden, nahm er seinerseits den Belgicus ins Verhör. Allein es war aus dem Jungen durchaus nichts anderes herauszubringen, als was derselbe auch den Zöllnern gesagt, nämlich daß er den Keller schon längst für sich entdeckt und dort Brubecher und Missel gespielt habe. Der Vater wollte ihm die Lüge klar beweisen, that es aber doch nicht; denn sonst hätte er ja dem Knaben darthun müssen, daß er, der Vater, selbst vielmehr

bis zum letzten Tage im Keller und über dem Keller Brubecher und Missel gespielt, und zwar in Wahrheit, die hier noch schlimmer als die Lüge war. Da er nun kein weiteres Geständnis erpressen konnte und den Belgicus der Lüge zu überführen sich nicht getraute, so strafte er ihn wenigstens — denn Strafe muß sein — wegen nächtlichen Umhertreibens. Er selbst aber empfand die Strafe weit tiefer als der Junge; denn er strafte ja seinen Retter für die rettende That.

Etwa zehn Tage später ging Georg Sibrat des Abends auf der Schiersteiner Landstraße spazieren; die innere Unruhe duldete ihn nicht zu Hause, und er war leutscheu seit der Untersuchung.

Da trat ein Mann vom Ufer zu ihm heran und bot ihm einen guten Abend. Die Stimme war ihm nur allzubekannt: es war der Brubecher.

„Unser Geschäft ist ein klein wenig gestört worden," begann der Schmuggler, — „wir müssen's anderswie und anderswo aufnehmen."

Sibrat gab keine Antwort und beschleunigte seinen Schritt.

Allein Brubecher konnte ebenso geschwind gehen, und nach einer Pause fuhr er fort: „Ihr seid ein gescheiter Mann, Sibrat, aber eines fehlt Euch: Ihr habt keine Schneide! Doch was Euch da die Natur versagt hat, das schenkte sie doppelt Eurem Buben; der wird gewinnen, was Ihr nicht zu gewinnen wagtet. Ein prächtiger Bursch! er bringt's höher hinauf wie Ihr. Ich habe das schon mehrmals erlebt, daß die Eltern erst in ihren Kindern ganz fertig werden."

Und nun ergoß er noch viel großes Lob über Belgicus und erzählte, wie es neulich ergangen sei, daß dessen „Universalgenie" sie alle gerettet habe.

Der Schmuggler hatte nämlich den Knaben nachgerade mit seiner intimsten Freundschaft beehrt und — entzündet von dessen Begeisterung für sein Heldentum — ihn zuletzt sogar in das Geheimnis des Kellers eingeweiht. Nur glaubte Belgicus, daß sein Vater von diesem Keller nichts wisse und überhaupt dem Schmugglertreiben ganz fremd sei. Brubecher begann, den verschwiegenen und unverdächtigen Knaben dann so nebenher zum „Baldowern", zum Ausspähen, anzuleiten, und hieß ihn namentlich, sich an die Grenzjäger anschmeicheln, was ihm auch ebensogut wie dem Vater gelang, obgleich er keinen Hosenberger zu spenden hatte. Ein unbedachtes Wort, welches Missel in Gegenwart von Belgicus entschlüpft und von diesem sofort seinem Freunde Brubecher mitgeteilt worden war, bewog die Schmuggler, am entscheidenden Abend knapp vor Ankunft der Beamten den Keller zu räumen. Daß aber Belgicus selber nun in den Keller ging, dort seine Waren aufstapelte und die Zöllner glauben machte, er habe schon seit Wochen daselbst rumort und Brubecher und Missel gespielt, dies alles war die Eingebung seines eigenen Genies.

„Und so hat der herrliche Junge das Vaterland gerettet!" rief Brubecher und wartete eine Weile, ob der Vater nicht einstimme zum Preise des Sohnes. Da aber Sibrat standhaft schwieg, hub er wieder an: „Die Zeiten sind schlecht für brave Leute! kein Krieg,

keine Revolution, höchstens ein verpufftes Hambacher Fest, keine großen Ereignisse, die alles durcheinanderwerfen, — und wenn wir nicht den Wirth und Siebenpfeiffer hätten, dann wäre lauter Ruhe und Friede! — — lauter gute Bürger und Schlafmützen! Aber bis Euer Belgicus groß geworden ist, wird dies anders, und dann wird er seine Rolle spielen. Die Freiheit und Gleichheit wird jeden erst zum rechten Platz im Leben führen; denn das größte Unrecht von der Welt ist doch, daß Ihr Krämer sein müßt und ich Schmuggler. Das wird anders kommen nach der großen Revolution. Wer heute ein naschhafter, lüderlicher Bube ist, der wird dann ein großer Künstler werden; denn er hat Geschmack, der nur auf den falschen Weg geriet; wer heute ein Dieb, der wird ein großer Bankier; wer ein Raufbold, der wird ein berühmter Feldherr; wer ein Wilderer, der wird Oberforstmeister, und wer jetzt ein rechter Hochstapler, der wird Bundestagsgesandter, obgleich ich bezweifle, daß der Bundestag bis dahin noch existiert. Dann wird Belgicus auch ein berühmter Mann sein, ein berühmter Mann jeglicher Art; denn aus einem jungen Schmuggler kann noch alles Vortreffliche werden; wir sind die wahren, leider zur Zeit noch verkannten Universalgenies, und Euer Belgicus gehört uns!“

Brubecher rief diese letzten Worte langsam, mit hoch erhobener Stimme, und als Sibrat antworten wollte, verschwand er plötzlich seitab im Weidengebüsch, noch einmal von ferner wiederholend: „Er gehört uns!“

Nach einigen Wochen verbreitete sich in Biebrich das Gerücht, Georg Sibrat habe sein Haus und Geschäft in Bausch und Bogen an den Aaron Blumenstein von Totzheim verkauft; denn er wolle nach Amerika auswandern.

So war es in der That.

Der Schritt erregte ungeheures Aufsehen im ganzen Orte. Die Biebricher pflegten damals nicht auszuwandern; sie meinten, sie hätten Amerika genug daheim, ihr neu aufwachsendes Biebrich sei selbst ganz amerikanisch. Unter den „Auswanderern" dachte man sich nur jene mitleidswerten Scharen armer, unzufriedener Menschen, die aus minder gesegneten Gauen zum Rheine zogen oder auf überfüllten Segelschiffen den Strom hinunterfuhren, ein Gewimmel von verelendeten Bauern und Tagelöhnern mit abgemagerten Weibern, schreienden Kindern und schlechtem Hausrat, einen Knäuel der Not, des Jammers und der falschen Hoffnung. Leute von Georg Sibrats „Stellung" wanderten nicht nach Amerika. Zum Auswanderer war er zu reich und zum übersiedelnden Geschäftsmanne zu arm.

Sibrat aber erklärte den Leuten, daß er überhaupt gar nicht für sich auswandere, sondern nur für seine Kinder. Nassau sei zu klein, die Bahnen des Talentes seien hierzuland zu kurz und eng bemessen, und seine Kinder sollten's weiter bringen wie Vater und Mutter. Die Zukunft dieser Kinder liege in Amerika, wo die Zukunft der Welt liege.

Die Zeit Sibrats war nicht von jenem allgemeinen

Größenwahn, von jener allgemeinen Großthuerei besessen, welche der Fluch unserer Gegenwart zu werden droht. Die Menschen fühlten sich damals kleiner, und wer sich recht gescheit, scharfblickend und überlegen zeigen wollte, der prahlte mit der Erbärmlichkeit seiner Zeit, seines Landes und Volkes, ja seiner selbst. Im Hintergrunde malte man dann die künftige Herrlichkeit, man machte sich klein, um desto mehr im „Größenwahn der Zukunft" zu schwelgen. Und der halbstudierte „lange und kurze Warenhändler", Herr Sibrat, war so ganz ein Kind dieser seiner Zeit, und jene Gründe, die er öffentlich für seine Auswanderung angab, waren darum nicht erheuchelt.

Aber sie waren nicht die alleinigen, nicht die entscheidenden. Er floh vor sich selbst, vor seiner Vergangenheit, vor dem Gespenste seiner Schuld, welches in Nacht versunken war und doch jeden Tag wieder ans Licht beschworen werden konnte; er floh vor Brubecher, dessen Freundschaft ebenso gefährlich geworden, wie dessen Rache es werden mußte, wenn Sibrat die Freundschaft kündigte. Das Wort: „er gehört uns!" tönte Tag und Nacht in seinen Ohren. Er floh, um im fernen, dunkeln Lande seinen Sohn in einen neuen Boden zu pflanzen. Der „böse Bub'", welcher in Belgicus so frisch erwacht war, drohte sich zum „bösen Buben" auszuwachsen, und Belgicus mußte ein Mann des Friedens, ein Priester des Gemeinwohls, und ein berühmter Arzt werden, und das konnte er nach des Vaters Ueberzeugung jetzt nur noch in Amerika. Vielleicht gingen die Cholerapflaster und der weiße Senf-

samen in der neuen Welt auch besser als in der alten. Und die beiden Kinder waren so hoffnungsfreudig; seit dem ersten Tage, da man ihnen die große Reise angekündigt, spielten, träumten, lebten sie bereits nur noch auf dem Meer und jenseit des Meeres.

Als sich Sibrat mit den Seinen in Mainz einschiffte, war ihm nur ein Freund zum Abschied gefolgt: der arme Hehmeh. Er stand am Ufer und rief wehmutvoll: „Hehmeh! Hehmeh!“ bis das Schiff hinter der Rheininsel verschwand. Er war nun ganz verlassen. — —

Die glücklichen Auswanderer pflegen fleißig Briefe zur Heimat zu senden; die unglücklichen schreiben nicht gern. Von Sibrat kamen keine Briefe. Nach etlichen Jahren galt er als verschollen; nach einem Jahrzehnt dachte in Biebrich kein Mensch mehr an den seltsamen Mann und an die seltsame Familie.

---

## Sechstes Kapitel.

Im Frühjahr 1873 erregte ein Duell großes Aufsehen, welches nahe bei Biebrich zwischen dem amerikanischen Obersten Thomson und dem Herrn von Gattnau, einem preußischen Obersten a. D., stattfand. Es gibt allerlei unbegreifliche Anlässe zu Duellen; allein der unbegreiflichste war doch, daß sich diesmal zwei Offiziere schlugen wegen einer Streitfrage aus dem Gebiete der Psychologie und Pädagogik.

Beide Duellanten waren Männer von etlichen und fünfzig Jahren, also alt genug, um keinen Zweikampf mehr mutwillig vom Zaune zu brechen, beide sehr verdiente Männer, die noch große Aufgaben in der Welt zu erfüllen hatten.

Oberst Thomson war in Amerika allgemein bekannt; er hatte sich im amerikanischen Sezessionskriege als einer der tapfersten und zugleich genialsten Offiziere der Nordarmee rasch von niederer Stufe zum Regimentskommandeur emporgearbeitet und nach dem Frieden seine diplomatischen Dienste dem Vaterlande in nicht minder ausgezeichneter Weise gewidmet. Oberst von Gattnau war höchst ehrenvoll aus den deutschen Feldzügen des letzten Jahrzehnts heimgekehrt, und wenn auch seine öffentliche Laufbahn abgeschlossen war, so hatte er doch als Vater einer zahlreichen Familie noch Ursache genug, sich den Seinen zu erhalten.

Beide Obersten waren Originale von Kopf bis zu Fuß; auch die Art, wie sie sich kennen gelernt und Freunde geworden, war originell. Sie waren sich zufällig in Rotterdam begegnet, als sie sich beide eben auf einen niederländischen Rheindampfer begeben wollten, um eine Reise zu machen, wie sie heutzutage fast kein Mensch mehr zu machen pflegt, eine Rheinfahrt gegen den Strom von Rotterdam bis Mannheim — und obendrein im April. Sie hatten dabei Zeit und Muße genug zu gegenseitigem Austausch.

Oberst Thomson erzählte viel von Amerika und staunte, daß Oberst von Gattnau so trefflich auf der Karte dieses Landes orientiert war, welches er nie

betreten. Er war entzückt, daß deutsche Offiziere so gute Geographen sind.

In noch größeres Staunen aber geriet der preußische Oberst, als sie auf Wunsch des Amerikaners ihre Reise in Biebrich unterbrachen. Er hatte den fremden Kameraden bereits so lieb gewonnen, daß er sich nicht von ihm trennen wollte, und seinem Wunsche nachgebend, acht Tage in Biebrich mit ihm verweilte. Oberst Thomson wollte die Topographie von Biebrich und Mosbach genau und auf Grund eigenen Augenscheins studieren — das war doch noch gründlicherer Spezialismus als die Studien des Preußen auf der Landkarte von Nordamerika. Es zeigte sich aber bald, daß Oberst Thomson mit der Biebricher Topographie von vornherein schon vertrauter sei, als sein preußischer Kamerad, obgleich dieser doch vordem sechs Jahre in dem benachbarten Mainz garnisoniert hatte.

So sah man denn die beiden Obersten unzertrennlich, oft Arm in Arm, an Orten spazieren gehen, die sonst kein Fremder betritt, nicht bloß am Rheinufer, sondern auch an den Ufern des Salzbachs und Ochsenbachs, nicht bloß im Schloßgarten, sondern auch auf den Höhen des Häßlers und am Fuße des Hosenbergs.

Und diese tüchtigen, gesetzten Männer, auf tagelanger Bergfahrt eines Niederländer Rheindampfers erprobte Freunde, gerieten zuletzt in tödliche Fehde, weil sie sich im Garten des Gasthauses zur Krone — über Erziehung unterhalten hatten!

Der preußische Offizier behauptete, es sei das

größte Glück, treffliche, allgemein geachtete Eltern zu haben und aus bester Familie zu stammen; denn das Vorbild der Ahnen, vorab jedoch das gute Beispiel des Vaters läutere und fördere uns mehr als alle Lehre.

Der Amerikaner dagegen erklärte es für ein noch größeres Glück, aus etwas minder gutem Hause zu stammen und von Eltern, die nicht gar zu trefflich seien. Er begründete seinen Satz zuerst durch die Geschichte. Wenn die Väter und Großväter des heute in Manneskraft stehenden Kerns des deutschen Volkes nicht die ganze Schule der Vergewaltigung und Selbsterniedrigung der napoleonischen Zeit und der krankhaften romantischen Schwärmerei und des unreifen Freiheitstaumels der Folgejahre durchgemacht, wenn sie nicht das volle süße Behagen trägen Sonderlebens ausgekostet hätten, dann wären ihre Söhne heutzutage so unpolitisch und undeutsch geblieben wie die Urgroßväter im achtzehnten Jahrhundert. „Wo es die Väter gar zu gut haben und gar zu gut sind, da erschlaffen die Söhne, und umgekehrt: auf diesem Gesetze beruht die Ebbe und Flut der Weltgeschichte. Und wie bei den Nationen, so ist es auch bei den Familien. Der Sohn des Trinkers verabscheut die Trunkenheit; war der Vater aber gar zu exemplarisch nüchtern, dann ergibt sich der Sohn dem Trunke."

Der preußische Oberst bestritt alle diese Sätze und meinte, da müsse man sich ja nur gleich wünschen, von Spitzbuben und Halunken abzustammen, damit man durch das abschreckende väterliche Exempel um so trefflicher werde.

Jeder der beiden Streitenden zog die Sätze des Gegners ins Lächerliche; der Amerikaner verspottete die „edlen Ahnen“ und der Deutsche die „angenehme schlechte Familie“. Zuletzt forderte Oberst Thomson den Oberst von Gattnau.

Die Sekundanten, welche man entbot, suchten zu vermitteln. Sie meinten, irgend etwas persönlich Beleidigendes liege in diesem Streite ja gar nicht vor, jeder habe recht und jeder unrecht, weil jeder eine Wahrheit übertrieben habe; wolle man alle Prinzipienstreite mit Säbel und Pistole ausfechten, dann müßten nicht sowohl die Studenten als vielmehr die Professoren sämtlicher deutscher Hochschulen täglich auf der Mensur liegen.

Vergebens. Der Amerikaner begehrte, daß der Deutsche seine beleidigenden Sätze zurücknehme. Dieser weigerte sich, da er ja gar nichts Beleidigendes gesagt habe. — Und so schossen sich die beiden Obersten zuletzt auf dem Häßler, genau an der Stelle, wo vor vierzig Jahren der verrückte Maurermeister Kayser den Kölner Dom aus Lehm zu bauen versucht hatte, weshalb er in den Brummstall gekommen war.

Oberst von Gattnau erhielt eine Streifwunde am linken Arm, die ihn noch eine Woche in Biebrich zu bleiben nötigte.

Oberst Thomson, der den Reisefreund nach dem Wechsel der Schüsse sofort aufs brüderlichste umarmt hatte, pflegte ihn und las ihm zur Unterhaltung acht Shakespearesche Tragödien im Urtexte vor: denn nirgends fühlen sich Weltbürger inniger verbunden als

im gemeinsamen Genusse der durch die Jahrhunderte geweihten Weltlitteratur.

Nach acht Tagen feierten die beiden Obersten ihre vollendete Versöhnung in Gesellschaft der Sekundanten mit einem Champagner von ganz untadeliger Abkunft.

Der schönste Maiabend lag so duftig und düftereich über der Landschaft; die Sonne verglühte purpurn hinter den Rheingauer Bergen. Oberst Thomson trat ins offene Fenster, das Champagnerglas in der Hand, und blickte lange schweigend auf Strom und Hafen, auf jenen neuen Hafen, wo einst die alte enge Rheingasse lag.

Halblaut sprach er vor sich hin: „Vor vierzig Jahren! — Dort stand der alte Edelhof — daneben grenzte die Gartenmauer mit dem Häuschen — da unten landeten die Nachen am Mauerpförtchen! Wie ist das alles anders geworden — seit vierzig Jahren!"

Oberst von Gattnau hatte unbemerkt hinter dem Freunde gestanden und dem Selbstgespräche zugehört. „Sie waren vor vierzig Jahren hier?" fragte er erstaunt, seinen Arm auf die Schulter des Amerikaners legend.

„Bis vor vierzig Jahren! Denn vor zweiundfünfzig Jahren wurde ich hier in der Rheingasse geboren. Sehen Sie da unten die drei Damen, welche dem abfahrenden Dampfer mit den Tüchern winken? Genau dort lag unser Haus — ‚Lange und kurze Warenhandlung von Georg Sibrat' — und Georg Sibrat war mein Vater."

„Aber Sie heißen ja Thomson!"

„Mein Vater wanderte aus nach Amerika, um in der neuen Welt ein neuer Mensch zu werden, und da er jede Brücke mit dem Mutterlande abbrechen wollte, so gab er sich auch den neuen Namen. Mein Vater hatte einige große Schwächen, er war in Schmugglergeschichten unangenehm verwickelt, was damals übrigens auch bei hochgeehrten und berühmten Firmen vorgekommen sein soll; mein Vater hatte große Schwächen, und doch waren es vielmehr die Schwächen seiner Zeit. Er büßte sie. Und übrigens war er immer doch mein Vater; ein Spitzbube, ein Halunke, wie Sie sich neulich ausdrückten, war er nicht."

„Ich habe keine Silbe jemals von Ihrem Herrn Vater gesprochen, was um so natürlicher ist, da ich eben das erste Wort von dem ohne Zweifel sehr ehrenwerten Manne höre," unterbrach der preußische Oberst den amerikanischen.

„Und doch haben wir uns wegen meines Vaters geschlagen, wegen des schlimmen und eben darum ausgezeichnet guten Beispiels, welches mir derselbe gegeben, und wegen meiner ‚angenehm schlechten Familie'," entgegnete der Amerikaner. „Hier ist meine empfindliche Stelle, ich darf sie nicht berühren lassen, nicht aufs leiseste, nicht einmal absichtslos. Sie wissen gar nicht, wie empfindlich wir deutschen Amerikaner in Familiensachen sind! Doch das alles ist jetzt ausgeglichen, — wir sind Freunde auf Tod und Leben, unsere Freundschaft hat — buchstäblich und bildlich — die Feuerprobe bestanden. Aber dem Freunde muß man auch volle Klarheit über sich selber geben."

Und nun erzählte er von seinem Elternhause und seinen Jugendschicksalen, was wir bereits wissen. Dann fuhr er fort: „Wir wanderten aus nach Amerika. Anfangs ging es dort dem Vater schlecht genug mit seiner Kaufmannschaft; dagegen verschaffte er sich später ein besseres Fortkommen, indem er, wie vordem im Laden der Rheingasse, die ‚technischen Fortschritte der Menschheit' mit der Heilkunde verband. Das Petroleum kam auf, und Georg Sibrat-Thomson kurierte die Krätze mit Petroleum. Hierdurch gewann er solchen Ruf als Arzt, daß er sich kurz vor seinem Tode sogar den Doktortitel in Philadelphia kaufen konnte, der sehr billig kam.

„Mein Vater wollte nun, daß ich gleichfalls ein Arzt, aber ein vollkommen ausstudierter, werden solle; allein sein Beispiel als halber Doktor bewahrte mich vor dem Fehlgriff, ein ganzer zu werden. Die Schmugglerabenteuer hatten den kriegerischen Geist in mir geweckt: ich wurde Soldat, besonders auch, weil mein Vater zu sagen pflegte: ‚Wenn du Soldat wirst, dann nagle ich dich mit beiden Ohren an den Thürpfosten'. Mein Vater war ein Mann des Friedens; hätte er länger gelebt, so würde er vielleicht noch Quäker geworden sein, obgleich er eigentlich — im Geiste seiner Zeit — gar keine Religion hatte. Eben darum fand ich meinen Trost im religiösen Glauben und wurde Soldat. Und zum Soldaten gehört vorab Mut, strengstes Ehrgefühl, Entschlossenheit, schneidiges Wesen — lauter Eigenschaften, die mir um so wertvoller schienen, als mein Vater vergebens nach ihrem

Besitze rang. Die Kinder wollen die Mängel der Väter in sich ergänzen: darauf beruhen ‚die Fortschritte der Menschheit' weit mehr, als auf chemischen Feuerzeugen, Stahlfedern und Petroleum. Ich machte mein Glück auf dem Schlachtfeld, ich leistete meinem Vaterland vielleicht einige Dienste. Nach dem Frieden verband ich dann die diplomatische Laufbahn mit der militärischen, — denn den diplomatischen Geist hatte ich nun andererseits wieder vom Vater geerbt. Friede seiner Asche! Er starb, als ich eben sechzehn Jahre alt war; er hat nicht mehr erlebt, daß etwas Ordentliches aus mir wurde. Vielleicht verzeiht er mir's jetzt im Himmel sogar, daß ich Oberst geworden bin."

„Und was war das Schicksal Ihrer Schwester?" fragte der Freund nach einer Pause.

„Johanna ist in New York sehr glücklich verheiratet, sie ist die Frau eines Schuhmachers — eines Schuhfabrikanten, denn er treibt's im großen, — und er hat's nicht nötig, denn er hält sich Chaise und Pferde. Wenn mein Vater ganz verzweifelte an unserer Zukunft, die er durch seine Schuld verdorben zu haben glaubte, dann rief er wohl: ‚Belgicus wird ein Schuster werden, und Johanna wird dienen gehen!' Das Wort hat sich umgekehrt erfüllt: ich ging dienen und bin stolz, daß ich diene, und Johanna ist eine Frau Schusterin. Sie war immer sehr ehrgeizig und würde es als armes Mädchen wohl nie so weit gebracht haben, wenn sie sich nicht die Hofdame der Großfürstin Helene zum Vorbild genommen und durch ihre vornehme Haltung Aug' und Herz des Herrn

Robert Barow, des großen Schuhfabrikanten, gefesselt hätte.

„Wir hatten beide recht, teuerer Freund, mit unserer Philosophie der Erziehung; denn würde bloß einer recht gehabt haben, so wären wir nicht zum Streit und also auch nicht zum Zweikampf gekommen. Unser Widerspruch versöhnt sich jedoch in dem Satze: die Eltern werden erst fertig in ihren Kindern. Aber die große Frage für die Eltern ist, was sie nun eigentlich fertig machen sollen in den Kindern. Hier liegt das Rätsel aller Erziehung, welches jedoch häufiger vom Leben als von den Erziehern gelöst wird. Es gibt aufsteigende und absteigende Familien. Bei den aufsteigenden werden die Eltern im Guten fertig in ihren Kindern, bei den absteigenden im Schlechten; aus den Schwächen der Väter erblühen Tugenden der Söhne, und die Tugenden der Eltern verzerren sich zu Sünden der Enkel. Wer ermißt, wie das kommen mag? Darum fühlen wir uns nicht demütiger vor Gott, als wenn wir beobachten — wie Kinder Leute werden!“

# Mein Recht.

1875.

## Erstes Kapitel.

An einem schwülen Sommernachmittage im Juli des Jahres 1577 saßen sechs langweilige und gelangweilte Männer in der Schenke des holsteinischen Dorfes Radesloe bei Reinbeck, nämlich vier Bauern, ein verlumpter Spielmann und der Wirt.

Die Bauern waren ganz nüchtern und tranken sehr schüchtern, denn das Bier war dünn und sauer. Der Wirt saß mit gekreuzten Armen schweigend am Schenktisch und betrachtete die schweigsamen Gäste, und sein schläfriger Blick war so sauer wie sein Bier.

Drei von den Bauern waren Brüder: Hennecke, Klaus und Joachim Gülzow, wohlhabende ordentliche junge Leute, drei Prachtbursche an Wuchs und Kraft, mit roten Haaren und einer dem anderen wie aus dem Gesicht geschnitten. Der vierte, Peter Graumann, ihr Ortsnachbar, gleichfalls ein stattlicher Mann, hatte immer gute Freundschaft mit den Gülzows gehalten und teilte sich auch heute brüderlich in ihre Langeweile. Klaus streckte die Beine weit von sich und beobachtete, zurückgelehnt, zwei Mücken, welche langsam hintereinander am Ofen auf und ab spazierten, Joachim trommelte auf dem Tisch, Hennecke sah unver-

wandt in den Bierkrug und dachte nach, warum die Welt immer schlechter werde; Peter Graumann stützte beide Ellenbogen auf den Tisch und den Kopf auf beide Hände und dachte gar nichts. Hart neben ihm saß der Spielmann, der „lütte Hans", der einzige in der schweigenden Gesellschaft, welcher beständig redete, ohne daß ihm jemand zuhörte, und Witze riß, über die er jedesmal ganz allein lachte. Er war auch der einzige, der das saure Bier in vollen Zügen trank und gähnend einen frischen Krug begehrte. Da er aber die Gewohnheit hatte, niemals zu bezahlen, so schob ihm der Wirt den leeren Krug zurück und rief: „Du sündhafter Narr, willst dich am hellen Sonntag vollsaufen auf anderer Leute Kosten und bist diesen Morgen nicht einmal in der Kirche gewesen!"

Hans machte eine possenhafte Gebärde der Zerknirschung, kreuzte die Arme über der Brust, beugte den Kopf bis auf den Tisch und verharrte in dieser Büßerstellung.

Da reckte sein Nachbar, Peter Graumann, phlegmatisch den rechten Arm aus, indes sein Kopf in der linken Hand gestützt blieb, ergriff seinen Bierkrug und goß das Bier dem zerknirschten Spielmann in den Nacken. Dieser fühlte jedoch kaum das kalte Naß den Rücken hinunter laufen, so schnellte er empor und stieß den Peter mit der Faust ins Gesicht. Darauf gab Peter dem Hans bedächtig aber kräftig eine so furchtbare Ohrfeige, daß derselbe durchs halbe Zimmer zurücktaumelte. Nun erhob sich Hennecke-Gülzow langsam und gemessen und verwies dem Peter Grau-

mann, daß er den schwachen armen Narren mißhandle; doch Peter behauptete, er habe nur gleicherweise dem Hans wie dem Biere sein Recht gethan.

Bei diesen Worten mengten sich auch die beiden anderen Brüder samt dem Wirte in den Streit und stellten Peter so deutlich zur Rede, daß in dem fünfstimmigen Chore keiner sein eigen Wort mehr verstand, und zuletzt packte Klaus den Peter um den Leib und warf ihn zu Boden, damit doch endlich wieder Friede werde.

Peter, der sich nicht sogleich wieder aufraffen konnte, zog sein langes Messer, streckte es vor sich hin und rief, jetzt solle ihm keiner mehr nahe kommen. Joachim aber schrie: „Willst du graue Ratte dich noch wehren? Hinweg mit dem Messer!“ und trat mit dem Fuße danach; doch er schlug das Messer nicht weg, sondern rannte sich's einen Finger tief in den Schenkel. Nun warf er dem Peter noch einen Bierkrug nach dem Kopf, fehlte ihn aber und brach zusammen. Peter, als er das Blut fließen sah, und die anderen den Verwundeten einen Augenblick umringten, sprang zum offenen Fenster hinaus und floh ins Weite.

So war auf einmal Leben in den langweiligen Sonntagnachmittag gekommen.

Die damaligen Bauern trugen Waffen und wußten sie zu führen, sie wußten aber auch einen zerschlagenen Kopf oder ein durchstochenes Bein zu verbinden. Also legten die beiden Brüder dem Joachim einen Notverband an, und der Wirt rief den Barbier. Dieser erklärte die Wunde für ungefährlich. Man trug den

Verwundeten nach Hause, wo er drei Wochen im Bette lag, bis er das Bein wieder etwas bewegen konnte.

Inzwischen sann der Genesende Rachepläne und beschwor seine Brüder, den Peter Graumann tüchtig durchzuprügeln, das werde seinem kranken Beine wohler thun, wie des Barbiers bester Wundbalsam. Klaus, der jüngere Bruder, stimmte ihm zu und suchte sich schon einen trefflichen Prügel aus; Hennecke dagegen, der älteste, ein äußerst ruhiger und besonnener Mann, warf den Prügel in die Ecke und meinte, es sei schon Uebels genug geschehen, das Unrecht sei geteilt auf beiden Seiten; und es gelang ihm, Joachim auf versöhnlichere Gedanken und den streitlustigen Klaus zur Ruhe zu bringen.

Joachim, der schon alle Gefahr überstanden glaubte, schonte sich aber nicht genug; er sprang einmal im Zorn aus dem Bette, als des Nachts Korn eingefahren wurde und nicht sofort eine Laterne zur Hand war. Da öffnete sich die Wunde aufs neue, es trat eine Entzündung hinzu, und in der fünften Woche nach jenem unglücklichen Sonntage sagte der Barbier, man möge den Pfarrer rufen, daß er dem Kranken das Abendmahl gebe, denn er werde den nächsten Tag nicht überleben. Joachim aber verzieh nun dem Peter Graumann freiwillig und unaufgefordert angesichts des Pfarrers, und sagte auch dem Hennecke, der ihn immer zur Versöhnung gemahnt, er hege keinen Groll mehr gegen seinen Mörder. Er starb am 19. August.

Mit dem Tode seines Bruders ging eine auffallende Veränderung in Hennecke vor. Sonst der

Pünktlichste und Fleißigste im Hause, ließ er jetzt die Arbeit liegen und streifte scheu und unstet durch Feld und Wald; ja er vergaß sogar das Vieh zu füttern. Die Nachbarn und Freunde mied er, und wenn ihm jemand begegnete, sah er in den Boden wie ein Hühnerdieb. Des Nachts schlief er nicht, sondern sprach mit sich selber. Den Klaus erfaßte ein Grauen; denn diese Bauern waren so redefaul, daß man ihnen am hellen Tage die nötigsten Worte aus dem Munde ziehen mußte; da war es doch ganz unheimlich und gegen die Naturgesetze, wenn Hennecke vollends gar die halbe Nacht mit sich selber sprach.

---

## Zweites Kapitel.

Am 21. August wurde Joachim Gülzow begraben, ganz Radesloe folgte dem Sarge; nur Peter Graumann wurde nicht im Geleite gesehen. „Er hat nicht den Mut, eine Schaufel Erde auf den Sarg zu werfen, der Tote würde sich im Grabe umdrehen," so flüsterten die Leute.

Aber Peter war dennoch mit dabei gewesen. Ganz verstohlen schlich er hinter der Kirchhofsmauer herum und spähte aus dem Versteck eines großen Holunderbusches zum Grabe hinüber, und der Wind trug ihm die Worte des Pfarrers ins Ohr: „Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet!" und er sang und betete auch ganz leise von fernher mit den anderen,

und sprang dann rasch davon, bevor das Leichengefolge den Gottesacker wieder verließ.

Kein Mensch hätte ihn erblickt, wenn nicht das Auge des jüngeren Bruders des Verstorbenen ins Weite geschweift wäre; es war nur eine Sekunde, da Klaus die flüchtige Gestalt vorüberhuschen sah, aber er hatte sie erkannt.

Als darum die Leidtragenden schweigend ins Trauerhaus zurückgingen, flüsterte er dem älteren Bruder zu: „Peter Graumann stand hinter der Mauer; er ist querfeldein zum Walde gelaufen. Wir wollen ihm nachgehen und unseren Joachim von ihm zurückfordern, denn der hat ungerächt keine Ruh' im Grabe."

Hennecke aber erwiderte streng und kalt: „Joachim hat Ruhe; er weiß, daß der Totschläger seinen Richter finden wird, nicht bloß droben, sondern auch hier unten, und zwar bald. Uns ziemt es nicht, zu richten. Wenn wir jetzt mit Peter sprechen, dann gibt es Streit, und wenn wir jetzt mit ihm streiten, dann gibt es Mord und Totschlag. Sollen wir Mörder werden, weil Peter ein Totschläger gewesen ist?"

Kaum hatte Hennecke dieses Wort gesprochen, da trat ein fremder alter Mann mit langem Bart zu ihnen heran; er sah matt und elend aus, bestaubt und abgerissen, als komme er von weiter Wanderschaft, und führte ein zartes, bleiches Mädchen an der Hand, ein Kind von zwölf Jahren, welches sich vor Müdigkeit kaum auf den Beinen zu halten vermochte.

Bescheiden bat der Alte die beiden Brüder, daß sie ihm und dem Kinde doch auf ein paar Tage Ob-

dach geben möchten und Arbeit bei der Ernte, damit sie wieder einmal satt zu essen bekämen, denn sie seien mittellos und ungefreundet in diesem Lande. Seine Mundart aber klang so fremd, daß ihn die Brüder kaum verstanden.

„Woher kommt Ihr?“ fragte Klaus.

„Vom Oberrhein.“

„Und wohin des Weges?“

„In die weite Welt.“

„Und was willst du danach beginnen, wenn wir dir nur auf so kurze Zeit Arbeit und Obdach geben?“

„Genug, daß wir für morgen sorgen. Kann nicht schon übermorgen jene Zeit kommen, da keine Zeit mehr ist?“

„Die Ernte ist bald vorüber.“

„Kann nicht schon vorher jener größere Erntetag anbrechen, von welchem geschrieben steht: ‚Der Tag zu ernten ist gekommen; denn die Ernte der ganzen Welt ist dürre geworden?‘“

Hennecke schob den seltsamen Alten rauh zur Seite, dessen Worte er, in seine Gedanken versunken, gar nicht gehört zu haben schien, und sprach ungeduldig zu Klaus: „Laß das Plaudern, wir haben Wichtigeres zu thun!“ und zog ihn eilend mit sich hinweg.

Der Alte aber blieb schweigend stehen, ohne daß die kalte Abweisung irgend einen merkbaren Eindruck in seinen Zügen zurückließ; nur dem Mädchen traten die hellen Thränen in die Augen. Hennecke heftete im Fortgehen noch einen festen Blick auf das still

weinende Kind; allein es schien, als habe er sie trotzdem gar nicht gesehen.

Kaum zu Hause angelangt, ging Hennecke, ohne jemand eine Silbe davon zu sagen, nach Reinbeck aufs Amt und erhob dort Klage gegen Peter Graumann, der seinen Bruder Joachim ums Leben gebracht habe. Er kam erst nach Mitternacht wieder heim und weigerte seinem Bruder jede Auskunft, wo er gewesen sei.

Als die Brüder des anderen Morgens sich zu ihrem Tagewerk rüsteten, sagte Hennecke zu Klaus: „Hat sich uns nicht gestern ein fremder Mann mit einem Kinde zur Erntearbeit angeboten? Mir fällt eben ein, daß wir sie brauchen könnten, denn Joachim fehlt uns, und ich tauge nichts zur Arbeit. Und das Kind weinte, als ob es in Not sei, jetzt sehe ich erst die Thränen in seinen großen blauen Augen. Oder sah ich sie nicht auch gestern? Wir wollen den armen Leuten helfen."

Klaus meinte, der Entschluß komme wohl zu spät, wo möge man nun die beiden finden?

Hennecke dagegen sprach: „Ich bin freilich langsam von Begriff und die besten Gedanken kommen mir immer hinterher. Aber man soll sich auch Zeit lassen. Indes will ich ausgehen und den fremden Mann mit dem armen Kinde suchen."

Nachdem er einen halben Tag gesucht, fand er sie auch richtig in der Scheune eines Nachbardorfes, wo sie sich eben an geschenktem Brote sättigten, und redete ihnen freundlich zu und brachte sie am Abend

mit nach Hause; dort wies er ihnen die Schlafstätte des verstorbenen Bruders an. Und da sie gar zu elend waren von der Mühsal und Entbehrung langer Wanderschaft, so gönnte er ihnen vorerst einen Tag Ruh' und Pflege, damit sie wieder zu Kräften kämen, und zeigte ihnen dann auf dem Felde, wie sie helfen sollten das Korn einbringen; der Alte bei den Schnittern, das Kind bei den anderen Kindern, welche die Schwaden zu den Garben trugen und die zerstreuten Aehren lasen.

---

## Drittes Kapitel.

Das Amt hatte Henneckes Klage angenommen, Peter Graumann wurde schon am nächsten Morgen eingezogen und die Zeugen vorgefordert. Die Sache nahm rasch ihren geweisten Weg.

Während sonst ein solcher Prozeß doch auch den Kläger aufzuregen und aus dem gewohnten Geleise des täglichen Lebens zu drängen pflegt, ging es bei Hennecke umgekehrt. Je öfter er mit den Zeugen vor Amt geladen wurde, je mehr man von dem Prozesse sprach, je näher die Entscheidung rückte, um so frischer griff er wieder die Arbeit an; er schweifte nicht mehr träumend durch Feld und Wald und sah nicht mehr unter sich in den Boden; auch sein gesunder Schlaf kam zurück und statt nachts mit sich selbst zu sprechen, sprach er wieder bei Tage mit anderen Leuten.

So verging eine Woche.

Da saß Hennecke eines Abends auf der Bank hinterm Hause und ruhte sich aus; er hatte heute besonders scharf gearbeitet, und der fremde Alte, welcher gleich eifrig mitgethan, saß neben ihm; das Kind spielte seitab mit einem jungen Hunde. Hennecke hatte den rätselhaften Gast noch mit keinem Worte ausgefragt über Herkunft und Schicksal; er wußte nur, daß der Alte Matthias Plattner heiße und daß das Mädchen — Martha — eine Waise sei und seines Bruders Tochter. Wozu brauchte er noch mehr zu wissen?

Nach langem Schweigen begann Hennecke ein kleines Gespräch, natürlich von seinem Prozeß; wovon hätte er auch sonst sprechen mögen? Er meinte, Peter Graumann sei schon so gut wie verurteilt, denn vier Zeugen hätten in der Voruntersuchung bereits gegen ihn geschworen. Er hielt inne und sah Matthias fragend an. Aber Matthias schwieg. Darauf rief Hennecke in steigendem Ton: „Ich meine, vier Eide! Das ist ein Wort!“ Er machte abermals eine Pause und blickte erwartend auf den Alten. Der aber schwieg wiederum. „Was sagt Ihr zu vier Eiden?“ fragte Hennecke aufgebracht.

Matthias Plattner erwiderte ganz ruhig: „Ich sage, daß vier Eide vier Sünden sind; denn es steht geschrieben: Ihr sollt aller Dinge nicht schwören, eure Rede sei ja, ja, nein, nein.“

Hennecke fuhr auf: „Und wie soll man einen Rechtsstreit führen ohne Eid?“

„Ich verstehe nichts von Rechtsstreiten,“ entgegnete der Alte.

„Haltet Ihr's vielleicht auch für eine Sünde, wenn man sich Recht schafft auf dem Rechtswege?"

„Ich halte es für unchristlich, meinen Nächsten zu verklagen."

„Ihr Oberrheiner haltet es wohl für christlicher, durch Fehde und Gewalt den Tod eines Bruders zu rächen?" rief nun Hennecke in zornigem Spott.

Schnell, doch immer ruhig antwortete Matthias: „Fehde und Gewalt wie aller Krieg ist noch unchristlicher als ein Prozeß und ein Eid."

Hennecke staunte. „Guter Mann," sprach er dann nach langem Sinnen, „Euch muß niemals jemand ein Unrecht gethan haben, geschweige, daß die Rache für den Tod eines Bruders auf Eurer Seele brennte!"

Hierauf erwiderte Matthias Plattner: „Glaubet mir, ich hätte den Mord nicht eines Bruders, sondern vieler hundert Brüder zu rächen; allein es steht geschrieben: ‚Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr!' Und ob mir selbst kein Unrecht geschehen sei? Blicket her!" Und er entblößte Arm und Schulter und zeigte viele tiefe Narben, wie sie von den Marterwerkzeugen der Folterkammer zurückzubleiben pflegen.

Dann sagte er Hennecken leise ins Ohr, daß es Martha nicht höre, die daneben mit dem Hunde spielte: „Für dieses Kind hätte ich einen Vater zu rächen, der mein Bruder war. Das Kind weiß, durch wessen Hand es seinen Vater verloren hat. Es trauert, aber es zürnt nicht, und weiß in seinem unschuldigen Herzen

noch nichts von Rache. Wir aber sollen werden wie die Kindlein."

Hennecke war durchaus nicht neugierig, sonst hätte er jetzt den Alten wenigstens gefragt, was er mit diesen dunkeln Worten meine. Allein er dachte nur an seinen Prozeß, und mit dem wunderlichen Manne war ja gar nicht von Prozessen zu reden. Doch würde er nach seiner Art vielleicht nächste Woche auf den Gedanken gekommen sein, Matthias zu fragen, wie denn Martha eigentlich ihren Vater verloren habe.

Aber am nächsten Morgen überraschte ihn Klaus mit einer Nachricht, die ihn alles andere vergessen ließ. Er erzählte ihm, daß Peter Graumann wieder auf freiem Fuße sei; er habe ihn soeben in seiner Hausthür stehen sehen. Hennecke wollte es gar nicht glauben; aber während er noch zweifelnd auf die Straße blickte, ging Peter in eigener Person vorbei und schaute so trotzig zum Fenster herein, als wolle er sagen: „Jetzt fürchte ich euch da drinnen nicht mehr!"

Hennecke stand versteinert. Klaus wollte hinaus und Peter befragen, wie er denn frei geworden sei, und griff auch gleich zum Messer, um etwa eine ungehörige Antwort verbessern zu können. Doch Hennecke hielt ihn zurück und rief: „Du bleibst und ich gehe! Aber nicht hinter dem Mörder drein, sondern aufs Amt nach Reinbeck. Ich muß doch erfahren, ob es noch Recht und Gerechtigkeit in der Welt gibt!"

Und er ging nicht, sondern er rannte; in einer Stunde schon war er auf der Amtsstube. Den Amt-

mann fand er da freilich nicht; denn er war weit über Land geritten zu einer fröhlichen Hirschjagd. (Er fühlte sich überhaupt das ganze Jahr im Freien wohler als in der Amtsstube.) Dagegen saß die Amtmännin, Frau Beate, am Gerichtstisch und kramte in den Akten, während der Amtsschreiber in der Ecke kauerte und ihr Kind wiegte.

Nach kurzem Gruß fragte Hennecke den Schreiber, wie es denn mit seiner Klage gegen Peter Graumann stehe und warum Peter wieder auf freiem Fuße sei?

Der Schreiber wollte antworten, allein Frau Beate nahm ihm das Wort vom Munde: „Ich will Euch Bescheid geben, Hennecke; über die Woche werdet Ihr ihn ohnedies schwarz auf weiß erhalten. Auf Befehl des Amtes ist Eure Klage abgewiesen und das Verfahren gegen Peter Graumann eingestellt; er befand sich in gerechter Notwehr und hat auch gar nicht nach Joachim gestochen, sondern Euer Bruder hat sich selbst das Messer ins Bein gerannt. Ueberdies starb dieser erst nach fünf Wochen, die Gefahrtage waren längst vorüber, die Wunde geheilt, und der Verwundete zog sich hinterher den Tod durch seine eigene Unvorsichtigkeit zu. Also ist Peter der Klage ledig; von Rechts wegen."

Hennecke konnte vor Staunen lange kein Wort finden; er mußte sich die kurzen Sätze erst zergliedern, verbinden, sie von vorn nach hinten und von hinten nach vorn wiederholt durchdenken, bis er den Zusammenhang des Urteils begriff, welches so ganz von seinem eigenen Urteil verschieden war.

Dann aber rief er rasch, und wilde Leidenschaft durchzitterte seine Stimme: „Und also soll mein erschlagener Bruder ungerächt bleiben?“

„Das sage ich nicht,“ entgegnete Frau Beate gelassen und blickte ihn lächelnd an mit ihren stechenden grauen Augen. „Das Gericht hat gethan, was es thun mußte. Ihr werdet nun ja selber wissen, was Ihr zu thun habt, Ihr und Euer Bruder Klaus.“

Ohne ein Wort weiter zu verlieren und ohne Gruß entfernte sich Hennecke. Seine Füße trugen ihn nach Hause; allein er wußte selbst nicht, wie er eigentlich hingekommen war. Seine Gedanken drehten sich unterwegs unabläßig im Kreise. Er hatte bis dahin geglaubt, ein Gerichtshaus sei ein Heiligtum so gut wie die Kirche, und jetzt hatte ein vorwitziges Weib am Altar dieses Heiligtums gesessen, und der eine Priester des Rechts war seinem Vergnügen nachgelaufen, während der andere ein Kind wiegte. Konnte aber nicht trotzdem die Abweisung der Klage durch das Amt wohl begründet sein? Hennecke vermochte dies sich gar nicht vorzustellen, er vermochte es nicht zu fassen, daß etwas anderes Recht sein könne, als was er sich fort und fort so steif und fest als sein Recht gedacht hatte. Sein Bruder Klaus war ihm bis dahin wie ein toller Junge erschienen, da er sich nach roher alter Weise stracks mit Prügel und Messer Recht schaffen wollte; er deuchte sich ihm gegenüber der reifere Mann, der Sohn einer reiferen besseren Zeit, die das Recht nur noch aus der lauteren Quelle des kundigen, unbestechlichen öffentlichen Gerichts ge-

schöpft wissen wollte, in welchem „fromme Holsten", echte angesessene Bauern, den Wahrspruch fällten. Und der Amtmann hatte es hintertrieben, daß ihm und dem getöteten Bruder Recht geschaffen werde durch dieses Volks- und Gottesgericht! Nun war am Ende doch der jähe Klaus gescheiter gewesen und brüderlicher gesinnt gegen den erschlagenen Bruder, wie er in all seiner lahmen Weisheit! Hatte dies nicht sogar die Amtmännin angedeutet, hatte sie nicht gesagt: Ihr werdet nun ja wohl selber wissen, was Ihr zu thun habt — nämlich um den Bruder zu rächen? Ein salomonischer Spruch des widerlichen Weibes! Er bewunderte sie jetzt fast wegen dieser Worte. Aber dann faßte ihn wieder ein Abscheu vor der Frau, die ihm den Tempel des Rechts entweiht hatte, jenes Amthaus, wo er so gewiß das Recht, *sein* Recht zu finden gehofft wie die Seligkeit im Himmel. Und so waren seine Gedanken wieder zum Anfang des Kreises gekommen, den sie aufs neue durchliefen.

Daheim erwachte er wie aus einem Traum, als plötzlich der alte Matthias Plattner mit dem Mädchen vor ihn trat, unter Dankesworten bittend, daß er sie nun weiterziehen lassen möge, die Ernte sei eingebracht und sie seien in seinem Hause nichts mehr nütze.

Hennecke hatte keinen Grund, die Leute länger zu behalten; doch hieß er sie noch eine Weile warten, weil er ihnen noch ein paar Pfennige und Brot mit auf den Weg geben wollte. Während aber Klaus hineinging, beides zu holen, konnte Hennecke den Blick gar nicht wegwenden von dem Kinde, welches ihn mit

seinem guten großen Auge so treuherzig ansah, und ihm war, als streiche ihm ein kühlender Hauch des Friedens über die glühende Stirn. Da entsann er sich, gestern abend im Anschauen dieses Kindes ähnliches empfunden zu haben, und die seltsamen Worte des Alten dämmerten dunkel in seiner Seele auf.

„Habt Ihr nicht gestern gesagt," so fragte er nun den Mann, „das Mädchen habe auf traurige Weise seinen Vater verloren? Wie ging das zu?"

„Die Geschichte wäre zu lang, daß ich sie jetzt erzählen könnte," entgegnete Matthias. „Und da kommt Euer Bruder zurück mit Euren freundlichen Gaben. Auf Wiedersehen hier oder dort! Ein anderer wird Euch unsere Schuld zahlen, wenn er an jenem Tage sprechen wird: Ich bin hungrig gewesen und Ihr habt mich gespeiset!"

Sie schieden unter Händedruck. Hennecke wollte die Hand des Kindes lange nicht loslassen. Er sah den Wanderern sinnend nach, bis sie an der Straßenecke verschwanden.

---

## Viertes Kapitel.

Matthias Plattner kam nach seinem Abzuge ins Gerede des ganzen Dorfes. Die Bauern meinten, er müsse anderswo wohl schlimme Dinge verübt haben, da er so heimlich und schweigsam gethan, und gekommen sei wie aus dem Boden gewachsen und wieder

verschwunden wie vom Winde verweht, man wisse nicht woher und wohin.

Hennecke nahm keinen Teil an diesen Gesprächen, er schien die beiden Wanderer sofort wieder vergessen zu haben.

Der Pastor schloß aus einzelnen seltsamen Reden des Matthias, derselbe möge wohl gar ein Wiedertäufer gewesen sein. Wurden doch diese armen Leute, welche längst dem tollen Wesen ihrer Vorfahren, Münsterischen Andenkens, entsagt hatten, damals allerorten so grausam verfolgt! Allein er behielt seine Gedanken für sich; denn als ein mildddenkender Mann wollte er auf diesen bloßen Verdacht hin den Flüchtlingen, die vielleicht noch im Lande weilten, nicht neue Verfolgung bereiten.

September und Oktober vergingen, das Laub färbte sich und fiel, der Herbstwind wehte über das kahle Feld; er schien auch die Erinnerung an den ungerächten Tod Joachim Gülzows verweht zu haben; nur wenige sprachen noch davon, Hennecke Gülzow am wenigsten.

Er hatte sich in seinem Hof eine hohe Stange aufgestellt und an der Spitze einen toten Raben befestigt, nach diesem Vogel schoß er jeden Abend mit einer Büchse, bis er ihn sicher traf. Als ihm einmal die Nachbarskinder zusahen und ihn fragten, warum er denn nach dem Vogel schieße, der schon lange tot sei, rief er statt der Antwort: sie sollten zu Peter Graumann gehen und ihm erzählen, was sie hier gesehen hätten, der werde wissen, warum er sich übe, nach Galgenvögeln zu schießen.

Die Kinder liefen sofort zu Peter und richteten lachend den Auftrag aus.

Bald nachher drang Hennecke mit seinem Bruder in das Haus Peters, fand ihn aber nicht daheim. Einem Knechte, der am Herdfeuer saß, befahlen sie, seinem Herrn zu sagen, er soll sich in acht nehmen, daß er ihnen nicht außerhalb des Dorffriedens begegne; denn wo sie ihn dort träfen, würden sie ihn „feinden". Das sei ihm nun in aller Form angekündigt.

Peter getraute sich seitdem nicht mehr ohne Begleitung aus dem Dorfe. Er kaufte sich ein altes Feuergewehr und übte sich auch seinerseits im Schießen.

Die holsteinischen Bauern der damaligen unsicheren Zeiten trugen, wenn sie über Land gingen, statt des Stockes einen Spieß. Neuerdings sah man jedoch die Brüder Gülzow sogar im Dorfe niemals ohne den Spieß ausgehen, und demgemäß wagte sich auch Peter Graumann nicht mehr vor die Hausthür ohne den Spieß.

Hennecke schien sich übrigens Zeit zu lassen mit dem thatsächlichen Beginn der angekündigten Fehde; denn der Winter kam ins Land und Weihnachten und Neujahr, ohne daß etwas weiteres geschah.

Da dachte Peter Graumann, im alten Jahre habe er sich nun genug gesorgt wegen der gedrohten Fehde, und es sei doch gar zu langweilig, auch im neuen Jahr Dorfarrest zu haben und immer nur mit dem Spieße von Haus zu Haus zu gehen, dem Ding müsse ein Ende gemacht werden. Er beschloß, sich um Schutz an das herzogliche Amt in Reinbeck zu wenden.

Also brach er am 5. Januar früh vor Tagesanbruch auf, wohl bewaffnet mit Spieß und Messer samt dem Feuergewehr und von einem Vetter, Eilert Behne, begleitet, und ging nach Reinbeck. Die Gülzows mußten aber Wind bekommen haben von seinem Gange, denn als es hell wurde auf der weiten Schneelandschaft, sah Peter, daß die beiden Brüder mit ihren Spießen eilends hinter ihnen drein kamen; doch gelang es ihm, Reinbeck und das Amthaus noch vor den Verfolgern zu erreichen.

Der Amtmann war wieder nicht da, sondern vor einer halben Stunde auf den „Kieler Umschlag" geritten, der am Dreikönigstage eingeläutet wird, die Jahresbörse der holsteinischen Gutsbesitzer, und hatte den Amtsschreiber mitgenommen. Dagegen saß Frau Beate in der Gerichtsstube. Es blieb darum Peter nichts übrig, als der Frau Amtmännin seine Not zu klagen und um ihren Schutz zu bitten.

Beate schien anfangs dem Wunsche Peters nicht abgeneigt, der ein reicher Mann war und auch bereits das Geld in der Tasche klingen ließ. Um die Sache recht dringlich zu machen, erwähnte er aber unklugerweise, daß die Gülzows bewaffnet hinter ihm hergelaufen seien und sich bereits in Reinbeck befänden, ja wahrscheinlich vor dem Amthause lauerten. Als Beate dies hörte, ward sie plötzlich ganz anderen Sinnes und rief: „Ich wollte, daß Ihr nicht hierher gekommen wäret! Wie hat Euch denn der Teufel zu mir führen müssen? Ich kann nicht helfen. Kommt in vierzehn Tagen wieder, wann der Kieler Umschlag zu Ende

ist; dann wird mein Mann Euch versöhnen mit den Gülzows."

Peter wurde dringender und bat wenigstens für heute um ein Asyl im Amthause; allein nun ward auch Beate ganz wild und sagte, er solle sich aus dem Hause packen.

Es blieb ihm keine Wahl; er ging. Als er aus dem Amthause trat, waren die Gülzows verschwunden. Doch weilte er zu mehrerer Sicherheit den ganzen Tag noch in Reinbeck, und da man ihm sagte, die Gülzows seien gegen Hamburg gegangen, so trat er abends in entgegengesetzter Richtung den Heimweg an, immer von seinem Vetter begleitet.

Ungefährdet gelangten sie bis nahe bei Radesloe; es war schon dunkel geworden, und sie hatten nur noch ein Wäldchen vor dem Dorfe zu kreuzen. Dort eilten plötzlich die beiden Gülzows zur linken Hand vorüber und boten ihnen einen guten Abend, und Peter erwiderte: „Gott geb' euch einen guten Abend!" Hierauf schritten ihnen die Gülzows vor. Allein nach einer kleinen Weile wandten sie sich wieder um — es war bei einer großen Birke — vertraten ihnen den Weg und riefen: „Wer seid Ihr?"

Eilert Behne, dem das Herz in die Schuhe fiel, antwortete zitternd: „Gute Freunde!"

Hennecke aber rief: „Da wissen wir besseren Bescheid. Peter Graumann, wehre dich!"

Kaum hörte Behne diese Worte, so warf er seinen Spieß weg, lief davon und rief seinem Vetter zu: „Peter, wenn du laufen kannst, so lauf!" Peter ver-

suchte auch zu entfliehen, allein die Gülzows waren hinter ihm her mit eingelegten Spießen und schrieen: „Wir fordern das Blut unseres Bruders!“

Da kehrte sich Peter um und feuerte sein Gewehr auf die Verfolger, dessen Kugel Hennecke leicht streifte. Nun aber sprangen diese vor und stachen ihn nieder.

Eilert Behne hatte im Fliehen noch genug gehört, um den Ausgang zu wissen; er erreichte äußerst geschwind das Dorf und rief die Bauern zusammen, die mit dem Barbier an die nahe Unglücksstätte zogen. Sie fanden Peter bereits tot, von vielen Stichen durchbohrt.

Die Gülzows waren verschwunden.

---

## Fünftes Kapitel.

Der Vorfall überraschte keinen Menschen in Radesloe, man hatte dergleichen längst erwartet. Die Meinung der Bauern war geteilt, die meisten aber gaben den Gülzows recht; denn da das Gericht den erschlagenen Bruder nicht gerächt habe, so sei es ihre Pflicht gewesen, die Rache selber zu übernehmen. Hennecke und Klaus gingen ihrer Arbeit ganz ruhig wieder nach, als ob nichts geschehen sei.

Die Verwandten Peter Graumanns verklagten die Gülzows beim Amte zu Reinbeck wegen Mord, aber ohne Erfolg. Das öffentliche Gericht erkannte

dort, daß diesmal die Gülzows sich in gerechter Notwehr befunden hätten, da Peter zuerst geschossen, ja Hennecke verwundet habe, der ihn doch nur mit Worten bedroht, und sprach die Brüder frei. Die Kläger hätten noch an die „vier Dingbauern" in Neumünster appellieren können; doch ein gewiegter Jurist widerriet es ihnen, da sie dort keinen besseren Entscheid finden würden. Es handle sich hier überhaupt nicht um Mord, sondern um Landfriedensbruch, und der rechte Gerichtshof für ein so hochpolitisches Verbrechen sei das Reichskammergericht in Speyer. Denn ob Fürsten und Herren den Landfrieden brechen, Fehde ansagen und Krieg führen oder ein Bauer, das gelte gleich. Nach Speyer sollten sie sich wenden, dort bei Kaiser und Reich würden sie Recht finden.

Die Graumanns waren ebenso reiche und stolze Leute, wie die Gülzows, nicht minder steif und fest in der Behauptung ihres Rechts, nicht minder pflichteifrig, den Tod ihres Verwandten zu rächen. Sie befolgten den Rat und erhoben die Klage in Speyer, wo dieselbe auch angenommen wurde. Beide Parteien wählten sich ausgezeichnete Männer zur Führung ihrer Sache bei dem hohen Gerichtshofe, die Graumanns den niedersächsischen Rat Krause in Lauenburg, die Gülzows aber mit noch höherem Trumpfe gar den schleswig-holstein-gottorpischen Kanzler Tratziger.

Hennecke war ganz stolz auf „seinen Prozeß", wie er ihn nannte, ja er freute sich über denselben, daß man hätte meinen sollen, nicht er sei der Beklagte, den im schlimmen Fall die schwerste Strafe

erwartete, im besten die bloße Freisprechung, sondern er habe wunder was dabei zu gewinnen. Allein er hoffte in der That auf einen hohen Gewinn, nämlich auf sein Recht, und in den öffentlich anerkannten Besitz dieses Rechtes hatte er sich so tief hineingegrübelt, daß er nicht hätte leben mögen und sterben können, außer es wäre ihm vorher von Amts wegen attestiert gewesen, er habe ein Recht gehabt, den Peter Graumann zu fehden und totzustechen. Er schimpfte jetzt auf die miserablen Amtleute der kleinen Landesgerichte, die dem Teufel nichts taugten, aber vom kaiserlichen Gericht erhoffte er das wahre Recht, die Bestätigung seines Fehderechtes.

Es verlief freilich Jahr um Jahr, ohne daß der Prozeß in Speyer merkbar vorwärts rückte: Hennecke bewunderte darob das Reichskammergericht, war es doch noch viel langsamer zu Wort und That wie er selber. Da sehe man die echte Gründlichkeit, in Reinbeck habe der Amtmann vordem alles übereilt und verhudelt; wäre der gründlicher und langsamer gewesen, so hätten sie den Peter Graumann gar nicht totzuschlagen gebraucht. Der Prozeß in Speyer kostete beiden Parteien ein sündhaftes Geld; Hennecke arbeitete um so fleißiger, lebte um so sparsamer und zahlte mit Freuden. Er sagte stolz, wenn neue Summen gefordert wurden: „Einen anderen hätte das ewige Bezahlen längst an den Bettelstab gebracht, ich kann mir das Vergnügen gönnen.“ Nur konnten es leider die Graumanns ebensogut.

Hennecke ließ sich auch genau belehren über den

Geschäftsgang des Reichskammergerichts und redete viel von Extrajudizial- und Judizialsenaten, von Rezessen, Rotuln, Narratis, Kompetenz, artikulierter Darstellung, von Sessionen und Audienzen. Besonders die Audienzen imponierten ihm. Er erzählte, bei so einer Audienz in Speyer, wo auch gegen die Gülzows verhandelt werde, sitze der Präsident, vom Kaiser aus dem hohen Adel erwählt, unter einem Thronhimmel gleich einem Könige. Das sei ein Gericht, wovor man Respekt haben müsse. Weiber kämen dort gar nicht hinter die Akten, und Kinder würden noch weniger im Gerichtssaale gewiegt, der so hoch und herrlich sich aufbaue, wie das Schiff der Hamburger Petrikirche. Der Kammerrichter habe fünfundzwanzig Beisitzer, wie könne da eine Dummheit vorkommen? Und sein, des Beklagten, Advokat sei, wie allbekannt, der schleswig-holstein-gottorpische Kanzler, da dürfte doch seine Sache nicht zu den schlechtesten zählen. Uebrigens sei es an sich schon eine Ehre, wegen Landfriedensbruches verklagt zu werden; denn solch eine Anklage werde nicht den kleinen Spitzbuben zu teil, sondern gewöhnlich nur den großen Herren. Auch der Strafantrag laute auf etwas Großes und Ehrenvolles, auf die Reichsacht. Grafen und Herzöge könnten in der Reichsacht liegen, ohne daß dies ein Stäubchen auf ihre Ehre werfe, ja sogar den Doktor Martin Luther habe man Anno 21 mit dieser Auszeichnung bedacht.

Der Prozeß hinderte inzwischen den Klaus Gülzow nicht, sich zu verheiraten. Hennecke blieb ledig; boshafte Leute meinten, er sei ja schon verheiratet,

nämlich mit seiner Rechtssache, und jeder Christ müsse sich mit einer Frau begnügen.

So verflossen über elf Jahre, und außer den Nächstbeteiligten redete bereits kein Mensch mehr von dem Prozesse Graumann gegen Gülzow, der von einem Jahr ins andere lief und doch nicht von der Stelle kam. Wenn Hennecke unter alten Freunden von Speyer zu erzählen begann, dann hörte ihm niemand mehr zu, man konnte es schon auswendig, was er zu sagen pflegte. Das jüngere Geschlecht wußte kaum mehr etwas von der traurigen Geschichte Joachim Gülzows und Peter Graumanns; waren doch seitdem auch andere Totschläge genug im Lande vorgefallen!

---

## Sechstes Kapitel.

Am schwülsten Augusttage des Jahres 1588 gingen Hennecke und Klaus die Reinbecker Straße durch das Wäldchen hart bei Radesloe. Die einst so frischen Burschе waren jetzt feste gestandene Männer, Hennecke vierzig, Klaus sechsunddreißig Jahre alt; doch hatten sich beide wenig verändert, nur daß Henneckes Züge starrer und härter geworden, wie in Stein gegraben.

Die Brüder kamen von Kiel, wo sie sich mit ihrem Anwalt, dem Kanzler, beraten hatten. Nach achttägiger Abwesenheit eilten sie, nun dem Heimatdorfe so nahe, mit verdoppeltem Schritt.

Vom völlig wolkenfreien Himmel warf die Sonne

ihre grellsten Lichtblitze durch die Buchenzweige, die Mittagsglocke von Radesloe hatte eben ausgeklungen, es war so still im Walde, daß man den letzten Ton noch lange nachsummen hörte. Kein Vogel sang, kein Blatt rauschte, nur die Tritte der beiden Wanderer hallten durch den schweigenden Forst, und keiner sprach ein Wort zum anderen.

Da blieb Hennecke plötzlich stehen, lauschte lange und flüsterte dann seinem Bruder ins Ohr: „Klaus, vernahmst du die Stimme aus dem Busch?“

Klaus hatte nichts gehört.

Hennecke schüttelte den Kopf. „Die Stimme klang ganz deutlich. Sie sagte: ‚Der Bote von Speyer ist schon unterwegs; aber der Prozeß wird erst in der Ewigkeit spruchreif‘. So sagte sie. Ich kenne die heisere Stimme — es war Peter Graumann!“

Klaus faßte den Bruder beim Arm und rief laut: „Hennecke, träumst du? Oder sind deine Ohren krank? Am hellen Mittag schlafen die Gespenster, und Peter Graumann spricht schon seit elf Jahren kein Wort mehr.“

Doch Hennecke stieß den Bruder zornig hinweg. „Ich bin kein Kind und kein Träumer, und habe keine kranken Ohren, in welchen die Furcht Worte anschlägt, die nie gesprochen wurden. Fühle meinen Arm, die Ader klopft wohl stark, aber dennoch ruhiger, wie die deinige. Ich sage dir: Peter Graumann spricht von Zeit zu Zeit mit mir, ich könnte seine Unterhaltung nachgehends gewöhnt sein.“

Klaus hatte noch nie etwas von dieser Geister-

zwiesprach seines Bruders erfahren. Erstaunt fragte er, seit wann er denn Peters Stimme vernehme?

„Seit zehn Jahren."

„Und du hast mir nie davon erzählt?"

„Ich nahm mir's gleich anfangs vor; allein man muß sich Zeit lassen; nun weißt du's ja!"

Ein kalter Schauer überlief Klaus. War sein Bruder am Ende gar verrückt geworden? Hennecke mochte einen solchen Gedanken ahnen.

„Ich bin bei klaren Sinnen, Klaus, und fürchte mich nicht, gerade hier an dieser Stätte den ganzen Vorgang aufs klarste vor Augen zu sehen. Hier steht die Birke, hier haben wir am 5. Januar vor elf Jahren den Peter erstochen; damals schatteten die Zweige des Baumes kaum auf den Weg, jetzt überdachen sie ihn ganz. Hier lag er auf dem Schnee. Ich sehe alles so genau vor mir, wie ich's am jüngsten Tage sehen und bekennen werde. Wir gaben dem Toten ein jeglicher noch drei Stiche, zum Zeichen, daß wir's gemeinsam gethan und ein Recht, ja die brüderliche Pflicht hatten, ihn totzuschlagen. Und als der Barbier die Leichenschau vornahm, da rief er: ‚Der Mann ist ja zugerichtet wie ein Fisch, den man auf dem Roste braten will!' Aber die halbe Gemeinde lobte uns, und das Gericht hat uns freigesprochen. Doch seit die Graumanns in Speyer klagten, regt sich Peter wieder und spricht unsichtbar mit mir. Die vielen Stiche konnte er ertragen, aber so einen Reichskammergerichtsprozeß erträgt selbst ein Gespenst nicht. Es dauert ihm zu lange, er wird ungeduldig wie ich selber.

Zwar muß ich's billigen, daß das Kammergericht langsam und gründlich vorgeht, aber ehrlich gesagt, ich wünschte doch auch, daß sie dort jetzt bald zum Schlusse kämen, weil mir Peters Gerede zu viel wird. Denn ist der Prozeß zu Ende, dann wird auch Peter Graumann Ruhe haben."

„Jawohl," sagte Klaus, „und bis dahin haben wir alle Ruhe — im Grabe, und unsere Kinder und Enkel dazu. Aber wie oft spricht denn Peter mit dir, und zu welcher Zeit?"

Hennecke antwortete: „Dies geschieht immer nur um Mitternacht oder um Mittag. Sind andere Leute zugegen, dann hören sie seine Stimme nicht. Er benachrichtigt mich, wann der Prozeß einen Ruck vorwärts thut und ein Bote von Speyer abgeht, er wird mir auch das Urteil zuerst verkünden. Peter war bis jetzt immer ganz gut unterrichtet, ein einziges Mal ausgenommen; denn auch die Toten irren sich mitunter."

Nun begann auch Klaus zu glauben, daß die Zwiesprache wirklich vor sich gehe und nicht bloß in Henneckes Einbildung. Allein so sehr er sich um noch genauere Auskunft bemühte, konnte er doch kein weiteres Wort aus Hennecke herausbringen. Dieser redete nun ganz vernünftig von anderen Dingen und sprach auch später niemals wieder von seinen heimlichen Unterhaltungen mit Peter Graumann.

Niemand ahnte, welch furchtbare Kämpfe dieser starke und verschlossene Geist seit Jahren mit sich selbst bestanden hatte, und daß er in qualvollen Stunden

dennoch öfters irre geworden war an seiner so ehrlich und reif erwogenen Pflicht, den Totschläger seines Bruders totschlagen zu müssen.

---

## Siebentes Kapitel.

Auch nach der Heirat des jüngeren Bruders bewohnten Klaus und Hennecke noch immer gemeinsam das väterliche Haus. Als sie eben von dem Gange nach Kiel heimkehrten, wurden sie von einer fremden Magd begrüßt, welche auf dem Flur arbeitete. Sie bot ihnen so freundlich lächelnd guten Tag, als sähe sie alte Bekannte wieder. Doch weder Hennecke noch Klaus wußten, wer das Mädchen sei. Erst da Klausens Frau herzutrat und berichtete, dies sei eine neue Magd, die sie gestern gedingt habe, sie komme aus Dänemark, behaupte aber, vor Jahren schon einmal hier im Hause gewesen zu sein, faßte Hennecke die Dirne schärfer ins Gesicht und rief, seltsam bewegt: „Das ist Martha!“ und gab ihr die Hand.

Kein Mensch im Dorfe hatte jenes blasse arme Kind wieder erkannt, das inzwischen zu einer stattlichen frischen Jungfrau aufgewachsen war, nur Hennecke erkannte sie an ihren großen blauen Augen, die waren unverändert geblieben. Und er hatte diese Augen, welche Frieden sprachen und um Frieden baten, so oft im Geiste gesehen, wenn er irre wurde an seinem Recht! Den alten Matthias Plattner hatte er fast

ganz vergessen, nur verwehte Laute aus seinen wunderlichen Reden hafteten noch in seinem Gedächtnis. Er glaubte aber zuletzt, Martha habe dieselben gesprochen, und was ihm aus dem Munde des Alten Thorheit gewesen war, das dünkte ihm jetzt Weisheit aus dem Munde des Kindes — nicht häufig, aber doch zuweilen. Dann blickte ihn das Kindesauge so unschuldig an, und jener kühlende Hauch des Friedens strich ihm über die heiße Stirn — wie dazumal!

Hennecke aber begrüßte Martha und gab ihr die Hand. Dies war die ganze Scene des Wiedererkennens. Dann ging er in Stall und Scheuer und fragte nicht einmal, wie denn Martha wieder hierhergekommen, und wo sie inzwischen gewesen, und was aus dem alten Matthias geworden sei? Klaus erzählte es ihm des anderen Tages unaufgefordert; Hennecke schien kaum zuzuhören, hörte aber doch.

Matthias und Martha waren vor zwölf Jahren von Radesloe nach Schleswig gegangen, wo der Alte, wohl infolge der erlittenen Mißhandlungen und Entbehrungen, jählings starb. Das verwaiste Mädchen taglöhnerte hierauf von Ort zu Ort, bis es in Dänemark für geraume Zeit einen Dienst auf einem Bauernhofe fand. Jetzt aber wieder brotlos, war sie gegen Süden gewandert, und als sie durch Radesloe kam, entsann sie sich der guten Aufnahme, die sie hier vor Zeiten bei den Gülzows gefunden, sie fragte an und wurde von Klausens Frau gedingt, weil sie so stark und wohl anzusehen war, sich auch am ersten Tage schon als geschickt und fleißig erwies.

Hennecke nahm keine Notiz von diesem Berichte und redete gleich darauf von ganz anderen Dingen.

Nach einigen Tagen fragte ihn Klaus, ob der Bote von Speyer noch nicht angekommen sei, den ihm Peter Graumann verkündet, und ob Peter inzwischen wieder mit ihm gesprochen habe.

Peter hatte sich seitdem nicht mehr vernehmen lassen, auch war kein Bote gekommen.

Es verstrichen drei Wochen; Hennecke hörte die Stimme nicht wieder. Sonst zog er mitternachts, wenn Peter unsichtbar zu reden begann, die Bettdecke über den Kopf und hörte doch jedes Wort durch die Bettdecke hindurch; jetzt dagegen richtete er sich, erstaunt über des Gegners langes Schweigen, Schlag zwölf Uhr im Bette auf, blickte hellen Auges in den Mond und wartete mit Aug' und Ohr auf Peter; allein er sah und hörte nichts mehr.

„Peter schweigt, seit Martha im Hause ist," so sprach er dann zu sich selber, „sollte sie ihn von der Schwelle treiben?"

Hennecke blickte manchmal verstohlen auf Martha, und seine Gedanken waren öfter bei ihr als in Speyer. Er machte sich Vorwürfe darüber und zwang sich, an den Reichskammergerichtspräsidenten unter seinem Thronhimmel zu denken, wenn er Martha die Kühe melken sah. Allein es gelang ihm durchaus nicht, die Stalldecke in einen Thronhimmel und die Magd in einen Präsidenten zu verwandeln. Uebrigens würdigte er sie selten eines Wortes, und das war das Wunderbarste, er erzählte ihr nicht einmal von seinem Pro-

zeß, von seinem Rechte; denn wenn er davon hätte erzählen wollen, so hätte er ja zuerst von dem Totschlage erzählen müssen, durch den er den berühmten Prozeß erworben hatte, und er getraute sich nicht, vor Martha von dem Totschlage zu reden, dessen er sich doch sonst vor aller Welt berühmte. Ja, es beruhigte ihn, daß Martha noch gar nichts von demselben wußte; sie kam wenig unter die Leute, und die hatten sich ja auch längst schon satt gesprochen über jene alte Geschichte.

An einem Samstag nach dem Feierabend setzte er sich auf die Bank im Hofe, rief die Magd herbei und sprach: „Vor zwölf Jahren stellte ich hier deinem Oheim Matthias eine Frage, die er mir in der Eile nicht beantwortete. Ich möchte jetzt die Antwort haben: Wie und durch wessen Hand verlorst du deinen Vater?“

Martha errötete und zögerte, dann aber sagte sie schnell gefaßt: „Durch Henkershand.“

Hennecke fuhr auf. Doch war er gleich wieder ruhig. „Erzähle mir, wie das geschah?“

Martha sprach: „Mein Vater und sein Bruder Matthias lebten als Weber in Mergenholzen am Oberrhein, welches zur Herrschaft Windsberg gehört. Sie waren mit anderen aus Mähren dorthin eingewandert und bekannten sich in der Stille zur gereinigten Lehre, während der Herr von Windsberg und seine Leute zum römischen Glauben hielten. Der Herr hatte aber einen Amtmann, der meinen Vater ganz besonders haßte, weil er ihm einmal gesagt hatte, es sei nicht recht, daß er seine Bauern zum Prozessieren verhetze und

sich von ihrem Hader reich mache. Darum kam der Amtmann eines Nachts mit dem Schreiber und vielen Knechten nach Mergenholzen; sie banden uns an die Pferde und wir mußten nebenherlaufen aufs Schloß. Dort wurde uns befohlen, von unserem Glauben abzustehen und römisch zu werden. Da sich mein Vater und Oheim dessen weigerten, wurden sie auf die Folter gelegt, und weil ich noch zu zart fürs Foltern war, mußte ich zusehen, wie sie gemartert wurden. Sie blieben ihrem Glauben treu, und nun sprach ihnen der Amtmann das Leben ab und berief sich auf des Kaisers Befehl an seinen gnädigen Herrn. Meinem Vater wurde der Kopf abgeschlagen, dem Oheim Matthias aber gelang es, mit mir aus dem Kerker zu entfliehen, und so kamen wir damals hierher. Der Vater aber hat vor dem Block dem Henker verziehen, und dem Amtmann und dem gnädigen Herrn und dem Kaiser, und ist freudig gestorben mit dem Gebet, daß Gott seinen Verfolgern die Sünden vergeben möge. So erzählte mir's mein Oheim oft, wie er's von den überall zerstreuten Glaubensgenossen gehört hatte; denn diese waren zahlreich unter den Römischen im Oberland und hätten sich wohl rächen können an dem bösen Amtmann. Aber sie thaten's nicht, und auch mein Oheim sann keine Rache, da er doch den Bruder und Hab und Gut verloren hatte und wie ein Bettler in der Fremde schweifen mußte. Und auch mich hat er oft beten heißen für unsre Verfolger; denn die unrecht an uns gethan, bedürfen unseres Mitleids und unserer Fürsprache."

Hennecke schwieg lange vor Staunen und Bewegung. Dann sprach er: „Es scheint, das gute Recht ist doch rarer in deutschen Landen und selbst beim Kaiser, als ich dachte. Aber wäret ihr und euer Anhang gleich stark gewesen wie der Herr von Windsberg, so hättet ihr euch dennoch gerächt und Blut mit Blut gesühnt. ‚Aug' um Auge, Zahn um Zahn', so heißt's in der Bibel."

Darauf entgegnete die Magd: „Der Spruch, den Ihr anführt, steht im Alten Testament, im Neuen aber, welches stärker ist als das Alte, steht geschrieben: ‚Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr'. Und jener, der der Geißel willig seinen Rücken bot und am Kreuze rief: ‚Vater, vergib ihnen!' war dennoch der Stärkste, welcher je auf Erden wandelte."

Hennecke erwiderte nichts weiter und ging ins Haus.

---

## Achtes Kapitel.

Nach zwölf Jahren hatte Hennecke nun also doch die Geschichte zu Ende gehört, welche Matthias damals begann und in der Eile nicht vollendete. Man erfährt zuletzt alles, wenn man Geduld hat.

So trug Hennecke denn auch die vollendete Geschichte ein Vierteljahr mit sich herum und dachte darüber nach, ohne mit Martha weiter davon zu reden. Er sprach überhaupt nicht mehr viel mit der Magd; fast schien es, als ob er ihr aus dem Wege gehe.

Am ersten Weihnachtstag nach der Kirche sagte er seinem Bruder, er wolle ihm etwas Neues mitteilen, und lud ihn auf seine Stube, deren Thür er von innen verriegelte. Dann sprach er: „Klaus, ich will heiraten!“

„Und wen denn?“

„Martha!“

Klaus war starr vor Schreck über diese ungeahnte Neuigkeit. Ein Scherz konnte es nicht sein, denn Hennecke spaßte niemals; aber welche Martha meinte er? Es gab nur eine, die nur allzu nahe zu finden war, und Hennecke meinte eben diese.

Vergebens stellte ihm Klaus vor, wie tief er sich herabwürdige durch eine solche Heirat, er, der reichste Bauer, mit einer bettelhaften Magd, er, ein Mann, gegen den das Reichskammergericht wegen Landfriedensbruchs verhandle wie gegen einen kriegführenden großen Herrn, mit diesem hergelaufenen Ding, das vielleicht nicht einmal von ehrlichen Eltern stamme.

Alle Gründe verfingen nicht; Hennecke gab sich nicht einmal die Mühe, sie zu widerlegen, er beharrte einfach auf seinem Willen, und Klaus wußte, daß dieser nicht zu beugen sei. Doch schöpfte er einige Hoffnung, als Hennecke ihm zuletzt versicherte, er habe Martha noch kein Wort von seiner Absicht gesagt, sich auch sonst nicht das mindeste gegen sie merken lassen. Denn er halte es für Recht und Pflicht, zuerst seinem einzigen nahen Verwandten, seinem leiblichen Bruder Kunde zu geben von dieser Familiensache. Uebrigens legte er ihm Schweigen auf. So gingen sie voneinander.

Klaus hielt das Schweigen keineswegs. Ratlos, wie er war, schüttete er zunächst seiner Frau sein Herz aus über Henneckes tolles Vorhaben, dann auch einigen Freunden, natürlich jedesmal unter dem Siegel der Verschwiegenheit.

Was sollte er thun? Etwa Martha sofort entlassen und aus dem Dorfe schaffen, bevor sie den Antrag erhalte? Das wagte er nicht aus Furcht vor dem Bruder. Oder sollte er unter der Hand Hennecke eine schlechte Meinung von Martha beibringen und Martha eine schlechte Meinung von Hennecke? Beides würde schwerlich gelungen sein. In genauer Erwägung der Natur seines Bruders kam er zuletzt auf den gescheitesten Einfall: gar nichts zu thun. Hennecke ließ voraussichtlich wiederum Wochen und Monate verstreichen, ehe er Martha ein Wort sagte; inzwischen fand sich vielleicht doch ein unverhoffter Anlaß, das Mädchen zu entfernen oder den Bruder auf bessere Gedanken zu bringen.

Hennecke wartete in der That von Weihnachten bis Lichtmeß, ohne sich gegen Martha das geringste merken zu lassen. Aber im stillen that er derweil nicht einen, sondern viele Schritte vorwärts. Er lebte nach alter Gewohnheit in sich selbst und mit sich selbst, er verkehrte mit seinen Gedanken und führte ganze Scharen von Gedanken auf, welche die längsten Gespräche untereinander hielten, sich verklagten und entschuldigten. Dabei rückte ihm Martha innerlich immer näher, sie ward ihm mit jedem Tage unentbehrlicher. Er wußte jetzt auch ganz bestimmt, daß sie allein Peter Grau-

mann zum Schweigen gebracht; denn seit Martha im Hause war, hatte Peter nicht mehr mit ihm gesprochen. Hennecke suchte Martha zunächst nicht zu besitzen, aber er fürchtete sich, sie zu verlieren. Obgleich er Marthas Geist der Versöhnung nicht begriff und ihn keineswegs nachahmen wollte, bewunderte er ihn doch, vornehmlich weil sie ein Mädchen war; denn bei einem Manne wie Matthias hatte ihn dieser Versöhnungsgeist verdrossen. Wir bewundern auch eine Heilige, ohne sie zu begreifen, geschweige daß wir sie nachahmten. Er glaubte nach wie vor recht gehandelt zu haben; aber Martha erschien ihm besser als er, und er wußte selbst nicht, warum? Alle wahre Liebe gründet darauf, daß wir in dem geliebten Wesen ein besseres Wesen ahnen. Wer sich zu der Geliebten herabläßt, wer ihr gleichzustehen meint, der liebt nicht. Und Hennecke liebte wahrhaftig. Es war nicht Unschlüssigkeit, daß er säumte, Martha seine Liebe zu gestehen, er zögerte mit diesem Bekenntnis bloß, weil er, der eiserne Mann, zu schüchtern war angesichts der armen Magd, die er für besser hielt als sich selber. Aber wenn sich etwa ein anderer gut genug für Martha gehalten haben würde, so hätte er dem gleich den Schädel einschlagen mögen. Das ist wahre Liebe.

Inzwischen ahnte Martha nicht das leiseste von dem Sturm, der durch Henneckes Seele brauste; sie merkte auch nicht, daß sie bereits ins Gerede des halben Dorfes gekommen war, daß man Hennecke um ihretwillen mitleidig, sie selbst aber um Henneckes willen neidisch anblickte. Denn Henneckes geheimer Vorsatz war

von wenigen bald zu vieler Ohren gewandert. Doch wagte niemand gegen sie ein Wort davon zu äußern, teils aus Neid, teils aus Furcht vor Henneckes Zorn.

Da sah sie eines Tages den Gerichtsboten ins Haus gehen. Sie kümmerte sich nicht weiter darum. Allein andere Leute waren um so neugieriger, und eine Nachbarsfrau fragte sie noch selbigen Abends, ob der Bote wohl wieder Geld geholt habe für den großen berühmten Prozeß in Speyer? Martha wußte von keinem Prozeß. Die Frau lachte sie aus, daß sie allein im Dorf, die seit Monaten unter dem Gülzowschen Dach wohne, von dem Prozeß nichts wissen wolle, von dem das ganze Reich wisse, von der Klage gegen die Gülzows wegen Mord und Totschlag, Krieg und Landfriedensbruch, und wie man das Ding sonst heiße!

Nun wurde Martha doch neugierig und ließ sich von der Frau erzählen, wie Hennecke und Klaus den Peter Graumann erschlagen hätten und nun deshalb beim kaiserlichen Kammergericht unter Anklage stünden. Martha wollte es gar nicht glauben, sie verteidigte die Brüder, hielt die Frau für eine Verleumderin; aber etwas Wahres mußte doch an der Sache sein.

Da trat ihr bei der Heimkehr Hennecke entgegen. Heute hatte er endlich den Entschluß gefaßt, Martha sein Herz zu öffnen und ihr die Heirat anzutragen. Wie die Nachbarsfrau richtig erraten, hatte der Bote zwar nur Geld geholt, allein zugleich in Aussicht gestellt, daß der große Prozeß demnächst wieder einen Ruck vorwärts thun werde. Also drohte Peter Graumann wieder mit einer Unterredung, und Hennecke

empfand ein mächtigeres Verlangen nach Marthas Besitz als je zuvor. Jetzt wollte er sprechen.

---

## Neuntes Kapitel.

Er hieß Martha ihn auf seine Stube begleiten. Dort verriegelte er die Thür von innen, genau wie er's gemacht, als er dem Bruder die wichtige Familiennachricht eröffnete, setzte sich nieder, ließ Martha vor sich stehen und erklärte dann dem erschrockenen Mädchen kurz und rund, daß er sie zur Frau begehre. Sie bringe ihm zwar keine Aussteuer mit, allein er bedürfe deren auch nicht, und wolle ihr ein so gutes Wittum aussetzen, daß sie nach seinem Tode wie die beste Witwe in ganz Radesloe leben könne.

Martha zitterte an allen Gliedern; sie hielt diese Rede für Spott; aber Hennecke war immer so ernst und gut gegen sie gewesen, er konnte nicht so grausam spotten. Sie sagte darum, sie verstehe ihn gar nicht, er möge sich deutlicher aussprechen.

Hennecke erwiderte: „Ich will dich heiraten; das ist doch deutlich genug?"

Jetzt sah Martha aus seinem Auge, sie hörte aus seinem Tone, daß es ihm heiliger Ernst war; sie brach in Thränen aus und dankte ihm für die große und unverdiente Güte; aber sie konnte nichts weiter herausbringen.

Doch Hennecke begehrte, daß sie nun auch ebenso deutlich spreche wie er, nämlich: „Ja oder nein!"

Martha sammelte sich, vermochte aber erst nach sichtbaren inneren Kämpfen zu sprechen: „Ihr begehrt Unmögliches. Ich hatte bisher ein Geheimnis vor Euch, das müßt Ihr nun erfahren. Ihr könnt mich nicht heiraten: ich bin eine Wiedertäuferin!"

Das Wort traf den starken Mann wie ein Blitzschlag. Er wußte zwar gar nicht, was eigentlich ein Wiedertäufer ist, hatte aber doch gehört, daß diese Leute ihre Kinder zweimal taufen, zuerst wie andere Christen, wann sie eben zur Welt gekommen, dann aber, und nun erst recht ordentlich, wann sie groß geworden seien und bei ihrem eigenen Taufschmause mitessen könnten. Das deuchte ihm ein furchtbarer Frevel: war dadurch das Sakrament der Taufe nicht ganz verdorben und auf den Kopf gestellt? Derselbe Schlüssel, welcher, einmal umgedreht, den Himmel öffnet, schien ihm, zweimal umgedreht, noch viel sicherer die Hölle aufzuschließen. Allein wenn er das weinende Mädchen ansah, wie sie ihm gleich einem Engel hilfreich in seinen Kämpfen und schweren Träumen erschienen war, dann konnte er doch nicht glauben, daß sie schon ganz dem Teufel verfallen sei. Darum fragte er endlich: „Und bist du denn wirklich zum zweitenmal getauft?"

„Ja und nein!" antwortete Martha. „Ich will Euch bekennen, wie's mit mir steht. Ich bin noch nicht zum zweitenmal getauft; denn als man uns gefangen nahm, war ich noch zu jung, und dann irrte

ich ja mit Oheim Matthias durch die weite Welt und der Oheim starb so bald. Aber höret genau: Da man uns nach Schloß Windsberg der Marter und dem Tod entgegenführte, wurde ich von meinem Vater gefragt, ob ich bereit sei, mit ihm für unsern Glauben zu sterben. Und da ich es fest bejahte, legte er mir die Hand auf den Kopf und erklärte mich auch ohne Taufe für ein rechtes Glied der Gemeinde. Und so bin ich dennoch in Todesnöten wiedergetauft, wenn ich gleich die Taufe nicht zum zweitenmal empfangen habe."

Hennecke atmete auf. „Das Handauflegen gilt nichts, und du bist also doch keine rechte Wiedertäuferin! Aber was hat man dich sonst zu glauben gelehrt?"

„Man lehrte mich, Gott zu lieben über alles und meinen Nächsten wie mich selbst, keine Rache zu nehmen für erlittenes Unrecht, keinen Streit zu führen, sondern vielmehr zu segnen, die mir fluchen, keinen Eid zu schwören, fleißig zu arbeiten und zu beten und in froher Hoffnung den jüngsten Tag zu erwarten, der bald kommen wird. Ich war noch ein gar einfältiges Kind, vielleicht hat man mir gar nicht alles gesagt, und mein Oheim hätte mich gewiß noch mehr gelehrt, wenn ich größer gewesen wäre und wenn uns Hunger und Not nicht überall auf den Fersen gesessen hätten. Oheim Matthias war keiner von den Strengen, er trug keine Haften am Rock; mich ließ er zwar ein ganz besonderes schwarzes Häubchen tragen, aber weil mich im fremden Land die Kinder darüber auslachten, verbarg ich's unter der Schürze, und er schalt mich nicht,

und jetzt könnt' ich das Häubchen gar nicht mehr aufsetzen, denn es ist mir viel zu klein geworden."

Diese Worte wirkten auf Hennecke wie ein befreiender Zauber. Martha mußte ihm gehören, es koste, was es wolle. Sie war ja noch gar keine Wiedertäuferin. Er erklärte ihr jenen seinen Willen, zwar nicht minder kurz wie vorher, aber in leidenschaftsvollem Ton.

Martha blickte betrübt zu Boden. Sie sagte leise: „Ich hatte ein Geheimnis vor Euch und habe es ausgesprochen; doch auch Ihr habt ein Geheimnis vor mir. Ist es wahr, daß Ihr den Peter Graumann mit Vorbedacht erschlugt, um Euren Bruder zu rächen? Ist es wahr, daß Ihr deshalb in Anklage verstrickt seid beim Reichsgericht und stolzer auf den Besitz dieser Anklage, als auf Haus und Hof?"

„Das ist alles wahr," entgegnete Hennecke. „Ich habe für meinen erschlagenen Bruder in aller Geduld Recht beim Richter gesucht und nicht gefunden; also mußte ich selber ihn rächen. Das that ich auch gar nicht übereilt, sondern mit reifem Vorbedacht, und mache kein Geheimnis daraus. Ich rühme mich der Anklage und des Prozesses in Speyer; denn derselbe beweist, daß wir, Klaus und ich, wie Männer handelten, und wir werden auch als Männer siegen."

Da erklärte Martha fest: „Beharret Ihr bei diesen Worten, so kann ich niemals Eure Frau werden. Ich muß ja wohl bekennen, daß Euer gütiger Antrag mir das Herz bewegt; und jetzt will es fast brechen. Wie mit Gewalt kommt es plötzlich über mich, daß

ich Euch lieb habe, woran ich doch vorher niemals dachte; ja, daß ich Euch lieb habe, den trotzigen vornehmen Mann, der sich so mild zu einem verstoßenen Mädchen niederbeugt. Aber ich muß fort, ich kann Euch nicht heiraten. Gott weiß, ob unsere Gemeinde noch besteht und ob ich in aller Form zu ihr gehöre und recht glaube; aber im Geiste und Willen folge ich dem Geiste meines Vaters!"

Sie ging zur Thür und schob den Riegel zurück. Hennecke ließ es schweigend geschehen. Sie öffnete: allein auf der Schwelle wartete sie wieder und kehrte sich um. „Ich weiß nicht, was ich thun soll. Vielleicht ist's eine schwere Sünde, was ich jetzt sagen will, und dennoch sei's gesagt! Hennecke! Ich will Euch heiraten; aber söhnet Euch vorher aus mit den Graumanns, bereuet Euren Totschlag, sühnet Euer Vergehen, rühmet Euch nicht mehr des Besitzes Eurer Anklage, sondern sorget mit aller Macht, daß sie zurückgezogen werde."

„Das kann ich nicht!" rief Hennecke finster. „Meine Rache war mein Recht!"

„Ich gebe Euch drei Tage Bedenkzeit," sprach Martha und trat noch einmal zu ihm heran und reichte ihm die Hand. „Suchet mich nicht auf, redet nicht mit mir in dieser Frist. Sind wir allein, dann kommen uns die guten Gedanken."

So schieden sie.

## Zehntes Kapitel.

Hennecke wußte nicht, wie ihm geschah; eine Magd, eine heimatlose Dirne gab ihm drei Tage Bedenkzeit, daß er sich ihrem Willen füge, statt seinen Antrag mit beiden Händen zu ergreifen, einen Antrag, um welchen sie die reichsten und schönsten Mädchen im ganzen Dorfe beneiden mußten!

Er kämpfte die drei Tage mit sich selbst, daß er hätte von Sinnen kommen mögen; denn er liebte Martha nun noch heftiger als vorher.

Aber nach drei Tagen antwortete er ihr dennoch: „Ich will mich allem fügen, was du begehrst, nur dem einen nicht, daß ich bekenne, gegen Peter Graumann unrecht gehandelt zu haben, und bereue und Sühne biete. Ich war und bin in meinem Recht; das behaupte ich vor Kaiser und Reich, das nehm' ich auf meine Seligkeit beim jüngsten Gericht!"

„So müssen wir scheiden!" sprach Martha zitternd. „Vergelt' Euch Gott, was Ihr mir Gutes gethan!"

Hennecke wollte sie zurückhalten, wollte reden; aber er konnte nicht.

Sie ging hinüber zu Klaus und bat ihn um die Gunst, augenblicklich wieder abziehen zu dürfen. Sie fürchtete abschlägigen Bescheid, da sie sich bis Georgi verdingt hatte; allein Klaus war überfroh,

die gefährliche Dirne so geschwind los zu werden; er gab ihr noch den vollen Lohn bis Georgi zur Wegzehrung mit, und sie schnürte ihr kleines Bündel und ging.

Das alles geschah in einer halben Stunde.

Hennecke sah Martha mit dem Bündel aus dem Hause gehen, er wollte ihr nachrufen, die Stimme versagte ihm; er sah sie um die Ecke biegen, ohne daß sie einen Blick zurückwarf. Jetzt war sie verschwunden.

„Gottlob!" sprach Klaus zu seiner Frau. „Martha ist fort, nun wird Hennecke wieder gescheit werden."

Sie wunderten sich, daß Hennecke nicht zum Abendessen kam. Er hatte sich eingeschlossen; als Klaus an der Thür pochte, rief er, man solle ihn allein lassen, er begehre nichts.

Des Nachts hörte ihn Klaus aus der anstoßenden Kammer heftig mit Peter Graumann reden.

Am anderen Morgen ging er in die nun wieder geöffnete Stube, um zu sehen, wie es mit dem Bruder stehe.

Der saß ganz feierlich vor dem Tisch auf einem Lehnstuhl. Auf dem Tisch aber lag die Hausbibel; er hatte sie mitten auseinandergeschnitten, in eine größere und kleinere Hälfte, das Alte und Neue Testament, welche gesondert zur Rechten und Linken geschoben waren. Es war nichts Auffallendes an Hennecke zu bemerken; nur seine Augen rollten unstet.

„Um Gottes willen, Hennecke! was treibst du?" fragte Klaus.

„Gerichtsdiener!“ rief Hennecke. „Heißt den einfältigen Bauern schweigen, der mich unterbricht. Ich heiße nicht Hennecke; jener Hennecke Gülzow steht dort neben Euch an der Armensünderbank. Ich bin der Kammerrichter des höchsten Reichsgerichts, vom Kaiser bestellt. Ihr Beisitzer“ — und er blickte im leeren Raum umher, als umringe ihn eine zahlreiche Versammlung —, „helft mir dieses große Buch mit dem kleinen in Einklang bringen. Dort stehet geschrieben: ‚Aug' um Auge, Zahn um Zahn!‘ Hier dagegen: ‚Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr!‘ Wie reimt ihr beides? Wir bedürfen dieser Textesstellen in dem weltberühmten Prozesse Graumann contra Gülzow. Das kleine Buch wird dem Hennecke den Hals brechen, wenn es über das große siegt.“

Klaus stürzte zur Thür hinaus und rief seine Frau. „O Jammer! Hennecke ist verrückt! Er hält sich für den kaiserlichen Kammerrichter, er hat die Bibel zerschnitten und sitzt über sich selbst zu Gericht!“

In der That, Hennecke war verrückt. Fruchtlos blieben alle Versuche, ihn zu überzeugen, daß da, wo er den Hennecke sehe, bloße Luft sei, und daß er selbst kein Kammerrichter, sondern eben jener Hennecke. Er geriet in Wut über dieses Verbrechen des versuchten Austauschs seiner Person, wie er's nannte, und wollte gleich eine Klage darüber in Speyer anhängig machen; behandelte man ihn aber als Kammerrichter, dann war er ruhig. Wochenlang saß er von früh bis spät

vor dem Tisch, die zerschnittene Bibel prüfend und vergleichend; dann verhörte er die beiden Angeklagten, hauptsächlich den Hennecke Gülzow, vernahm Zeugen, beriet mit den Beisitzern, ließ Gutachten abverlangen, Akten ausfertigen und unterschrieb Protokolle.

Eines Tages rief er alle Leute im Hause zusammen und befahl ihnen, die Fenster und Thüren zu öffnen und sich dann im Kreise an den Wänden des Zimmers aufzustellen; denn um den Tisch — wie er meinte — saßen ja die Beisitzer und rechts und links etwas seitab Kläger und Beklagte. Man that ihm den Willen.

Da nun alle ihn umstanden, erhob er sich mit furchtbarem Ernste und legte das Neue Testament über das Alte, daß es dasselbe ganz zudeckte. Dann sprach er mit weithallender Stimme:

„Der weltberühmte Prozeß Graumann gegen Gülzow ist spruchreif. Das kleine Buch hat gesiegt über das große und zwar mit dessen eigenem Spruche. Denn auch das große Buch, welches mich vorn rechtfertigte, verdammt mich hinterher, und die Stelle Römer 12, 19 ist abgeschrieben aus 5. Mose 32, 35. Bindet mir die Bibel wieder zusammen! Hennecke Gülzow tritt vor! Dein Recht sollst du jetzt haben. Ich, der kaiserlichen Majestät Kammerrichter, erkenne dich schuldig des vorbedachten Mordes, verübt an Peter Graumann, und des Landfriedensbruchs. Du bist gerichtet!“

Bei diesen Worten sank er lautlos in den Lehnstuhl zurück. Er war tot.

Der wirkliche Prozeß in Speyer fand niemals ein Ende; er wurde nach Henneckes Tode noch lange gegen dessen Bruder fortgeführt, und die vorhandenen Akten zeigen keinen Abschluß. Aber ein höherer Richter hatte schon längst das Urteil gesprochen.

# Burg Neideck.

1876.

## Erstes Kapitel.

Es gibt in Deutschland mehrere Burgen dieses Namens, aber die schönste unter ihren Namensschwestern ist ohne Zweifel jenes Neideck im ehemaligen Reichsfürstentum Westerau, welches heute noch in so stolzen Trümmern vom steilen Thonschieferfelsen auf das Gebreite des Felbergrundes hinabschaut und weit übers Thal hinüber zu dem fernen Höhenzuge des Drill, an dessen Hängen das Städtchen Westerau mit dem neuen Fürstenschlosse lagert.

Zur Zeit des Siebenjährigen Krieges war ein Teil der Burg noch bewohnbar, die größere Hälfte dagegen dachlos und verfallen. Von hinten offen, von vorn durch Graben und Zugbrücke geschützt, galt das Felsennest damals noch als eine Art Landesfeste, wenn auch nicht für uneinnehmbar, und hatte eine Besatzung von drei Mann, einen Feldwebel und zwei Gemeine, sämtlich invalid, dazu sogar ein Geschütz, eine alte Kartaune, die jedoch nur am Geburtstage des Fürsten ins Thal hinabdonnerte und außerdem, so oft die Fürstin drüben im Schlosse wieder mit einem Prinzen oder einer Prinzessin niederkam.

Der Zweck der Besatzung war schwer zu ergrün-

den; sie lag eben da, weil sie nicht abgezogen war, ein Trümmerrest der früheren Garnison, wie die vorhandene Burg ein Trümmerrest der alten Burg; die Invaliden dienten auf Neideck, weil sie nicht mehr dienen konnten, das war ja Grund genug. Uebrigens hatten sie ein trockenes Quartier, gesunde Luft und lebten sehr billig.

Neben den drei Invaliden wohnte ein Schulmeister auf Neideck im kleinen Pförtnerhäuschen am Burgthor und hielt daselbst auch seine Schule, so daß der Lehrstand samt dem Wehrstande vertreten war, nur mit dem Nährstande sah es bei sämtlichen vier Burgbewohnern bedenklich aus.

Die arme Gemeinde Neideck — so nannte man zwölf strohgedeckte Hütten am Fuße des Burgberges — konnte kein Schulhaus bauen, darum hatte ihr der Fürst das Pförtnerhaus in Gnaden zu Schulzwecken eingeräumt, und da sich die Schuljugend aller Klassen höchstens auf zehn Köpfe belief, so hatten sie in dem dunklen Pförtnerstübchen Platz genug, wofern sie sich zusammenduckten wie die Schafe beim Donnerwetter.

Der Schulmeister, welcher Anno 1757 da droben saß, war Philipp Balzer, ein junger Mann, zum Unterschied von vielen anderen Balzern der Umgegend der Burg-Balzer genannt. Sein Großvater Johannes, der älteste der bekannten Burg-Balzer, war Gemeindehirt gewesen, dem man das Pförtnerhaus als Hirtenhäuschen zugewiesen hatte, da es hierfür so gar günstig lag; denn am Südhange des Burgberges auf magerer Heide weideten die Kühe, Schafe, Schweine und Gänse

des Dorfes in beschaulicher Eintracht. Johannes' Sohn Jakob, unseres Philipps Vater, war schon Schulmeister und Hirt zugleich, Philipp dagegen bloß Schulmeister. Er hatte das Hirtenamt aufgegeben, nicht weil das Schulamt nun für sich allein seinen Mann ernährt hätte, sondern weil die Gemeinde samt ihrem Vieh so heruntergekommen war, daß sie eines eigenen Hirten gar nicht mehr bedurfte. Philipp ließ durch die faulsten Schulkinder das Vieh hüten: eine etwas zweifelhafte pädagogische Maßregel, denn da alle Kinder im Sommer lieber auf der Weide sein mochten als in der Schulstube, so wollte nun jedes das faulste sein.

Der Schulmeister und die drei Invaliden wären vielleicht die glücklichsten Menschen von der Welt gewesen, wenn sie etwas mehr zu essen und zu trinken gehabt hätten. Nur an diesen beiden Dingen fehlte es mitunter. Denn die Wohnung war, wie gesagt, trocken, die Luft gesund und die Kleider hielten auf der Burg unglaublich lange.

Das Idyll dieses glückseligen Lebens wurde im November 1757 durch beklemmende Nachrichten gestört. Die immer weiter brandenden Kriegswogen wälzten sich heran, obgleich man im Fürstentum Westerau vom Kriege gar nichts hatte wissen wollen. Schon konnte man vom hohen Doppelwartturm der Burg ganz ferne dumpfe Kanonenschläge vernehmen, und flüchtende Bauern aus den angrenzenden Ländern erzählten, daß die preußischen Husaren bereits auf zwei Meilen fouragierten. Die Besatzung von Neideck war sehr in

Zweifel, was sie thun solle, wenn der Feind wirklich käme. Der Feldwebel wollte die Burg in die Luft sprengen, allein dazu fehlte das genügende Pulver; von den Gemeinen sprach der eine für ehrenvolle Uebergabe, der andere für Flucht ohne Umstände; der Schulmeister, den man auch zum Kriegsrate zog, für Behauptung des Platzes bis auf den letzten Mann.

Ein fürstlicher reitender Jäger sprengte am 13. November abends in furchtbarer Eile den Berg herauf und brach allen Zweifel. Er übergab dem Kommandanten eine versiegelte Ordre des Inhaltes: da die Burg unhaltbar sei, so solle die Garnison sofort unter Mitnahme aller Waffen und Vorräte abmarschieren und sich hinter die Schwarzachlinie zurückziehen, wo sie von der Reichsarmee würde aufgenommen werden. Was aber von Kriegsgerät und Proviant nicht mitgenommen werden könne, das sei zu zerstören.

Die Besatzung war mit dieser Ordre sehr zufrieden und die Ausführung um so leichter, da man sehr wenig mitzunehmen und gar nichts zu zerstören brauchte. Nur die Kanone erregte Bedenken. Da sie keine Lafette hatte, auch alles Zugvieh aus dem Dorfe geflüchtet worden war, so konnte sie nicht mitgenommen werden. Der Feldwebel wollte sie nach Kriegsgebrauch vernageln, wußte aber nicht, wie man das anfängt, einer von der Mannschaft wollte sie zersprengen, doch das schien gefährlich; zuletzt folgte man dem Rate des Schulmeisters und stürzte sie in den Brunnen des Burghofs, welcher zweihundert Fuß tief und seit Menschengedenken trocken war.

Vor dem Abmarsch bat der Feldwebel den Schulmeister, daß er ihnen als gelernter Geograph genau sage, wo eigentlich die Schwarzachlinie anfange? Obgleich er es selbst nicht recht wußte, gab Philipp doch die gewünschte Auskunft mit jener Sicherheit, die jeder Lehrer von Amts wegen haben muß; denn die erste Regel aller Schulmeisterei ist, daß man es seine Schüler nicht merken lasse, wenn man selber nichts weiß, und darum geeigneten Falles lieber etwas Verkehrtes sage als gar nichts.

Die Soldaten wollten den Schulmeister mitnehmen zu seiner Sicherheit. Allein er hielt es für sicherer, dazubleiben, und sah bewegten Herzens, wie seine alten Freunde so rasch und leise, Gespenstern gleich, den Burgberg hinabschritten und in der schweigenden Nacht verschwanden.

Die werden nicht wiederkommen, sprach er bei sich, und jetzt bin ich allein Herr der Burg. Hierauf wand er die Zugbrücke auf, verschloß sorgsam das Thor und ging in sein Häuschen, wo er schon seit vorgestern einen Haufen Aepfel, Nüsse, gedörrte Zwetschen, Brot und etwas Speck und Rauchfleisch zusammengetragen hatte. Mit diesem Proviant, einem alten Schlafrock und Gottscheds „Kritischer Dichtkunst" belud er sich und schlich verstohlen zum westlichen Felsenhange des Burgberges. Dort horchte er nach allen Seiten, ob er auch ganz allein sei, denn sehen konnte er nichts in der stichdunklen Nacht, kletterte dann ein Stück verfallenen Mauerwerkes hinan, bog dicht verwachsenes Dorngesträuch auseinander und kroch durch den Spalt,

der sich dahinter öffnete, in ein altes Gewölbe, welches in einen verschütteten Gang auslief. Dieses Loch war sein Geheimnis, niemand aus dem Dorfe oder von der Besatzung kannte es; er hatte es schon als Knabe entdeckt und immer verborgen gehalten. Schon vor Jahren hatte er sich dort ein Ruhebett aus Moos und welkem Laub bereitet und gar manchen regnerischen Nachmittag einsam verträumt. Denn er liebte es, sich völlig in die Ritterzeiten zurückzuversetzen, und das gelang in dem Helldunkel des Gewölbes allemal am besten. Mit großer Mühe versuchte er dann wohl auch, den Schutt des eingestürzten Ganges wegzuräumen und dort weiter vorzudringen. Er hatte im Straßburger „Hinkenden Boten" gelesen, daß man im verschütteten Keller einer elsässischen Burg etliche Fässer Weines gefunden habe, so uralt, daß die Faßdauben weggefault gewesen seien, allein der Wein habe sich seine eigene Haut gezogen und nun in derselben wie in einem Fasse gelegen. Vielleicht fand sich auch hier noch so ein Hohenstaufenwein „in der eigenen Haut". Schade, daß es dem Burg-Balzer niemals gelungen war, den verschütteten Gang frei zu machen!

Er beschloß in seinem Gewölbe zu bleiben, bis der erste Anprall des Kriegssturmes vorüber sei, und etliche Tage konnte er es da unten schon aushalten. Und ohne Zweifel befand er sich hier sicherer als die flüchtigen Bauern in den Wäldern. Allein nicht bloß diese vernünftige Erwägung hieß ihn auf der Burg versteckt bleiben, sondern mehr noch ein romantischer

Zug des Gemütes. Denn dafür war Philipp Balzer ein deutscher Schulmeister.

Ich bin der Burg-Balzer, so sprach er zu sich selbst, ich muß meiner Burg Treue bewahren und stehe und falle mit meiner Burg. Ich bin der angestammte Wächter von Neideck, die Soldaten waren nur Mietleute. Mögen mich die Preußen mit der Burg in die Luft sprengen; lieber fahre ich auf diesem raschesten Wege zum Himmel, als daß ich treulos die Burg meiner Väter verlasse.

In der That fürchtete er übrigens gar nicht, mit der Burg in die Luft zu fahren, weil er sich noch zu großen Dingen berufen glaubte; zum Retter und Wiederhersteller von Burg Neideck. Diesen Glauben gründete er auf eine alte Sage.

Neideck war das Stammschloß der Fürsten von Westerau, welche dort bis zum Dreißigjährigen Kriege residiert hatten. Damals flüchtete die Herrschaft beim Herannahen der Kaiserlichen, aber eine starke Besatzung behauptete das Schloß, und die Bauern der Umgegend fanden dort Schutz für sich und ihre Habe und priesen Neideck als die wahre Landesfeste. „Es ist eben immer eine gute Burg gewesen," wie der Schulmeister zu sagen pflegte, „kein gemeines Raubnest." Allein in dem schlimmen Jahre 1634 drohte der mit Flüchtigen überfüllten Feste der Proviant auszugehen, und das ganze umliegende Land war rein ausgegessen. Da befahl der kommandierende Burgvogt, daß alle Frauen und Kinder als unnütze Verzehrer die Burg verlassen sollten. Es gab ein furchtbares Heulen und Flehen;

denn wohin sollten sich die Armen wenden? Der Kommandant blieb hart; sie wurden ausgetrieben. Da stießen die Frauen vor dem Thor die schwersten Verwünschungen aus gegen die ungastliche Burg, nicht einen Fluch, sondern Dutzende durcheinander; denn jede Frau hatte ihre besondere Zunge. Drei Flüche aber waren es, welche aus allen im Gedächtnis des Volkes geblieben sind. Der eine lautete: „Reideck soll in Trümmer fallen, daß die Steine noch nach hundert Jahren zeugen wider den unritterlichen Burgvogt!" Der andere: „Hundert und mehr Jahre sollen vergehen, ohne daß je ein Burgvogt auf Reideck durch Frauenhuld beglückt werde!" Der dritte: „Zur Schmach der Männer muß es noch kommen, daß eine Frau die Burg rettet, wenn der letzte Mann daran verzweifelt!"

Die beiden ersten Flüche hatten sich bereits erfüllt. Denn bald nach dem Abzug der Frauen wurde die Burg erstürmt und der östliche Flügel in Trümmer gelegt, worauf dann der ganze mächtige Bau in immer weiter fressenden Verfall geriet. Die herrschaftliche Familie bezog Reideck nicht wieder, sondern residierte seitdem im neuen Schlosse des Städtchens Westerau; dagegen hatte noch geraume Zeit ein fürstlicher Vogt oder Amtmann auf der Burg seinen Sitz. Aber kein Amtmann auf Reideck wurde fortan mehr durch Frauenhuld beglückt. Etliche waren und blieben Junggesellen, zwei zogen als Witwer auf, der einzige aber, welcher eine Frau mitbrachte, wurde von ihr so geärgert, daß er sich eines Tages im obersten Turmstübchen den

Hals abschnitt. Er hatte sich „von Haas“ geschrieben und jener Turm hieß seitdem der Hasenturm.

Also war nur noch der dritte Fluch unerfüllt: daß eine Frau zur Schande der Männer die Burg retten solle.

Obgleich der Schulmeister nun eigentlich keine Frau war, glaubte er sich doch vorbestimmt zur Erfüllung dieses Fluches, der wiederum die Versöhnung in sich trug. Er dachte sich aber die Sache so kühn, daß er seine Gedanken in tiefster Brust verschloß und nicht einmal mit sich selber laut darüber redete.

Diese Gedanken bewogen ihn vorab trotz aller Kriegsgefahr, auf der Burg zu bleiben, sie hoben ihn über alle Angst und Langeweile, und er zehrte an ihnen in dem dunklen Loche fast noch begieriger, als an seinen gedörrten Zwetschen und dem Speck, hatte auch Zeit genug dazu, denn Tag und Nacht verging, ohne daß er sich aus dem Gewölbe heraus getraute. Am zweiten Tage spürte er einen brandigen Geruch — vermutlich ging das Dorf jetzt in Flammen auf; auch glaubte er öfters nahen und fernen Kanonendonner zu hören, Pferdegetrappel, Schwertergeklirr und anderes unheimliches Getöse. Dann wurde es wieder totenstill.

Nachdem er zwei Tage und drei Nächte in dem Gewölbe gesteckt und des Sitzens und Liegens, auch des Obstes und Speckes genügend überdrüssig geworden war, schlüpfte er früh morgens heraus in die Dornbüsche, welche den Eingang deckten. Ein nahes Geräusch erschreckte ihn. Da er aber fand, daß es von einer wohlbekannten Ziege kam, die an den letzten spärlichen

Blättern des Spätherstes nagte, so wagte er sich ganz aus den Dornen hervor. Das Dorf lag unversehrt im heiligen Morgenfrieden zu seinen Füßen, es war nicht abgebrannt, auch sah und hörte man weit und breit nichts von Krieg. Das tröstliche Bild im goldigsten Sonnenschein lockte den Schulmeister immer weiter aus Licht, und nachdem er auch einige Bauern erspäht hatte, die ihre geflüchtete Habe ins Dorf zurückführten, wagte er sich ganz heraus, schlich verstohlen um den Burgberg herum und betrat das Dorf von der entgegengesetzten Seite, damit niemand das Geheimnis seines Gewölbes errate.

Nun erfuhr er, daß die gefürchteten Husaren gar nicht nach Neideck gekommen seien, und daß der Kriegslärm sich schon weit und immer weiter hinweggezogen habe. Die Bauern empfanden Scham und Reue über ihre thörichte Flucht, sie hatten in den Wäldern argen Frost und Hunger ausgestanden, das Vieh hatte elend gelitten, mutwillige Buben hatten die Strohfeimen auf dem Felde angezündet, auch in den verlassenen Häusern viel Unfug verübt; man brauchte eine ganze Woche, um den Schaden wieder gut zu machen und die versäumte Arbeit nachzuholen.

Der Schulmeister dagegen wurde als ein kluger Mann gepriesen, weil er allein zu Hause geblieben sei. Bescheiden und geheimnisvoll lehnte er alles Lob ab, rühmte aber die Burg, welche auch in Trümmern noch dem Lande Schutz gewähre.

Ein jeder Mensch bedarf des Glaubens, und fester als je zuvor glaubte der Burg-Balzer an seine Burg.

## Zweites Kapitel.

Am 15. Februar 1763 sprengten zwölf Kuriere mit Hörnerschall aus dem Schloßhofe zu Hubertsburg und jagten nach allen vier Winden, um den eben abgeschlossenen Frieden „den respektiven Höfen" zu verkünden, und ein ganzes Geschwader von reitenden Postillonen jagte hinterdrein durchs weite römische Reich, um den Frieden aller Orten „solenniter auszublasen".

Der Siebenjährige Krieg war zu Ende, und auch Burg Neideck hatte nun für ein ganzes Menschenalter Ruhe; die Türme hörten keinen fernen Kanonendonner mehr, und der Schulmeister brauchte fürder keine Belagerung zu bestehen. Er freute sich herzlich des Friedens, und es war ihm dazu eine Nebenfreude, daß derselbe der Hubertsburger hieß; denn er hielt dieses Hubertsburg für eine wirkliche Burg.

Der Burg-Balzer war nun völlig Alleinherrscher auf Neideck; die Invaliden kamen nicht wieder, der Bau, welchen sie bewohnt, zerfiel und wurde bald dachlos. Philipp jubelte, daß nun die ganze Burg Ruine sei, Burgruinen hielt er für herrenloses Gut, welches dem jeweiligen Besitzergreifer zufalle, und betrachtete darum die ganze gewaltige Trümmermasse als sein Eigentum.

Vielleicht hätte sein lebhafter Geist die trockene Schulmeisterei auf die Dauer gar nicht ausgehalten, aber seine Burg machte ihm das saure Tagwerk süß.

Bei schönem Wetter hielt er die Schule im Burg-

hof. Da schatteten blühende Holunderbüsche, der blaue Himmel leuchtete durch die geborstenen Mauern, die Dohlen flatterten um die Türme, die Spatzen zwitscherten in allen Ecken — ach, da ward es ihm so heimelig wohl zu Mute, und er gedachte der Träume seiner eigenen Kindheit in dieser Trümmer- und Märchenwelt, und das im Takt gesprochene A-B-C der bösen Buben klang ihm wie ein Frühlingslied. Oder er ließ sie einen Choral singen, der wie im Kanon von den Wänden wiederhallte, und die große alte Zeit mit ihren eisernen Gestalten stand vor seinen Augen, und der kreischende Kindergesang mit all seinen falschen Noten stieg wie ein Hymnus zum Himmel empor.

Besonders gern wählte er das Lied: „Ein' feste Burg ist unser Gott." Und war es ausgesungen, dann erklärte er den Kindern, wie man sich Gottes Treue und Stärke gar nicht tiefer ausdenken könne als unter dem Bilde einer Burg. Ein naseweiser Junge bemerkte einmal, die Burg sei ja aber ganz zerfallen und jedes Frühjahr wackele und berste ein weiteres Stück. Allein Philipp entgegnete, scharf zurechtweisend:

„Sie zerfällt nur hie und da, um uns durch den Gegensatz die unzerstörbare Dauer der Haupt- und Grundmauern desto anschaulicher zu machen; denn die sind für die Ewigkeit. In diesem Sinne also ist die Burg so recht das Bild des unwandelbaren Gottes. Auch hat Luther jenes sein unvergängliches Lied auf der Burg zu Koburg ersonnen und die Bibel auf der Wartburg übersetzt, so daß man auch ihn füglich einen rechten Burg-Balzer nennen könnte — nur in hundert-

fach vergrößertem Maßstabe," wie er bescheiden lächelnd hinzufügte.

War aber ein Maitag noch einmal so schön, dann griff er zu seiner Flöte und ging blasend den Burgberg hinab, die Kinder hinterdrein, und so zogen sie zum Walde der Burg gegenüber. Dort blies Philipp ein Echostückchen, bei welchem die Burg Antwort gab, und die Kinder forderten singend und rufend das Echo heraus. Nachher erzählte er dann den Kindern von anderen Burgen der Umgegend, die aber lange nicht so schön und merkwürdig seien wie Burg Neideck.

An Sturm- und Regentagen mußte er die Schule freilich im engen Pförtnerstübchen halten; er befleißigte sich dann möglichster Kürze, und kaum waren die Kinder draußen, so stieg er entweder auf die zwei höchsten Türme oder ins Burgverließ, um, wie er sagte, den Schulstaub abzustreifen. Er kam aber meistens ganz mit Kalkstaub bedeckt zurück.

Die Burg war durch ein Doppelturmpaar ausgezeichnet, welches, den ganzen Bau hoch überragend, weit ins Land hineinschaute. Der eine dieser Türme war aus dem ersten Stock des anstoßenden Palas oder Ritterbaues zugänglich, der andere konnte nur von der höchsten Zinne des Nachbarturmes selbst bestiegen werden vermittelst der sehr wackeligen Holzbrücke, welche ganz oben das Turmpaar verband. Man gelangte dann von der Spitze in jenes Stübchen hinab, wo sich der Amtmann den Hals abgeschnitten hatte, denn dies war der „Hasenturm".

Da oben auf der geländerlosen Brücke ließ sich

dann der Burg-Balzer den Schulstaub wegblasen; vom Sturme gezaust stand er auf dem morschen Balken und stieß Rufe aus, deren Sinn kein Mensch verstand: „Heia Weia, Weigala Weia!“ und dergleichen, altdeutsche Naturlaute, wie er glaubte, und dünkte sich einen Hochwächter, der den Feind fernher aus den Schluchten des Drill heranziehen sah und die Burgmannen warnte.

Oder er kroch mit kaum minderer Gefahr in das tiefe Burgverließ, wo er vor Jahren etwas faules Stroh und die Scherben eines alten Krugs gefunden hatte, ohne Zweifel das Bett und Trinkgefäß des letzten Gefangenen. Da sah er den Elenden, eine lebendige Leiche, vor sich liegen, und bedauerte nur, daß keine Knochen mehr zu entdecken waren; trotz seines guten Herzens hätte er den armen Schelm am liebsten hier verhungern lassen.

Nachdem er so die Wonne des Kerkerschauers geschlürft, stieg er wieder ans Licht, durchkletterte die dachlosen Wohnräume und rastete im Rittersaal, dessen Gewölbe, aus allen Fugen weichend, ein leises Gerieſel von Kalk und Steinbröckchen herabsandte. Dort saß er mit den edlen Herren und Frauen zu Tisch und leerte den großen Humpen. Kam er dann naß und kalt und doch glutheiß wieder in seine jämmerliche Stube, so labte er sich an einer Brotkruste und einem Schluck Wasser und war glückseliger, als jene Ritter bei ihrem Humpen vielleicht jemals gewesen sind.

Mitunter, doch selten genug, besuchten auch fremde Pfarrer und ferienreisende Studenten und Schulmeister

die Burg. Dann erschien der Burg-Balzer als freundlicher Führer. Er drängte sich nicht auf, sondern man suchte ihn; galt er doch weit und breit für mindestens ebenso merkwürdig wie seine Burg. Man folgte ihm gern und hörte willig seine niemals stockende Rede. Er verstand von jeder Mauer und jedem Loch zu sagen, was das alles bedeutet habe, und vollends von der Geschichte der Burg wußte er weit mehr als alle Chroniken und Urkunden. Schenkten ihm dann die Fremden einige Kreuzer, so nahm er das Geld dankbar an, legte es aber in eine Sparbüchse, die er auch in der größten Not nicht öffnete. Dieses Geld, sprach er, gehört der Burg; er nannte es den „Burgfonds" und hatte große Dinge damit vor, wovon wir noch weiter hören werden.

Nur einmal erging es ihm übel. Als er nämlich den berühmten Präzeptor Mosenbruch herumführte, — über welchen man Jöchers Gelehrtenlexikon nachschlagen kann — widerlegte dieser seine Behauptung, daß der Hasenturm schon zu Hermann des Cheruskers Zeiten erbaut worden sei, und als er dem Präzeptor die Sage von den drei Flüchen der Frauen erzählte und von der bereits eingetretenen Erfüllung der beiden ersten Flüche, versicherte derselbe, diese Sage sei erst entstanden, nachdem sich der letzte Amtmann den Hals abgeschnitten habe; das Harren aufs Eintreffen der dritten Verwünschung, daß die Burg zur Schmach der Männer durch eine Frau gerettet werden solle, sei aber schon um deswillen ein Unsinn, weil an der Burg gar nichts mehr zu retten sei.

Philipp Balzer erwiderte voll Ingrimm kein Wort, wies aber auch dieses einzige Mal den überreich dargebotenen Führerlohn zurück. Denn in den Burgfonds, sagte er zu sich selbst, soll nur Geld aus reinen Händen kommen, das heißt von Leuten, die es gut meinen mit meiner Burg.

---

## Drittes Kapitel.

Die Bauern von Neideck hatten ihren Schulmeister gern, weil er ihren Kindern das Lernen so angenehm, ja bei gutem Wetter zum Feste machte. Philipp freute sich dieser Anerkennung, wies aber alles persönliche Verdienst von sich ab: Ich beherrsche die Kinder und das ganze Dorf, aber nicht durch eigene Kraft, sondern durch die Burg.

An schönen Sonntagnachmittagen zogen die erwachsenen Burschen und Mädchen von Neideck gern auf die Burg und die Alten gesellten sich wohl auch dazu, man setzte sich auf der Schattenseite des Burghofes zusammen und plauderte und sang. Der Schulmeister erzählte, was er Neues von Kriegs- und Friedensläuften wußte, da dies aber sehr wenig war, so kam er immer rasch wieder zu den alten Rittern. Er lehrte auch das jüngere Volk viel schöne alte Lieder singen vom Lindenschmied und Schüttensam, vom Falkenstein und dem Schloß in Oesterreich und vom Fräulein aus Britannia. Es kamen dann sogar, durch den hellen Gesang gelockt, Burschen und Mädchen aus den Nach-

bardörfern, und alle gestanden, daß es an ihrem Dorfbrunnen lange nicht so schön sei, als in der Neibecker Burg.

Unter diesen fremden Mädchen befand sich auch öfters des Röderbauern Liese aus Steinfurt. Sie war ihres reichen Vaters einziges Kind, gesund und stark, zwanzig Jahre alt und weit und breit berühmt wegen ihres langen blonden Haares; denn sie konnte sich bequem auf ihre eigenen Zöpfe setzen. Wann der Burg-Balzer erzählte oder vorsang, dann blickte sie ihn allemal starr an mit weit geöffneten Augen und halb geöffnetem Munde, was sehr angenehm zu sehen war, und dachte, was der Burg-Balzer doch für ein merkwürdiger Mensch sei, der alles wisse und viel gescheiter sei als all die dummen Bauern und doch der ärmste Teufel in der ganzen Gemeinde. Das eine erfreute und das andere betrübte sie, und sie hätte ihm gern helfen mögen.

Philipp bemerkte rasch genug, daß Liese fast jeden Sonntag in den Burghof kam und immer nur ihn anstarrte, und so dachte auch er bald nur an sie und sprach zu ihr hin, wenn er allen erzählte, er ließ sie Solo vorsingen und kam dann in der Terz hinterdrein, und so wurden sie einander gut; erst entspann sich eine „Bekanntschaft", dann ein „Verhältnis", welches zum heimlichen „Verspruch" führte, wie das nicht bloß auf alten Burgen zu geschehen pflegt, sondern auch anderswo; allein Philipp sprach zu sich: Dieses neue und unerhörte Glück hat mir wiederum meine Burg gebracht.

Als der glückliche Schulmeister endlich vor den Röderbauern trat und um die Hand seiner Tochter bat, wollte der Alte vom Heiraten nichts hören, weil der Werber zwar alles wußte, aber gar nichts hatte. Uebrigens kleidete er seinen Widerspruch in die einfachste und, wie er meinte, zarteste Form, indem er sagte:

„Solange ich lebe, gebe ich meiner Tochter keinen Kreuzer heraus, nach meinem Tode kann sie machen, was sie will."

Der Bauer war erst ein Vierziger und in seinem ganzen Leben noch nicht krank gewesen, also mochte Liese wohl sechzig und mehr Jahre alt werden, bevor sie an eine Heirat mit dem armen Burg-Balzer hätte denken dürfen.

Dieser kannte die reichen Bauern genau, er wußte, daß der Röderbauer seinen Sinn nicht ändern und bei Lebzeiten niemals etwas „herausgeben" werde. Er verfiel darum in tiefe Melancholie, erkannte aber, daß er sich seiner Burg erhalten müsse, und gewann in der Verzweiflung den Mut, nunmehr Hand an ein Unternehmen zu legen, welches er schon lange in der Seele trug, ohne daß er es anzufassen gewagt hätte: er schrieb eine Geschichte der Burg Neideck.

Und beim Schreiben leuchtete ihm immer heller die Hoffnung auf, daß er durch dieses litterarische Werk dennoch zuletzt sein geliebtes blondes Mädchen gewinnen werde. Nicht als hätte er auch nur entfernt erwartet, durch das Buch zu Geld zu kommen. Er wußte gar nicht, daß man ausnahmsweise einigen

Autoren auch Geld für ihre Bücher gab, glaubte vielmehr, daß jedes Buch dem Verfasser viel Geld koste. Aber gerade darum hatte er seinen „Burgfonds" angelegt. Auch bildete er sich keineswegs ein, durch das Buch etwa ein berühmter Mann zu werden und mit seinem Ruhm das Herz des Röderbauern zu rühren. Er wußte wiederum recht gut, daß hundert bare Gulden weit rührender auf dieses Herz wirken würden als aller Schriftstellerruhm der Welt. Und dennoch hoffte er durch das Buch zu seiner Frau zu kommen und durch die Frau als der erste Burgvogt seit hundert Jahren auf Neideck glücklich zu werden, und Liese war durch ihn ohne Zweifel vorbestimmt, alsdann die Burg zur Beschämung der Männer zu retten. Wie das alles aber geschehen solle, das konnte er keinem Menschen genau sagen; denn er wußte es selbst nicht genau. Genug, daß er neben seiner heimlichen Schriftstellerei auch seine heimliche Liebe hegte.

Je seltener es ihm aber fortan vergönnt war, das Mädchen zu sehen, um so eifriger schrieb er an der Geschichte von Neideck, und so hob und tröstete wiederum die Burg den unglücklichen Liebenden.

Schon hatte er fünfzig Folioblätter in zierliche Reinschrift gebracht, als eine Schulvisitation in Neideck erschien. Philipp brauchte sich nicht zu fürchten. Wenn auch die faulsten unter seinen Schulkindern das Vieh hüteten und folglich bei Sonnenschein jedes gern das faulste sein mochte, so kamen sie doch beim Donnerwetter um so gewisser zur Schule. Und sie wußten mehr als die Schüler der Nachbardörfer, weil sie der

Schulmeister in der Begeisterung für seine Burg an sein Herz zu ziehen gewußt hatte. In der selbstlos treuen Liebe für sein Heiligtum war er das größte Kind, darum liebten ihn auch die Kinder.

Der Scholarch, gleichfalls etwas Altertümler, kroch nach der Prüfung mit dem Burg-Balzer durch alle Winkel des alten Gemäuers und hörte staunend, wie beredt und phantasiereich dieser ärmste Schulmeister sprach. Bei des hohen Vorgesetzten unerwarteter Teilnahme für alles Burgliche geriet andererseits Philipp in eine Art Rausch des Entzückens, und dieser Rausch gab ihm, dem Schüchternsten, den Mut, das bis dahin so verschämt geheim gehaltene Manuskript seiner Burggeschichte hervorzuziehen. Tief errötend überreichte er's mit zitternder Hand. Der Scholarch überflog das erste Kapitel, welches den Titel führte: „Fünfundzwanzig verschiedene, doch sämtlich annehmbare Vermutungen über Sinn und Verstand des Namens Neideck", und zu dem Schlusse kam, daß das Wort für alle Zeiten kein Eck bedeuten solle, worauf der Neid wohne, sondern um welches man die Bewohner beneiden müsse.

Er fand die Schönschrift vortrefflich, die Thatsachen zwar etwas schwankend fundamentiert; allein auf diesem Fundament erhob sich ein Gedankenbau noch kühner als die Burg selbst samt ihrem Doppelturm. Der Stil endlich war durchaus originell. Denn obgleich der Burg-Balzer niemals einen ordentlichen Stil gelernt, so hatte er doch mit dem Herzen geschrieben, was und wie er schreiben mußte, und das

gibt immer Stil. Seine Burg hatte ihn schreiben gelehrt.

Der Scholarch schwärmte für die Rousseauschen Ideen, welche eben die Welt zu erobern begannen; er sah in dem Burg-Balzer den Mann des Volkes, der sich in der Einsamkeit selber zu alle dem gemacht hatte, was er war — und wahrlich zu nichts Schlechtem — eine Art Rousseauscher Persönlichkeit; ja er entdeckte sogar in Philipps Lehrmethode die unbewußt geübten Grundsätze des philanthropischen Erziehungssystems. Der Schulmeister kannte nicht einmal den Namen Rousseau; er hatte keine Ahnung vom „Emil", der eben von allen Freunden einer „aufgeklärten" und „empfindsamen" Pädagogik verschlungen wurde, und doch hätte man das Idyll seiner Schulmeisterei als einen reizenden Nachtrag zum Emil niederschreiben können.

Die Thränen der Rührung traten dem armen Mann ins Auge, weil der Scholarch gar so gut und freundlich war und ihm beim Fortgehen so überaus huldvoll einen guten Abend wünschte. Das war ein Glückstag gewesen, und den hatte ihm wieder seine Burg gebracht! Zum Dank beschloß er ihre Geschichte noch um etliche Bogen über das ursprünglich gesetzte Maß auszudehnen.

---

## Viertes Kapitel.

Nach vier Wochen kam ein großer Brief — „Dienstsache" — an den Schulmeister Philipp Balzer, worin ihm die Schulstelle zu Ottenheim angetragen

war, eine doppelt so gute als die bisherige. Sie lag im Südgau des Fürstentums, vom Volke der „Buttergau" genannt, weil seine Wiesen so fett waren, und die Bauern dort alle Tag Butter auf dem Brote essen konnten. Gar mancher Beamte, Pfarrer und Schulmeister trachtete nach diesem Gau und kam nicht hin, nun wurde der Burg-Balzer ohne alles Zuthun dorthin berufen. Als Staffage seiner Burg hatte er sich dem Scholarchen so vorteilhaft dargestellt, während jene anderen Aspiranten ja nicht einmal eine Burg besaßen.

Und am selbigen Abend kam ein Freund zu Philipp herauf, um ihm zu gratulieren, nicht wegen der Schulstelle, — denn davon wußte er ja noch nichts —, sondern wegen einer anderen Glückskunde, die soeben ins Dorf gedrungen war: der Röderbauer zu Steinfurt hatte gestern Kirschen gepflückt, woraus er seinen berühmten Schnaps zu brennen pflegte, und war vom Baum gefallen und hatte das Genick gebrochen. Erst sechsundvierzig Jahre alt, kerngesund und doch schon tot! Der Burg-Balzer wies den Glückwunsch zurück aus Zartgefühl, aber ein Glück war der Fall nun doch, das konnte er nicht leugnen, obgleich die Burg diesmal unschuldig war an dem neuen Glücke.

Am nächsten Morgen schloß Philipp seine Schule für drei Tage. Er war noch nie im Buttergau gewesen, der übrigens nur sechs Stunden entfernt lag, und es befiel ihn eine dunkle Angst, ob er's denn auch so weit von der Heimat werde aushalten können. Er wollte sich die Gegend erst einmal ansehen, dann aber

auf dem Rückmarsch seine Braut in Steinfurt besuchen, um sie ritterlich zu trösten.

Der Weg führte ihn durch die fürstliche Residenzstadt. Ein Lächeln des Mitleids zuckte um seine Lippen, als er an dem neuen Schlosse vorüberging mit seinen korinthischen Säulen und Rundbögen; wie hatten die Fürsten, deren Ahnherren auf Neideck gewohnt, zu einem Renaissancepalaste herabsteigen mögen! Er hielt sein Pförtnerhaus, welches von der Geschichte geweiht war, für weit fürstlicher als die geschichtlosen Marmorhallen. Der Fürst kann seinem neuen Schlosse alles geben, nur nicht die Geschichte, ja das vermöchte unser Herrgott selber ebensowenig, als er einem neugebackenen Baron sechzehn ritterbürtige Ahnen geben könnte — so dachte Philipp, erschrak aber, da er sich solchergestalt — zu Ehren seiner Burg — auf einem Zweifel an der Allmacht Gottes ertappte, verwand den sinnverwirrenden Gedanken und schritt rüstig vorwärts über den schmalen Hochrücken der Drill, der den Nordgau des Fürstentums vom Südgau trennt.

Staunen ergriff ihn, als er von der Höhe herab zuerst das gelobte Land ersah. Eine weite Fläche lag vor ihm gebreitet; geradlinig abgegrenzte Wiesengründe und wogende Kornfluren, von Obstalleen durchzogen. Und zwischen dem grünen und gelben Teppich blitzten lachende Dörfer auf, weiße Häuser mit roten Ziegeldächern und funkelneue Kirchtürme. Nirgends Wald oder Fels, nirgends eine Burg oder auch nur ein Trümmerhaufen! Ihm ward bei dieser schimmernden Fläche so bange ums Herz, wie dem Sohn der Ebene,

wenn er sich plötzlich in eine Alpenschlucht versetzt sieht. Die Berge erdrücken denselben; ihn zog das Flachland gleichsam inwendig auseinander.

Doch stieg er mutig hinab und erreichte bald das Dorf Ottenheim. Es sah zwar in der Nähe nicht ganz so sauber aus wie von weitem, und die Poesie des Schmutzes mangelte nicht völlig. Doch waren fast alle Häuser neu, weil ein großer Brand die alten mitgenommen hatte. Philipp ging geradenwegs in das verlassene Schulhaus, inkognito wie ein reisender Fürst, und ließ sich von einigen Buben die Schulstube zeigen. Sie war groß und hell, ganz weiß getüncht; die Fenster gingen auf einen engen Hof, in welchem vier junge Lindenbäumchen wie Besenreiser in die Luft ragten. Es befiel ihn brennendes Heimweh nach seinem Burghof. Wie hätte er hier leben, wie gar lehren können!

Eilends schüttelte er den Staub von den Füßen und lief ohne Rast wieder über den Berg zurück. Erst in Steinfurt machte er Halt und begrüßte das geliebte Mädchen mit dem langen blonden Haar.

In Trauer gekleidet und mit etwas verweinten Augen war Liese doppelt schön. Sie dankte ihrem Philipp still freundlich für den Besuch, welchen er zwar nicht angesagt, den sie aber doch fest erwartet hatte; denn in einer Stunde sollte der Vater begraben werden. Im bestaubten Reiserock — er besaß überhaupt keinen zweiten — ging Philipp tief bewegt mit im Zuge, und mancher Bauernbursche sah den armen, staubigen Schulmeister neidisch an wegen des glücklichen Trauerfalls.

Nach dem Leichenschmause sprach Philipp dann mit Liese über ihre gemeinsame Zukunft. Das Mädchen freute sich sehr, daß er die schöne Schulstelle zu Ottenheim bekommen solle, obgleich sie nun reich genug war, ihrem künftigen Manne auch auf Neideck ein Haus zu gründen. So lag also ihrem Glück kein weiterer Stein im Wege.

Allein Philipp erklärte, nie und nimmer werde er in den Buttergau ziehen, wo es keinen Fels, keinen Wald, keine Burg gebe; er dürfe Neideck nicht verlassen; dort seien ihm gewiß noch große Dinge vorbehalten.

Liese erklärte das für eine Narrheit und suchte seinen Sinn zu wenden. Doch je kräftiger sie ihren Willen für Ottenheim betonte, um so halsstarriger und trotziger ward der sonst so milde Philipp, und sie kamen zuletzt so heftig hintereinander, daß Liese rundweg schwur, ehe sie in das Hirtenhaus auf der garstigen alten Burg ziehe, wolle sie lieber gar nicht heiraten, und Philipp beteuerte, ehe er nach Ottenheim gehe, bleibe er lieber seine Lebtage ledig. Er meinte, Liese habe sich doch bisher so oft zu der schönen Burg gezogen gefühlt; sie aber versicherte ihn nun, wegen der alten Burg sei sie keineswegs nach Neideck gegangen, sondern, leider Gottes, wegen des jungen Schulmeisters, wie sie jetzt zu ihrer Schande bekennen müsse.

Das war zu stark für Philipp.

Er schied empörten Herzens, gab aber dem Mädchen Bedenkzeit. Nach vierzehn Tagen fragte er wieder an. Sie stritten sich noch ärger als vorher, und das blonde

Bauernkind blieb nun erst recht fest bei seinem Willen. Da sagte Philipp: „Wer mich haben will, der muß mich mitsamt meiner Burg nehmen.“

Und Liese: „Wenn ich dir nicht mehr wert bin als die Burg, so will ich dich gar nicht.“

Hiermit war dies zarte Band zerrissen. Philipp verzichtete schweren Herzens, Liese vermutlich etwas leichteren. Aber der Burg-Balzer trug mit Stolz seinen Schmerz. Die Burg hatte ihm schon so viel gegeben, sie hatte ihn zu alledem gemacht, was er war; nun mußte er auch ihr überzeugungsvoll ein Opfer bringen, und wäre es die reichste und schönste Braut.

Er verzichtete zugleich schriftlich auf die Schulstelle im Buttergau und war und blieb wieder, was er gewesen, der ärmste Schulmeister der kleinsten Schule des ganzen Landes, und schrieb weiter an seiner Geschichte von Neideck.

---

## Fünftes Kapitel.

Aus dem östlichen Pavillon jenes Renaissanceschlosses zu Westerau, welches dem Burg-Balzer so schlecht gefiel, hatte man die schönste Aussicht über den Felbergrund bis zur Felsenkuppe von Burg Neideck, deren Türme am Horizont das Bild abschlossen. In jenem Pavillon wohnte aber Prinzessin Isabelle, des regierenden Fürsten jüngere Tochter, mit ihrer Hofdame, dem alten Fräulein von Martigny.

Die achtzehnjährige Prinzessin blickte oft sehn-

suchtsvoll nach der Burg und wünschte da droben zu sein, um weit ins Land hinauszureisen und dann immer weiter ins Land hinauszusehen und aus dem Lande hinaus; denn sie fühlte sich wie gefangen in dem väterlichen Schloß, wo die standesmäßigste Langeweile herrschte. Es fragt sich, was qualvoller ist: ein Kerkerfenster, welches auf hohe Mauern zielt, oder ein Kerkerfenster mit der schönsten Fernsicht. Das eine sagt uns stündlich, daß wir eingesperrt sind, und das andere, daß wir nicht hinaus können. Und die Prinzessin wäre so gern hinausgeflogen; aber an ihres Vaters Hofe galt die klösterliche spanische Etikette, vorab für Damen. Isabellens ältere Schwester, Prinzeß Clementine, war aus Langeweile katholisch geworden und ins wirkliche Kloster gegangen. Dort fühlte sie sich weit freier als im Schlosse, vielleicht eben darum, weil sie nun nicht mehr in die schöne weite Welt hinaussah, sondern bloß in die Klostermauern hinein.

Die Lage des Schulmeisters auf der Burg und der Prinzessin im Schlosse bot übrigens eine gewisse auf den Kopf gestellte Aehnlichkeit. Der Burg-Balzer hätte seine Braut wohl haben mögen, mochte aber seine Burg nicht verlassen; die Prinzeß dagegen hätte gar zu gern ihr Schloß verlassen und konnte dies auch, wenn sie den jungen Reichsgrafen von Vierstein hätte heiraten wollen, aber gerade den wollte sie nicht.

Prinzessinnen sind weit schöner wie andere Mädchen, auch wenn sie nicht halb so schön sind: ihr hoher Rang verklärt sie. Aber diese Verklärung müssen sie oft teuer erkaufen durch ungeheure Langeweile.

Wenn Isabelle in ihrem prächtigen Zimmer saß, so schien es ihr, als gähnten alle vier Wände, und wenn sie im Schloßgarten spazieren ging, da deuchte ihr, als schliefen alle Bäume und schnarchten alle die steinernen Götter und Göttinnen, womit die Blumenbeete zwischen den verschnittenen Hainbuchengängen geziert waren.

Sie stand frühmorgens um neun Uhr auf, weil sie so lange brauchte, um sich von der Langeweile des vorigen Tages auszuschlafen, und wenn sie beim Lever sich die Strümpfe anziehen ließ, brauchte sie oft eine halbe Stunde, bis sie sich entschloß, vom rechten Strumpf zum linken vorzuschreiten.

Des Tages war sie keinen Augenblick allein; denn die Martigny, welche als Hofdame zugleich Mutterstelle vertrat, wich nicht von ihrer Seite. Eine wahre Höllenrichterin der feinsten Etikette, war das alte Fräulein zugleich höchst nervös und reizbar. Wenn die Prinzessin nach der Morgentoilette vom Waschtisch oder aus dem Bade kam, hielt sich die Hofdame während der nächsten halben Stunde immer etliche Schritte entfernt; denn sie behauptete, von einem frisch gewaschenen Menschen ebenso gut den Schnupfen zu bekommen wie von einem frisch gewaschenen Fußboden.

Auf die Toilettestunde folgte die Lesestunde: die Martigny las französisch vor, lauter klassische Bücher aus der Zeit des großen Ludwig, und der Tonfall ihrer Verse wirkte schon am hellen Morgen wundersam einschläfernd. Dann kam die Malstunde. Der Hofmaler Timotheus Niedermeyer lehrte die Prinzessin

Blumensträuße in Aquarell malen zu Geburtstagsgeschenken für die ganze Familie. Dieser Niedermeyer besaß Talent, war aber aus Langeweile Manierist geworden; denn er hatte jedes Jahr dekretmäßig vierundzwanzig Besoldungsbilder in Oel zu liefern, mehrenteils fürstliche Familienporträts. Die Prinzessin malte er in allen Größen, Stellungen und Kostümen, darunter neuerdings als geflügelten Engelskopf zwischen Wolken, dann als achtzehnjähriges Kind, Seifenblasen in die Luft treibend, und endlich als Schäferin mit der Schippe, ein Schaf am roten Band führend; alle diese drei Bilder gingen als Geschenke für Isabellens vorbestimmten Bräutigam nach Vierstein. Die Prinzessin konnte schön genannt werden, allein das abgeschlossene Leben hatte ihrem Gesicht die weiche, matte Schönheit einer Treibhausblume gegeben, und da der Künstler, um zu schmeicheln, die zarten Linien und Farben noch überzärtelte, so blickte der Kinder-, Engels- und Schäferinnenkopf recht langweilig in die Welt. Die Langeweile ist der Hunger der Vornehmen und der Hunger die Langeweile der gemeinen Leute; man sah es der gemalten Prinzessin an der Nase an, daß sie niemals Hunger habe, aber sehr oft Langeweile.

Isabelle sollte den Grafen Friedrich von Vierstein heiraten, mochte ihn aber nicht; andererseits wollte der Graf aber auch von der Prinzessin nichts wissen, die ihm doch bestimmt war. Sie waren Vetter und Base, hatten sich als Kinder gesehen, und Isabelle vergoß damals Thränen über den unbändigen Jungen, dessen derbes Wesen sie erschreckte und ängstigte. Später

kamen sie sich ganz aus den Augen; der Graf ging auf weite Reisen und trat in fremden Kriegsdienst, und obgleich Schloß Vierstein nur eine Tagereise von Westerau entfernt lag, hatten die beiden Väter ihre Kinder doch brieflich und auf eigene Faust verlobt, ohne die beiden Nächstbeteiligten viel zu fragen. Sie hielten dies für standesmäßiger als die Verlobungen aus Liebe und Aug' in Auge bei gewöhnlichen Menschen.

Die schönen Porträts des Hofmalers sollten das Verlangen des widerstrebenden Grafen nach seiner widerstrebenden Braut wecken, wirkten aber das gerade Gegenteil. Nicht besser war es mit dem Brustbild des Grafen gelungen, welches zur selben Zeit auf Schloß Westerau ankam. Es stellte den Jüngling als Husaren dar, und da es in Vierstein, wo bloß kriegerische und weibmännische Neigungen herrschten, nicht einmal einen Hofmaler gab, so hatte man das Porträt von einem durchreisenden Künstler malen lassen, dessen Kraftpinsel das Gesicht des armen Grafen wahrhaft grimmig wiedergab. Die Prinzessin erschrak wie damals als Kind, daß sie hätte weinen mögen. Und Fräulein von Martigny benutzte diesen Schrecken, um zu dem Porträt des bösen Vetters auch gleich den richtigen Hintergrund zu malen.

Sie sprach von jenem gewissen Potsdamer parfume de caserne, der einen auf Schloß Vierstein bis in die Salons und Boudoirs verfolge; denn dort habe man nur Sinn für Soldaten, Pferde und Hunde. Insgeheim nährte sie nämlich die Abneigung Isabellens gegen die Heirat, weil sie ihr teures Pflegekind am

liebsten zur alten Jungfer hätte heranreifen sehen, um selber bis ans selige Ende Oberfthofmeisterin auf dem Schlosse zu bleiben, dessen Langeweile sie am meisten förderte und am wenigsten empfand.

War nun gleich die Malstunde und die Malerei in Westerau so langweilig wie alles übrige, so knüpfte sich also doch einiges dramatische Interesse an dieselbe. Dies konnte man dann aber von keiner der übrigen Stunden des Tages mehr behaupten.

Es ging alles nach der Uhr, und alle Uhren des Schlosses gingen recht. Der Fürst ritt täglich zur selben Stunde denselben Spazierweg und kehrte zur selben Minute wieder heim. Man sagt, daß er einmal einen prächtigen Sechzehnender aus bloßer Ungnade nicht geschossen habe, weil der Hirsch zehn Minuten später bei dem Anstande erschienen war, als die Jäger angesagt hatten. Einen Fürsten darf man nicht warten lassen.

Um elf Uhr wurde gefrühstückt; um zwölf waren die Audienzen. Auch die Prinzessin hatte manchmal eine Audienz zu erteilen, wobei ihr die Martigny vorher immer genau einprägte, mit welchen Worten sie das Gespräch eröffnen solle. Es waren drei Redensarten, zum anmutigen Wechsel; Isabelle hätte gern noch eine vierte und fünfte hinzugefügt, getraute sich's aber niemals.

Um drei Uhr war Tafel. Die Prinzessin fand, daß man ihr immer die langweiligsten Menschen zu Nachbarn gab. Das Tischgespräch klang sehr feierlich, drehte sich aber um den kleinsten Stadtklatsch. Isabelle entdeckte dabei, daß die Menschen draußen im Städtchen

gar nicht so langweilig sein könnten, wie die Leute im Schloß, denn sie gaben wenigstens Stoff zur Unterhaltung. Sie hätte gern einmal so eine Beamten- oder gar Bürgersfrau kennen gelernt; allein die Martigny versicherte ihr, daß ein solcher Verkehr durchaus unschicklich sei, übrigens auch nicht angenehm. — „Diese bürgerlichen Frauen riechen so sonderbar," pflegte sie beizufügen und nahm eine doppelte Prise Schnupftabak. Sie erklärte es für einen besonderen Vorzug des alten Landgrafen von Hessen, daß er sein Volk nicht habe riechen können.

Nach Tisch begab man sich zu gemeinsamer Promenade in den Schloßgarten, und zwar paarweise, der Hofjunker schritt mit seinem Stocke voran, und zwei Leibjäger mit Karabinern beschlossen den Zug. Isabelle hätte statt dieser Promenade gar zu gern einmal einen Ausflug auf die Burg Neideck gemacht; man versprach es ihr auch öfters, fand aber niemals Zeit, das Versprechen zu halten. Denn weil der Hof eigentlich gar nichts zu thun hatte, hatte er die Zeit so genau eingeteilt, daß außerdem zu gar nichts mehr Zeit blieb. Das stets unerfüllte Versprechen steigerte aber die Sehnsucht der Prinzessin nach der verzauberten Burg als dem Sinnbilde der ewig lockenden, ewig unerreichbaren Freiheit.

Nach dem Spaziergang fütterte und liebkoste der Fürst seine zahlreichen Hunde, wie dies auch Ludwig XIV. zu thun gepflegt. War dann der Vater bei besonders guter Laune, so durfte auch Isabelle die Hunde streicheln helfen, was ihr in der Seele zuwider

war. Die Martigny unterließ dann nicht, hinterdrein heimlich zu bemerken, der Vetter Friedrich habe noch viel mehr Hunde, und wenn sie erst einmal Gräfin Vierstein sei, dann werde sie den ganzen Tag nicht aus den Hunden herauskommen.

Der Trost aller Unglücklichen ist die Nacht, das heißt sofern sie schlafen können. Die Prinzessin hatte ein prächtiges Himmelbett mit den weichsten Kissen und seidenen Decken. Wenn Kinder so recht breit und behaglich in ihrem Bettchen liegen, dann sagt man ihnen: da liegst du wie eine Prinzessin! Von der Prinzessin Isabelle stammt dieser Spruch gewiß nicht; denn sie hatte selbst im Bett kein Behagen. Sie dachte sich's wunderschön, im Dunkeln zu schlafen, allein es galt für standesgemäß, daß allezeit ein holländisches Nachtlicht in ihrem Schlafgemache brannte und ein deutsches im anstoßenden Zimmer der Kammerfrau. Auch glühten vom 15. Oktober bis zum 15. April zwei Kaminfeuer die ganze Nacht hindurch in beiden Gemächern — laut der Schloßordnung. So lag denn die arme Prinzessin gar oft im wachen Traume und zählte die Schläge der großen Schloßuhr und der zahlreichen Zimmeruhren, welche pflichtlich der großen nachschlugen, und ihr ganzes junges Leben kam ihr vor wie eine einzige lange schlaflose Nacht.

Es war im Mai. Die Nächte wurden glücklicherweise immer kürzer, aber Isabelle hatte doch um ein Uhr noch keinen Schlaf gefunden und starrte im Zimmer umher; — da entdeckte ihr Auge ein kleines rotes Buch auf dem Fenstersims, bei der peinlichen Ordnung

dieser Räume etwas Auffallendes. Was mochte das für ein rotes Buch sein? — Die Bücher des Schlosses waren alle blau gebunden — und wie kam es hierher? Sie schlüpfte aus dem Bette und holte das Buch.

Der rote Einband war geschmacklos überladen, die Blätter mit Goldschnitt bestanden aus elendem Löschpapier und waren mit stumpfen Lettern bedruckt. Der Titel lautete: „Denkwürdige Beschreibung und Geschichte der hochfürstlichen Burg Neideck, ans Licht gestellt durch Philipp Balzer, Schulmeistern und der vaterländischen Historie Beflissenen."

Die Prinzessin legte sich wieder ins Bett und begann beim Scheine des trefflichen holländischen Nachtlichts das Büchlein zu lesen.

Schon bei den ersten Seiten, die bekanntlich von den fünfundzwanzig Bedeutungen des Wortes Neideck handeln, fühlte sie sich ruhig und immer ruhiger, und als sie zu Seite 10 gekommen war, schlief sie ein und schlief fest bis zum späten Morgen.

Sie beschloß darum, jeden Abend ein wenig in dem Buche zu lesen, forschte aber auch zunächst, wem es gehöre und wie es auf den Fensterssims ihres Schlafzimmers gekommen sei.

---

## Sechstes Kapitel.

Der Burg-Balzer hatte also seine „Geschichte" binnen Jahr und Tag wirklich zu Ende gebracht, ja er hatte sie sogar zum Druck befördert! Das letztere

war schwieriger als das erstere. Es gab nur eine einzige Presse im Fürstentum, welche dem Hofbuchbinder Zöllner in Westerau gehörte. Dieser Mann, zugleich Besitzer eines Spielwarenladens und einer Leihbibliothek, druckte zwar alljährlich den Westerauischen „Hof-, Staats- und Hauskalender", war aber zu irgend einem anderen litterarischen Unternehmen auf eigene Gefahr nicht zu bewegen. Philipp hatte dies vorausgesehen und bot ihm zur Kostendeckung die zwei Gulden achtzehn Kreuzer, welche den Inhalt seines seit zwölf Jahren zusammengesparten „Burgfonds" bildeten. Allein dies war Herrn Zöllner viel zu wenig.

Philipp hatte nicht geahnt, daß Bücher so teuer kommen, verlor aber keineswegs den Mut; und da er wußte, daß die Bauern der Herrschaft nur einen Teil ihrer Zinspflicht in Geld und Naturalien leisten, den anderen aber in Hand- und Spannfronen, so schlug er dem Buchbinder vor, er wolle sich ihm so lange zur Handfrone stellen durch Abfassen von Rechnungen und Mahnbriefen, Liniieren von Schulheften und dergleichen, bis die Druckkosten abverdient oder durch verkaufte Exemplare gedeckt seien. Der Buchbinder schlug ein, und so wurde Balzer unter stillem Seufzen der Fronarbeiter seines Verlegers, wie es auch schon berühmtere Autoren gewesen sind. Ganze Stöße von Arbeit wanderten jeden Samstag nach Neideck, während der Stoß der Exemplare des Buches ruhig in Westerau liegen blieb; allein Philipp trug die Last mit Heldenmut: fronte er doch seiner Burg zu Ehren!

Uebrigens hatte er nicht versäumt, etliche wunder-

schön rot gebundene Exemplare an die regierenden Herren der Umgegend zu schicken. Er erwartete anfangs ein paar goldene Dosen, dann wenigstens etliche huldvolle Handschreiben. Allein es kam nichts dergleichen.

Der Fürst von Westerau hatte das unerbetene und in ganz ungehöriger Form übersandte Buch sofort dem Kammerdiener geschenkt, wie er's überhaupt mit wertlosen Gaben seiner Unerthanen zu machen pflegte. Dieser fand das Buch so langweilig, daß er's Isabellens Kammerfrau gab; da die Kammerfrau aber das Hofleben noch langweiliger fand als das Buch, so las sie ein wenig darin und ließ das Buch im Schlafzimmer ihrer Herrin liegen, wo es durch die Langeweile einer schlaflosen Nacht nun erst in die rechten Hände gefallen war.

Die Prinzessin freute sich, doch einmal Ausführliches zu erfahren von jener verwunschenen Burg, die sie immer von weitem sah und niemals aus der Nähe betrachten durfte. Sie staunte über die vielen merkwürdigen Begebenheiten — eine kleine Weltgeschichte! —, welche sich alle dort ereignet haben sollten, und über die zahllosen noch vorhandenen historischen Heiligtümer des alten Gemäuers. Die französischen Bücher, womit sie von der Martigny täglich gequält ward, führten nach Paris und Rom, nach Athen und Mexiko und anderen gleichgültigen fremden Orten: es that der Prinzessin so wohl, zum erstenmal auch über die nächste Heimat, über das Rätsel, welches vor ihrem Fenster lag, Gedrucktes zu lesen. Der Anfang des Buches wirkte beruhigend, sogar schlafbringend, die Mitte da-

gegen anregend, der Schluß aufregend. Der Autor wurde mitunter komisch, wenn er recht ernsthaft sein wollte, aber er meinte es immer gut und glühte für seinen Gegenstand. Die Prinzessin erwärmte sich für einen Schriftsteller, über den sie zum öfteren lachte, aber sie konnte ihn niemals auslachen. In der Vorrede bot er sich jedem Besucher der Ruine zum Führer an, bei Regen und Sonnenschein, Tag und Nacht; als Isabelle das Buch ausgelesen, hätte sie sich fürs Leben gern einmal von dem Schulmeister durch die Burg führen lassen, am liebsten im Mondschein.

Uebrigens wurde Philipp Seite 112 sogar geheimnisvoll, prophetisch. „Der Mensch," so heißt es dort, „baut sich sein Haus oder seine Burg, aber das Haus und vollends die Burg erbaut auch den Menschen, der darinnen wohnt. Die Zeit blieb scheinbar stehen in der alten Burg; allein die Zeit steht nicht still, sie bewegt sich und bewegt; sie ließ auch die Burg wachsen und altern: die Burg ist gleichsam ein lebendiges Wesen, welches geheimnisvoll eingreift in das Schicksal des hochfürstlichen Hauses, des Landes und vielleicht auch eines geringen Unterthanen, der sich nicht nennen mag. Es lebt ein Burggeist in ihren Mauern, kein Gespenst, sondern der Geist, den die Menschen hineintragen, von dunkelm Zwange geführt, alle Menschen, die sich einer so mächtigen Burg wahrhaft nahen und von ihr in höherer Kraft zurücknehmen, was sie hineingetragen haben. So wurden die Flüche der vertriebenen Frauen lebendig in der Burg; zwei haben sich erfüllt, der dritte wird sich erfüllen, und erscheinen wird die

rechte Burgfrau, welche Frauenhuld nach hundert Jahren wiederbringen und die Burg retten wird zur Beschämung der Männer. Wer wird die hohe Frau sein, und wann wird sie kommen?"

Mit diesem Fragezeichen schloß das Buch.

Die Prinzessin wurde, wie gesagt, ganz aufgeregt durch den Schluß. Bisher hatte sie keinen anderen Beruf gekannt, als sich zu langweilen und den unausstehlichen Vetter zu heiraten. Das eine that sie aber absichtslos, und das andere beabsichtigte sie nicht zu thun. Jetzt fragte sie sich, ob sie nicht gar berufen sei, die Burg zu retten? Freilich wußte auch sie nicht klar, was da eigentlich gerettet werden solle; doch genug, sie fand einen Beruf: sie wollte retten. Und vorab wollte sie die Burg einmal aus der Nähe betrachten.

Ein ganz neuer Geist der Widersetzlichkeit erwachte in ihr. Sie fragte sich, ob sie nicht ein angeborenes Recht auf den Besuch ihrer Stammburg besitze, welches man ihr bisher unterschlagen habe. Sie prüfte zum erstenmal ihre Lage prinzipiell, vorurteilslos und fand, daß man sie einsperre, bevormunde, langweile, verdumme. „Das Haus macht den Menschen?" Ja wahrlich! der vergoldete Käfig dieses langweiligen Schlosses hatte sie zur Puppe gemacht! Das mußte anders werden! Ein ungeheurer Trotz regte sich in dem kleinen Köpfchen, der Rousseausche Geist war auch hier zu Flammen geweckt worden — durch den armen Burg-Balzer, der gar nichts von Rousseau wußte.

Es fügte sich, daß in den Tagen, wo dieser erste Sturm durch alle Gedanken der Prinzessin brauste,

der Heiratsplan zum endgültigen Abschluß gebracht werden sollte. Des Grafen Besuch war schon dreimal angesagt und immer wieder abgemeldet worden, denn der junge Mann, eben erst aus der großen Welt heimgekehrt, war nicht zur Abreise nach Schloß Westerau zu bringen, dessen Langeweile ihm noch aus den Kindertagen in schauervollem Andenken stand. Dies wenig schmeichelhafte Zaudern schien gerade nicht von bester Vorbedeutung; allein der Wille der beiden kontrahierenden Väter stand fest, und zuletzt mußten sich die jungen Leute wohl fügen. Die Prinzessin wünschte zwar den Grafen auf den Blocksberg, ärgerte sich aber doch, daß er nicht einmal kommen wollte, um sie zu sehen. Ihrem Vater aber erklärte sie rund heraus, daß sie noch am Altare nein sagen und daß keine Macht der Erde sie je nach Vierstein bringen werde.

Solch offene Widersetzlichkeit war noch nicht dagewesen, und die Gründe, mit welchen Isabelle das Recht beanspruchte, in dieser Sache auch ein Wort mitreden zu dürfen, ganz unerhört. Der Fürst erkannte seine geduldige Tochter nicht wieder. Er ließ ihre verantwortliche Hüterin, die Martigny, vorfordern, daß sie über diesen Paroxysmus Red' und Antwort gebe. Die erschrockene Hofdame erklärte, sie habe schon seit etlichen Tagen einen Geist des Eigensinnes und der Schwärmerei bei Isabellen entdeckt, der ihr schwere Sorge gemacht, ohne daß sie die Ursache habe aufspüren können. Gewohnt, alles rasch und fest nach seinem Willen erledigt zu sehen, befahl der Fürst der Martigny, eine Promenade mit Isabellen durch den

Garten zu machen und ihr binnen einer Stunde den Kopf zurecht zu setzen.

Allein statt sich zu verständigen, zankten sich vielmehr die zwei Damen; sie sprachen nur halblaut und gestikulierten sehr gemessen nach allen Regeln feinster Sitte; ganz im stillen flogen dann dabei die giftigsten Stiche und schärfsten Hiebe herüber und hinüber.

So waren sie bereits eine halbe Stunde zwischen den Orangenbäumen der Schloßfront auf und ab gegangen. Da erschallte plötzlich verworrener Lärm streitender Stimmen vom nahen Portale her. Die beiden Damen hielten inne, ein Mann mit langen Haaren, ohne Puder und Zopf, in abgeschabten Kleidern, halb städtisch, halb bäurisch, versuchte ins Schloß zu dringen, während ihn die Bedienten mit Gewalt zurückwiesen. Er hielt eine große Bittschrift hoch in der Hand und rief unablässig, er müsse den Fürsten sprechen; die Bedienten aber entgegneten, drohend und scheltend, daß dies jetzt nicht angehe. Ihre Uebermacht würde ihn bald aus dem Schloßhofe befördert haben, allein als er die Prinzessin erblickte, entriß er sich ihnen mit unerwarteter Seitenschwenkung und eilte stracks zu den Damen.

„Gnädige Prinzessin!“ rief er atemlos, „ich bin der Schulmeister von Neideck! Helfen Sie mir! ich muß Ihren Vater, ich muß meinen Fürsten sprechen, — es steht Gefahr auf dem Verzuge!“

Hochentrüstet zog Fräulein von Martigny die Prinzessin hinweg, und die Bedienten hatten den Ungestümen schon wieder gepackt. Allein als Isabelle seinen

Namen hörte, gebot sie den Bedienten, von dem Manne abzulassen. Die Martigny stand wie eine Säule, erstarrt über diese Selbständigkeit der Prinzessin. Diese aber hieß den Schulmeister reden.

Seine Worte klangen nicht sehr höfisch, allein um so natürlicher. „Denken Sie sich, Fräulein Prinzessin!“ rief er, „die Burg Neideck soll abgebrochen werden, geschleift, gesprengt, dem Boden gleich gemacht. So hat es der Amtmann beantragt und der Fürst genehmigt. Nächste Woche wird begonnen. Ihre Stammburg! die Landesfeste, das schönste Bauwerk, mit einem Wort Neideck! — Es soll fallen! — Und was für mich das Entsetzlichste: ich selber bin es, der die Burg ins Unglück gestürzt hat; ich weckte den verderblichen Plan in der Seele des Amtmanns! In meiner Geschichte der Burg —“

„Ich habe sie gelesen,“ — unterbrach die Prinzessin, huldvoll lächelnd, und auch über Philipps vergeisterte Züge flog ein Lächeln der Autorfreude —

„In meiner Geschichte erklärte ich den Namen des Hasenturms, und Sie wissen, der jetzige Amtmann von Haas ist der Enkel jenes Haas, der sich dort den Hals abgeschnitten hat. Das mußte ich erzählen, denn des Historikers erste Pflicht ist die Wahrheit, die ganze Wahrheit, und wer bloß die halbe Wahrheit sagt, der ist schon ein ganzer Lügner. Der Amtmann ist ergrimmt darüber, daß ich seinen Großvater noch im Grabe beleidigt hätte, und obendrein gedruckt beleidigt. Er drang auf meine Absetzung, allein der Scholarch, mein hoher Gönner, widerstand. Da

nun der Amtmann mich nicht absetzen kann, reißt er die arme Burg ab. Er gibt an, sie störe den Verkehr, während doch bei Neideck selbst mit der Brille kein Verkehr zu sehen ist; sie gebe dem Gesindel Unterschlupf, während ich ganz allein droben wohne; sie drohe stündlich den Einsturz, — dann brauchte er sie ja nicht abzureißen; — das sind lauter eitle Vorwände; der abgeschnittene Hals, das ist der wahre Grund, und so erzeugt ein Fluch den anderen. Und die falsch berichtete Durchlaucht hat den Abbruch genehmigt. Aber ich will dem Herrn alles klar machen, ich will einen Fußfall thun. Es wäre eine Schande fürs Land, meine Schuld und mein Tod dazu, wenn die Burg fiele! Schaffen Sie mir eine Audienz, gnädigste Prinzessin, eine augenblickliche Audienz beim Fürsten!"

Die Martigny rief schon wieder die Bedienten, daß sie den tollen Mann fortschafften, aber Isabelle sprach: „Mein lieber Schulmeister, folge Er mir!"

Sie winkte ihm höchst anmutig mit dem Fächer und schritt zum Portal, die große Treppe hinauf — der Burg-Balzer gehobeneren Hauptes hinterdrein. Die Martigny rief nach Eau de Lavande, ihr schwindelte — die Ohnmacht kam —, und statt des Schulmeisters blieb sie nunmehr in den Armen der Bedienten zurück.

Die Prinzessin that einen kühnen Gang, doch wer soeben die Kette gebrochen hat, ist kühner, als wer niemals eine Kette trug. Sie durfte sich dem Vater sonst nur in ceremoniöser Weise nähern — ganz spanisch —, sie durfte ihn nur mit „durchlauchtigster

Herr Vater" anreden, und das trauliche „Du" war ihr als plebejisch und respektwidrig nicht gestattet.

Der Fürst glaubte beim Eintritt Isabellens, sie komme, zum Gehorsam bekehrt, zurück und die Hofdame, welche das gute Werk vollbracht habe, hinterdrein. Wie staunte er, als ihn, statt der Martigny, das Gesicht des Burg-Balzers angrinste! Er maß den Frechen mit durchbohrendem Blick. Isabelle nahm sofort das Wort, schilderte kurz und bündig die ganze eben erlebte Scene und bat um Gnade für die Burg, während Balzer auf die Knice fiel und, seine Bittschrift vorstreckend, gleichfalls „Gnade!" rief.

Ganz ruhig klingelte der Fürst zunächst dem Kammerdiener, hieß ihn den unverschämten Eindringling von Schulmeister sofort aus dem Schlosse führen und las dann seiner Tochter unter vier Augen derb den Text über ihr unziemliches Benehmen. Isabelle erklärte die Vorwürfe für gerecht, aber ihre Fürbitte für die Burg sei es nicht minder. Sie entwickelte die besten Gründe mit einem Zittern der Begeisterung, daß der Alte nur so staunte über die ungeahnte Beredsamkeit der Tochter. Von Philipps Buch angesteckt, faßte auch sie die Burg nun schon wie ein lebendes Wesen und rief, die fruchtlose Reue werde nachkommen, sowie der Bau am Boden liege; das sei dann, wie wenn man einen Menschen totgeschlagen habe und hinterdrein zum Doktor laufe.

Der Fürst blieb unerbittlich. Doch machte ihm Isabellens Feuereifer einen starken Eindruck, nur leider in ganz unbeabsichtigter Richtung. Er dachte nämlich,

wenn der Graf jetzt dieses leidenschaftliche Mädchen sähe, dann würde er doch größeren Gefallen an ihr finden, als bislang der Fall gewesen scheine. Er entsann sich aus längst vergangenen Jahren, daß die Jugend eine gewisse Leidenschaft liebe. Und dieser Gedanke weckte einen zweiten. Er überlegte, ob sich's schicke, ihn auszusprechen. Hierauf sprach er im kältesten Tone: „Ist dir die Burg so wert, dann wollen wir einen Tausch machen: gib mir das Jawort für den Grafen, und ich gebe dir die Burg."

Nun aber wurde die Prinzessin erst recht von heiligem Zorn erfüllt. Sie nannte das einen schmachvollen Handel und erklärte, daß sie nun den Vetter dreimal nicht und noch einmal erst recht nicht heiraten werde.

Das war ihr letztes Wort, und der Vater sagte auch nichts mehr. Die fürstliche Familienscene war zu Ende.

Die Ereignisse rollten jetzt rasch. Der Fürst ließ sofort den Befehl, daß der tolle Schulmeister von Neideck abgesetzt werden solle und binnen vierundzwanzig Stunden die Burg zu räumen habe wegen frevelhaften Bruches des fürstlichen Schloß- und Hausfriedens. Ferner, daß der Abbruch der Burg so bald als möglich begonnen werde. Dann verhängte er über die Prinzessin Zimmerarrest auf unbestimmte Zeit und übergab sie der Martigny zur schärfsten Bewachung, da sich Spuren von Gemütskrankheit bei dem unglücklichen Wesen zeigten, die nur durch einsames Leben beseitigt werden könnten. Weil aber Graf Vierstein

bis nächsten Sonntag bestimmt erwartet wurde, so solle man sie darauf vorbereiten und mit schwachem oder starkem Druck etwas Liebe zu demselben zu erwecken suchen.

Alle drei Befehle wurden pünktlich ausgeführt.

Der abgesetzte Schulmeister verließ sein Häuschen und verschwand scheinbar spurlos. Die Burg verließ er freilich dennoch nicht, sondern zog sich in das geheime Gewölbe zurück, wo er Anno 1757 jene Belagerung ohne Belagerer bestanden hatte. Dort verbrachte er die Tage und Nächte. Des Abends schlich er heimlich ins Dorf, wo ihm die Bauern zu essen gaben, seine Anwesenheit aber treu verschwiegen, damit ihn der Amtmann nicht noch weiter verfolge.

Der Seelenzustand des vordem so glücklichen Mannes war jammervoll. An sein eigenes Elend dachte er nicht, wohl aber an das von ihm verschuldete Unglück der Burg. Also hatte er der Braut entsagt, um die Burg zu ruinieren, den Burgfonds gesammelt, damit die Burg abgerissen werde, und die Geschichte von Neideck geschrieben, damit die Prachttürme von Neideck in die Luft gesprengt würden! Von Gewissensbissen gefoltert, trug er gute Lust, sich dann zur rechten Stunde oben auf den Hasenturm zu setzen.

## Siebentes Kapitel.

Prinzeß Isabelle verlebte inzwischen auch keine besonders heiteren Tage. Da, wie bemerkt, die Langeweile der Hunger der Vornehmen ist, so wollte sie ihr Vater durch die geistige Hungerkur der Langeweile zur Besinnung bringen, wie er den Schulmeister durch den leiblichen Hunger gestraft zu haben glaubte.

Sechs Tage lang sah Isabelle keinen Menschen außer ihrer Kammerfrau und der Martigny. Das alte Fräulein predigte Buße in allen Tonarten; sie hörte es nicht. Vom Grafen Vierstein sprach die Predigerin dabei weniger, als eigentlich ihre Pflicht gewesen wäre, doch bemerkte sie oft, daß er bis Sonntag unfehlbar kommen werde. Isabelle schwieg. Aus den französischen Klassikern wurde dreimal mehr als sonst vorgelesen, Isabelle gab nicht acht. Sie durchdachte alle die Qualen des langweiligen Schlosses seit ihren Kindertagen, sie wollte hinaus um jeden Preis und wußte nicht wohin.

Es war am Samstag abends. Die Martigny las eben die zehnte Epistel Boileaus vor:

> J'ai bon vous arrêter, ma remontrance est vaine
> Allez, partez — —

als ein dumpfer ferner Knall die Luft erschütterte, daß alle Scheiben klirrten. Die alte Dame fuhr zusammen, las aber dann noch viel eifriger und lauter als vorher: sie wußte, so schien es, was der Knall bedeute, wollte aber die Aufmerksamkeit ihrer Haftbefohlenen davon ablenken. Das war nicht nötig, — Isabelle

war so tief in ihre Gedanken versunken, daß sie den Knall so wenig gehört zu haben schien, wie die Verse Boileaus.

Die Dunkelheit kam; man ging früh zu Bette. Isabelle schlief wenig und wurde schon um vier Uhr durch die aufgehende Sonne geweckt; es war eben jener Sonntag angebrochen, an welchem der Graf bestimmt kommen sollte. Sie blickte durchs halb geöffnete Fenster in die taufrische Landschaft, sie blickte vor allem nach der fernen Burg, dem einzigen Gegenstand, den sie täglich feuchten Auges zu betrachten pflegte. Aber o Staunen und Schreck! — die Burg hatte nur mehr einen Turm! Die Prinzessin glaubte anfangs, die Sonne, welche ihr von Neideck herüber so blendend ins Gesicht schien, bewirke diese optische Täuschung; sie holte ihr Fernglas. Da erkannte sie die traurige Wahrheit: die Burg hatte wirklich nur noch einen Turm, der andere, der Hasenturm, war gestern abend gesprengt worden, als jener dumpfe Knall die Fenster des Schlosses erzittern machte.

Isabelle war außer sich vor Zorn und Schmerz. Sie hatte bestimmt geglaubt, der Vater werde ihr zulieb dennoch die Burg begnadigen, und sie hoffte, daß sie sich auf Grund dieses Huldzeichens doch wieder aussöhnen und ein ganz neu geordnetes, liebenswürdiges Leben im Vaterhause beginnen könne. Dies war der Gedanke ihrer seltenen besseren Stunden. Sie hatte darum täglich auf die unversehrte Burg wie auf ein Zeichen der Verheißung geschaut, und jetzt war schon der erste Turm gefallen, der Vater

war unerbittlich — und der Graf sollte heute kommen!

Sie kleidete sich an, warf ein Tuch über den Kopf und schlich auf den Zehen aus dem Zimmer, die Treppe hinab zum Schloßhof. Niemand bemerkte sie in der Morgenfrühe. Ein Pförtchen stand offen, es führte ins Freie, sie eilte hinaus; sie wußte selbst nicht, was sie that, wohin sie wollte; aber sie hatte nun doch überhaupt wieder einmal etwas gewollt und gethan, die Luft umspielte sie so erquickend, und ihre Seele hob sich auf den Schwingen des Morgenwinds.

Wie aus Instinkt nahm sie den Weg gegen die Burg; anfangs gleich einer Fliehenden dahineilend, mäßigte sie ihren Schritt; denn sie erregte die Aufmerksamkeit der wenigen Begegnenden, obgleich sie keiner erkannte. Sie fragte sich endlich, wohin sie denn wolle. Der Entschluß war bald gefaßt: hinauf zur Burg! Und was dann weiter? Sie wußte es nicht. Aber war sie nur einmal droben, war sie weit, weit vom Schlosse hinweg, dann schien ja zunächst alles gut.

Ans Wandern nicht gewöhnt, ermüdete sie bald, die Thränen traten ihr ins Auge, die Kniee wankten; doch sie raffte sich auf und erreichte nach zwei Stunden wirklich die Burg, wo sie im Hofe erschöpft zu Boden sank. Es ward ihr dunkel vor den Augen, sie hörte die Frühglocken des Sonntagmorgens, das Gesumme der Bienen, sie atmete den Duft der Holunderbüsche, aber sie wußte nicht mehr, wo sie war, und lag wie im Traume.

Da wurde sie durch eine Stimme geweckt, welche

besorgt fragte: „Was fehlt denn der Jungfer?“ Sie blickte auf. Ein junger Mann in Reisekleidern, gestiefelt und gespornt, stand neben ihr und betrachtete sie teilnehmend. Sie fand keine Antwort, aber sie sah den Fremden fester an; das Gesicht schien ihr nicht ganz unbekannt, nur wußte sie nicht, wo sie's schon gesehen habe.

„Was sucht die Jungfer hier am frühen Morgen?“ fragte derselbe weiter.

„Ich suche — den Schulmeister,“ stotterte Isabelle, um doch etwas zu sagen.

„Den suchte ich auch,“ bemerkte der Jüngling. „Dieser Burg-Balzer ist doch ein merkwürdiger Mann, aber ein halber Narr wie alle merkwürdigen Leute! Uebrigens wohnt er gar nicht mehr hier oben; er ist abgesetzt und fortgejagt, wie mir vorhin ein Bauer berichtete. Fortgejagt, weil er der Prinzessin Isabelle im Westerauer Schloß ganz unanständig begegnet sein soll.“

„Das ist nicht wahr!“ fiel Isabelle ein. „Wenigstens nicht, soweit es die Prinzessin betrifft.“

„Doch, doch!“ versicherte der Fremde. „Mit dieser Isabelle ist nicht zu spaßen, sie ist eine entsetzlich ceremoniöse und langweilige Person.“

„Vielleicht mehr gelangweilt als langweilig,“ entgegnete sie.

Der Fremde blickte sie prüfend an. „Aber wer ist Sie denn eigentlich, daß Sie dies besser weiß? Vielleicht gar eine Kammerjungfer von drüben?“

Isabelle stotterte errötend ein leises „Ja“. Sie

hatte noch so wenig gelernt, sie konnte nicht einmal ordentlich lügen.

„Nun, wenn Sie das ist, dann erzähle Sie mir doch ein bißchen von Ihrer Herrin; sie soll ein artiges Gliederpüppchen sein, welches von dem Vater und der Hofdame an einem Fädchen gezogen wird, und sie wird ja wohl nächstens den Grafen Vierstein heiraten?"

„Doch nicht ganz Puppe!" rief Isabelle entrüstet und in ganz anderem Ton. „Das Fädchen ist zerrissen; sie heiratet den wilden Grafen nicht, — unter keiner Bedingung!"

„Ei, ist denn der Graf wirklich so wild? Und woher weiß Sie das?"

„Er lebt nur unter Jägern, Pferden, Hunden und Soldaten und schweift den ganzen Tag durch Flur und Wald!"

„So so! Und warum schweift Sie denn frühmorgens ganz allein durch alte Burgen, tugendsame Jungfer?"

„Ich? — Ich wollte ja den Schulmeister besuchen und den umgefallenen Turm sehen, den sie gestern gesprengt haben," stotterte Isabelle.

„Gerade den wollte ich auch sehen, und das Buch des Schulmeisters über die Burg verleitete mich dazu —"

„Sie haben das Buch gelesen? Gerade dieses Buch führte auch mich hierher," unterbrach Isabelle.

„Es ist ein tolles Buch," fiel der Fremde ein. „Aber der Mann hat ein Herz für seine Burg, als

ob sie seine Geliebte wäre. Und wenn man das Buch gelesen hat, dann zieht es einen hierher, man mag wollen oder nicht."

„Genau so erging es auch mir," lispelte die Prinzessin.

„Also eine empfindsame Kammerjungfer," dachte der Fremde. „Die werden immer häufiger in unserem philosophischen Jahrhundert."

„Der junge Mann hat Kopf und Herz," dachte Isabelle. War es doch seit undenklicher Zeit der erste Mensch, welcher ein klein wenig ihre Empfindung teilte.

„Jungfer, ich kann nicht Komödie spielen!" rief er plötzlich laut und richtete sich hoch auf. „Ich bin eben der Graf Vierstein, den Sie so wild genannt hat, und wenn ich so den ganzen Tag in Gottes freier Luft umherstreife, dann freue ich mich wohl inniger der schönen Natur, als ihr blassen Stubenkinder, und sehe die Sonne aufgehen, wie heute von dieser wundervollen Burg, und ärgere mich, daß man im Westerauer Schloß so roh ist, die eigene Stammburg mir nichts dir nichts in die Luft zu sprengen. Das kann Sie Ihrer Herrin sagen, die ich zwar heute auch noch sehen, der ich aber nicht viel sagen werde, und also wahrscheinlich auch dieses nicht."

Isabelle war eine Weile sprachlos vor Schrecken. Aber der Graf sah ja gar nicht so grimmig aus wie auf dem Bilde, er war recht schön und durchaus nicht so roh, wie ihn die Martigny geschildert, im Gegenteil sehr freundlich und erstaunlich feinfühlend. Diese Erwägung milderte ihren Schreck. Sollte sie sich

gleichfalls entdecken? Vor Scham fand sie den Mut nicht.

Endlich sammelte sie sich und flüsterte: „Also Sie sind wirklich auf dem Wege nach Westerau? Man hat Sie schon mehrmals vergebens dort erwartet."

„Es ist eine saure Reise, diese Brautfahrt!" seufzte der Graf. „Indes sie muß doch einmal gemacht werden; denn der Vater will es durchaus, und seinen Eltern muß man gehorchen, wie in der Bibel steht. Aber dieser Gehorsam hat seine Grenzen. Ich reite hinüber und thue alles, was geboten und schicklich ist; aber wenn mir, woran ich nicht zweifle, diese Isabelle aus der Nähe ebenso schlecht gefällt, wie aus der Ferne, und mir, wie die Jungfer schon voraus weiß, selber gar einen frischen, fröhlichen Korb zugedenkt, dann reite ich seelenvergnügt wieder heim und habe meine Schuldigkeit gethan. Drunten im Dorfe wartet mein Gefolge. Es ist noch keine Besuchstunde, und ich wollte vor dem schweren Gang noch einmal recht aufatmen und frischen Mut schöpfen hier oben auf des Burg-Balzers unvergleichlicher Burg. Da hat Sie meine ganze Geschichte."

Isabelle zog ihr Tuch dichter um den Kopf und blickte seitwärts ins Thal hinab. Da sah sie einen Trupp Reiter, einen Wagen hinterdrein; — die Reiter sprengten gegen den Burgberg heran; sie erkannte deutlich ihren Vater an der Spitze.

Mit einem markdurchschneidenden Schrei klammerte sie sich an den Grafen und rief: „Retten Sie mich! Da kommt der Fürst, mein Vater! Ich selbst

bin Isabelle. Retten Sie mich, schützen Sie mich vor meinem Vater! Liefern Sie mich um Gottes willen nicht in das verhaßte Schloß zurück, — es wird mein Grab sein!"

Nun war die Reihe des Staunens an dem Grafen. „Sie selber sind es, liebe Base? Aber Sie sehen ja ganz anders aus wie auf den Bildern, Sie sprechen ja ganz anders wie in Ihren Briefen, kurzum, Sie sind ganz anders, als man mir geschildert hat! Aber warum fürchten Sie sich denn vor Ihrem Vater, sind Sie ihm wohl gar davongelaufen?"

„Weil er mich durchaus — — an Sie verheiraten wollte!"

„Gottlob, sie hat doch ihren eigenen Kopf, sie will mir durchaus auf eigene Faust den Korb geben," dachte der Graf.

„Doch nein!" fuhr die Prinzessin fort, „nicht ganz deswegen, sondern weil man mich eingesperrt hat darum, daß ich die Burg retten wollte und den Schulmeister eigenmächtig zur Audienz brachte."

„Eigenmächtig!" wiederholte der Graf ganz vergnügt. „Und also sind Sie wirklich davongelaufen — durchgegangen?" Isabelle konnte nicht antworten. — „Sie hat Kraft, Entschlossenheit," dachte der Graf. „Aber warum sind Sie nicht schon längst davongelaufen? Wir würden uns dann weit früher gegenseitig etwas genähert haben. Und waren Sie denn immer so — so aufgeregt wie heute?"

„Nein, das ist nur hier oben auf der Burg, da drunten im Schlosse ist es ganz anders."

„Freilich!“ rief der Graf. „Das macht die frische Luft. Sie müssen mehr an die Luft kommen, aufs Pferd, auf die Jagd, in den Wald. Da werden Sie auch etwas rötere Wangen kriegen. Und die Luft in Vierstein ist so gut, viel besser als da drunten in Westerau!“

„Der Vater kommt! Retten Sie mich!“ rief jetzt drängender die Arme.

Da erscholl eine Stimme hinter ihnen: „Rasch zu mir, hier ist die beste Zuflucht! Ich wollte das Gewölbe vor aller Welt geheim halten, aber wenn es meine gnädigste Prinzeß zu retten gilt, dann gebe ich mein Gewölbe und meinen Kopf und alles preis. Her zu mir! Der Eingang ist nicht weit.“

„Was will der Mann?“ rief der Graf und maß die seltsame Gestalt, und wäre er nicht so zornig gewesen, so hätte er lachen müssen.

„Entschuldigen Sie, Herr Graf, ich bin der Burg-Balzer, den Sie suchten; verzeihen Sie, daß ich, unter dem Holunderbusch sitzend, unfreiwillig Ihr ganzes Gespräch mit anhörte! Aber jetzt ist keine Zeit zu verlieren.“

„Lieber Freund,“ entgegnete der Graf, „Sein Gewölbe wollen wir ein andermal besuchen; stelle Er sich neben mich hier links; ich schütze euch beide und verkrieche mich vor keinem Menschen.“

Der Fürst sprengte in den Burghof; sein schäumendes Roß bäumte hoch auf vor der überraschenden Gruppe: Graf Vierstein in der Mitte, die Prinzessin an seiner rechten, den Burg-Balzer an der linken Hand.

Es dauerte Minuten, bis der Fürst den Grafen erkannte und seinen Gruß erwiderte — man wechselte abgebrochene Worte des Staunens, daß man hier, daß man so sich begegne. Dann aber sprach der Fürst zu Isabellen: „Tritt zu mir, entartetes Kind!“ — und zum Grafen: „Es ist Unglaubliches geschehen, Herr Vetter! Bevor ich als Wirt Sie begrüßen kann, muß ich als Vater meine Schuldigkeit thun. Dort unten hält die große Berliner Karosse, mit Vorhängen dicht verschlossen. Du wirst dich hineinbegeben, Isabelle, die Martigny sitzt schon drinnen; es ist alles geordnet, daß du ungesehen heimfährst, ungesehen aussteigst. Eine Prinzessin von Westerau durchgegangen, das ist in unserer ganzen Hausgeschichte noch nicht dagewesen!“

Allein der Graf trat fest und ehrerbietig vor. „Verzeihen Sie, durchlauchtiger Herr Vetter, wenn ich Ihnen die Prinzessin jetzt noch nicht ausliefere, wenigstens nicht gegen ihren Willen. Sie hat sich ausdrücklich unter meinen Schutz gestellt, den ich ihr ritterlich gewähren muß.“

Dem Fürsten schwindelte es. Isabelle hatte sich unter des Vetters Schutz gestellt und war doch durchgegangen, um dem Vetter zu entfliehen!

Der Burg-Balzer ersah die Pause des Staunens und drängte sich, obgleich sonst etwas ängstlich bei Herrschaftspferden, hart vor den Kopf des fürstlichen Rosses und bat um Gnade für die Burg. Zur Antwort rief der Fürst dem Piqueur: „Jage diesen Narren mit der Reitpeitsche den Berg hinunter!“

Allein nun trat der Graf abermals dazwischen:

„Dieser Mann hat sich gleichfalls unter meinen Schutz gestellt, und ich bitte daher Ew. Liebden, ihn bis auf weiteres mir zu überlassen."

„Herr Vetter! Sie beanspruchen Hoheitsrechte in meinem Haus und über meine Unterthanen," rief der Fürst, nun endlich grimmig lachend. „Am Ende bin ich gar nicht mehr Herr hier auf meinem eigenen Grund und Boden!"

„In der That!" entgegnete der Graf, „es wäre mir sehr lieb, wenn Sie auch diesen Grund und Boden unter meinen Schutz stellten! Ich meine das sehr ernstlich, ja ich bitte darum; denn die Burg wäre ein wahres Juwel in der Aussteuer meiner lieben Base, und ich schöpfe einige Hoffnung, daß sie mir wildem Menschen bei näherer Bekanntschaft ihre Hand vielleicht doch nicht versagen wird."

„Hoho! Werbung und Ehepakten hier gleich auf offener Gasse abgemacht? Das geht nicht!" rief der Fürst, wurde aber plötzlich ganz aufgeräumt.

Der Burg-Balzer zupfte den Grafen am Arm und flüsterte geheimnisvoll: „Für die Trauung habe ich den herrlichsten Platz gefunden, er ist hier unter unseren Füßen" — sogar der Fürst lauschte bei diesem Wort —, „nämlich während meines jüngsten Versteckes in dem bewußten Gewölbe gelang es mir, da ich nichts Besseres zu thun hatte, den verschütteten Gang aufzuräumen, und ich kam, o Wonne! in eine prächtige Krypta unter der ehemaligen Schloßkapelle; Jahrhunderte lag sie verborgen, drei dicke uralte Säulen mit Löwen- und Adlerknäufen —"

„Die Kopulation im Keller? das geht nicht an," unterbrach der Fürst. „Schulmeister, Er ist verrückt! Aber da ich Ihn jetzt aus Versehen Schulmeister geheißen habe, soll Er auch wieder Schulmeister sein. Ein Mann, ein Wort!"

Der Fürst befahl nun, da sich der Ort zu weiteren Erörterungen nicht schicke, daß die Prinzessin mit ihm hinunter zur Berliner Karosse gehe, dann wolle er mit seinen Reitern den Wagen zum Schlosse zurückbegleiten. Der Herr Vetter möge sich inzwischen noch zwei Stunden hier verborgen halten und die Krypta betrachten, damit man in Westerau Frist gewinne, ihn gebührend zu empfangen. Dann werde sich das weitere in aller Form entwickeln lassen.

* * *

Nach vier Wochen beorderte der Schulmeister, welcher inzwischen noch die Nebenwürde eines Kastellans der Ruine Neideck durch Dekret erhalten hatte, zehn Mann in den Burghof, um die alte Kartaune aus dem Brunnen zu heben, wo sie seit 1757 geborgen lag. Nach dreitägiger Arbeit und mit öfterer Gefährdung von Menschenleben brachte man das alte Geschütz endlich wieder ans Licht und pflanzte es vor dem Burgthore auf zu den üblichen Salutschüssen bei der Trauung der Prinzessin Isabelle mit ihrem Vetter Friedrich, die morgen in der Schloßkapelle zu Westerau vollzogen werden sollte.

Als Balzer in behaglicher Beschauung an der Kanone lehnte, kam der Scholarch den Berg herauf,

klopfte ihm auf die Schulter und sprach: „Schulmeister, wie steht es mit Seiner Prophezeiung wegen der hohen Frau? Ich meine doch, die Prinzessin hat die Burg nicht retten können, aber der Graf hat sie gerettet. Und welche Männer sind denn eigentlich beschämt worden durch den Retter?“

Philipp erwiderte: „Graf oder Gräfin, das gilt gleichviel, wenn die Burg nur gerettet ist — schade um den Hasenturm, hätte er sich einen Tag länger gehalten, so stünde er noch in tausend Jahren! Prophezeiungen werden niemals ganz genau erfüllt, sonst müßten ja die Menschen abergläubisch werden. Was aber die beschämten Männer betrifft, da könnte höchstens der Amtmann und der Fürst gemeint sein, doch dergleichen darf man ja gar nicht denken, geschweige sagen. Uebrigens sieht man auch hier, daß eine gerechte Hand das Schicksal der Menschen wie der Burgen lenkt. Denn Neideck war immer eine gute Burg, im Jünglingsalter die Wiege des hohen Fürstenhauses, im Mannesalter der Schutz des Landes; — jetzt ist sie alt geworden und hat sich ins Privatleben zurückgezogen, aber sie hat doch der Prinzessin einen braven Mann gebracht und einem armen Schulmeister die Aussicht auf ein glückliches Alter. Möge es ihr noch lange wohlergehen!“

# Der alte Hund.

1878.

## 1.

Als man 1232 schrieb, da lebte zu Siegen auf dem Westerwald ein armer Leineweber Namens Giso. Er arbeitete gut, aber langsam; denn wenn er mit der Hand wob, dann sann und spann und wob er noch viel mehr im Kopfe, und so stand sein Stuhl oft zwischendurch still, und was ein Tagewerk hätte sein sollen, das ward zum Wochenwerk.

Warum sollte er sich auch übereilen? Lässiger Fleiß schützte ihn gerade vor dem Verhungern, und das war genug. Wenn nicht derjenige reich ist, welcher viel besitzt, sondern welcher wenig bedarf, so zählte der arme Leineweber zu den reichsten Leuten, denn auf dem ganzen Westerwalde gab es keinen bedürfnisloseren Menschen als Giso.

Er hatte keine Eltern mehr, keine Geschwister, keine Frau, er stand allein in der Welt; er hatte nur einen Hund, mit welchem er in herzlicher Freundschaft lebte, und dieser Hund war fast so bedürfnislos wie sein Herr, weniger zwar aus Grundsatz, als weil er's nicht besser wußte. Da er sich nämlich in seinem ganzen Leben niemals recht satt gefressen hatte, so blieb er auch bei schmalster Kost vergnügt, und ein harter

Knochen beglückte ihn mehr, wie herrschaftliche Hunde ein fetter Braten.

Dieses genügsame Tier war ein kleiner grauer, langhaariger Schäferhund und hieß Magar (mager), weil man ihm sein Lebenlang alle Rippen am Leibe hätte zählen können. Vor sechzehn Jahren seinem Herrn zugelaufen, stand er jetzt im hündischen Greisenalter, er war ganz taub und halb blind, die vordem so scharfe Nase war stumpf geworden und die früher so gelenken Beine steif; außerdem plagte ihn keine Beschwerde des Alters. Während alte Hunde sonst gerne eigensinnig, grämlich und bissig werden, erfreute sich Magar einer fortwährend heiteren Sinnesweise, ja er erschien in alten Tagen zuthunlicher und gutmütiger als in seiner ungestümen Jugend. Ob er nicht doch zuweilen die Abnahme der Kräfte in stiller Wehmut empfand? So fragte Giso manchmal und suchte die Antwort in des Hundes Augen zu lesen. Aber diese einst so beredten Augen sprachen nicht mehr, sie waren glasig staarblau, die Seele verschloß sich hinter ihnen; doch wenn der Hund merkte, daß sein Herr ihn beobachte, dann wedelte er lebhaft mit dem Schweife; gewiß, er war noch immer still vergnügt. Und glücklicher als die Menschen, empfand er vielleicht das Alter so wenig, als er die Nähe des Todes ahnte.

Vielleicht!

Zwischen Gott und den Menschen gestellt, ist uns das Tier ein gleich dunkles Rätsel wie Gott und wie wir selber.

So dachte Giso. Denn auch ein armer Wester-

wälder Leineweber des dreizehnten Jahrhunderts machte sich mitunter seine Gedanken über seinen Hund und unseren Herrgott.

Hätte Giso in seiner Jugend lesen und schreiben gelernt, so würde er vielleicht ein großer Gelehrter geworden sein, allein da er nur von Natur gescheit war und nicht durch die Kunst, so ist seine Weisheit der Welt verborgen geblieben. Je mehr er aber in sich hinein grübelte und doch seine Gedanken niemals recht heraus lassen konnte, um so seltsamer und tiefgründiger wurden diese Gedanken. Schweiften sie aber auch noch so sehr ins Weite, so kehrten sie doch zuletzt immer wieder zu zwei Zweifelsfragen zurück: er hätte gar zu gerne genau wissen mögen, was dereinst das Los seiner eigenen armen Seele sei und ob er ganz gewiß in den Himmel komme, dazu aber nebenbei, ob sich dort nicht auch noch ein kleines Plätzchen unterm Tisch für seinen Magar finden werde. Denn da er nach der Sitte der Zeit den Hund jeden Sonntag in die Kirche mitnahm, so hätte er ihn auch gerne in den Himmel mitgenommen. Ja er konnte sich den Himmel nicht ganz himmlisch denken, wenn ihm dort sein treuer, einziger Freund, wenn ihm das gemütliche Tier fehlte.

Man sieht, Giso war auf gefährlichem Wege. Zerbrach er sich noch lange den Kopf über Menschenseelen und Hundeseelen, dann konnte er im Handumdrehen ein Ketzer werden, ohne daß er's nur recht merkte.

Es wehte nämlich damals eine besondere Luft

über Deutschland, die vom Süden herüberkam, von den Alpen, gleich dem Föhn, der ungestüm und mild zugleich den Schnee von den Bergen fegt und den Frühling vorverkündet. Aus den Thälern Piemonts waren die Lehren der Waldenser selbst bis ins Siegener Land gedrungen, und schlichte Leute fragten sich, ob denn der Papst zu Rom wirklich die Himmelsschlüssel in Verwahrung habe, und ob Christus und die Apostel in ihrer Armut nicht doch vielleicht ein besseres Evangelium gepredigt hätten als die Bischöfe und Prälaten in ihrer Pracht und Ueppigkeit?

Auch Giso hatte gehört, daß die Pfaffen dem dummen Volk mitunter gar nicht richtig sagten, was in der Bibel stehe, und man brauche nur dort Christi eigene Worte zu lesen, um dieses Truges inne zu werden und klar und sicher zu erfahren, wie man's anfangen müsse, um nicht irrtümlich in die Hölle statt in den Himmel zu geraten.

Allein diese Nachricht nützte dem armen Manne wenig; denn er konnte ja nicht lesen und fand auch niemand, der ihn mündlich genauer belehrt hätte. Nur ganz heimlich und im vertrautesten Kreise redete man von solchen Dingen, seit es bekannt geworden war, daß das geistliche Gericht in Straßburg zwei Männer mit glühenden Zangen auf ihren Glauben geprüft und in Hildesheim sogar einen Propst verbrannt hatte, bloß weil derselbe behauptete, unser Herrgott sei vornehmer als die Jungfrau Maria. Man konnte in der That nicht vorsichtig genug sein. Im Lande gingen fremde Männer umher, welche die Gabe besaßen, ohne

glühende Zangen oder sonstige Befragung einem jeglichen schon am Gesichte anzusehen, ob er ein Ketzer sei. Darum bemühten sich die Westerwälder Bauern, möglichst einfältig drein zu sehen und mit offenem Munde zu schweigen, wenn sie gefragt wurden.

So blieb also auch Giso ganz auf sein eigenes Sinnen und Grübeln beschränkt; aber je weniger ihn dies befriedigte, um so brennender ward sein Verlangen nach einem erleuchtenden, erlösenden Worte.

Wann er abends hinaufblickte in die Rätsel des unermeßlichen dunkeln Himmels und der flimmernden Sterne, dann war es ihm, als müsse er da oben die Geheimnisse des Lebens und Todes lesen; aber die Himmel erzählen nur die Ehre Gottes, sie enthüllen nicht seine Geheimnisse, die Sterne leuchten nur, sie erleuchten nicht, und hinter ihnen sieht der arme Mensch bloß die schwindelnd tiefe ewige Nacht.

Giso aber dachte, wenn mir der Mund der Bücher und der Mund der Menschen versiegelt ist, und Himmel und Erde schweigen bei meiner Frage, dann muß Gott selber reden. Denn da er verlangt, daß ich schaffe selig zu werden, so muß er mir auch sagen, wie ich's anfangen soll. Eine Pflicht fordert die andere.

Und da Giso gehört hatte, daß Gott persönlich zuzeiten mit heiligen Männern gesprochen, so dachte er, Gott könne und solle auch einmal mit ihm sprechen. Gerade weil er kein Heiliger sei, drum habe er's um so nötiger. Und deuchte es dem Herrn des Himmels und der Erde allenfalls zu gering, mit einem armen Westerwälder Leineweber zu reden, so könne er ja

seinen Sohn oder den Apostel Paulus oder sonst einen zuverlässigen Mann seines Gefolges mit dieser belehrenden Zwiesprach beauftragen.

Giso begehrte dies so eifrig und ernsthaft, daß er manchmal im Waldesrauschen, im Sturmgebraus auf Bergeshöh' oder im Wassertosen der Felsschlucht Stimmen zu vernehmen glaubte. Aber wenn er gespannten Ohres näher hinhorchte, dann waren es immer nur die Blätter und der Sturm und das Wasser gewesen, und sein Ohr verstand diese Sprache so wenig als sein Auge die wimmelnden Schriftzeichen des geschriebenen Buches. Doch vielleicht lernte er noch die Sprache der Bäume und des Windes durch Fleiß und Geduld.

---

## 2.

Erfüllt von solchen Gedanken ging Giso einst in stiller, lauer Sommermondnacht von Selchendorf über den Tannenberg nach Hause. Er führte Magar an der Leine; denn der alte Hund war so träge geworden, daß er fortwährend stehen blieb, wenn man ihn nicht ein wenig vorwärts zog, und da er bei Tage wenig sah und bei Nacht gar nichts, so stieß er alle Augenblicke wider einen Baum oder Busch, und das that seinem Herrn weher als ihm selber, darum lenkte er ihn mit mitleidiger Hand auf freie Bahn. Zu Hause mochte er das alte Tier nicht lassen, weil es dort ganz hilflos und den rohen Nachbarn preisgegeben

gewesen wäre, und so sah man denn Giso überall mit dem Hunde am Strick, und es kümmerte ihn wenig, daß sich die Leute darüber lustig machten.

Es mochte Mitternacht sein, als die beiden so über den Tannenberg schritten, und Siegen lag noch eine gute Stunde entfernt. Der Wald lichtete sich, wo der Weg zum Eisenbachthale hinabsteigt.

Da sah Giso eine menschliche Gestalt aus dem jenseitigen Dickicht treten; — sie kam raschen Schrittes quer über die Lichtung. Giso, sonst ein beherzter Mann, wurde von plötzlicher Angst erfaßt, es fiel ihm bleischwer in die Füße, und er schlüpfte hinter einen Wacholderbusch und wußte doch selbst nicht, warum er sich eigentlich fürchtete.

Der nächtliche Wanderer schien ihn nicht bemerkt zu haben; er ging lautlos an dem Busche vorüber, mehr schwebend als schreitend, unhörbar; denn obgleich er sich jetzt auf einem steinigen Pfade bewegte, so vernahm doch Gisos fieberhaft geschärftes Ohr nicht das leiseste Knarren eines Fußtrittes, und es war, als ob die Steine unter jenes Mannes Sohlen zu einem Teppich würden. Gespenster kommen immer entweder ganz still oder mit betäubendem Getöse: die schweigenden, unhörbar im Schweigen der Nacht einherschwebenden sollen die schauerlichsten sein.

Doch die Erscheinung glitt weiter, und schon glaubte Giso unentdeckt geblieben zu sein. Da hob Magar seine Nase schnuppernd in die Höhe, zerrte dann scheu am Stricke zurück und stieß ein jämmerliches Geheul aus.

Der Fremde horchte auf, kehrte sich um und rief den armen Giso an, der hinter dem Wacholderbusch vergebens den Hund zu beschwichtigen suchte: „Was versteckst du dich? Komm hervor, Freund, und zeige mir den Weg nach Wilnsdorf!“

Giso faßte Mut, indem er dem Hunde Mut machte, und da er nun vollends die unheimliche Gestalt so laut und deutlich sprechen hörte wie andere Menschen, nur mit etwas fremdartigem Tone, so ermannte er sich und rief: „Nur immer thalaufwärts, dann könnt Ihr Wilnsdorf nicht verfehlen.“

Zugleich aber trat er aus dem Gebüsch und schwenkte geschwind links ab, um nach der entgegengesetzten Seite davonzulaufen. Aber Magar konnte schon längst nicht mehr laufen, er ging nur noch den bedächtigen Schritt des hohen Alters und hielt seinen Herrn zurück, so daß ihnen der Fremde rasch den Weg vertrat.

Er sprach gebieterisch: „Begleite mich eine Strecke, daß ich den Pfad nicht verfehle!“ Giso konnte dem Ton der Stimme nicht widerstehen, auch wenn er Magar hätte preisgeben und allein davonlaufen wollen. Er folgte willenlos.

Mit scheuem Seitenblicke betrachtete er den unheimlichen Gast. Er trug eine Kapuze über dem Kopf, daß man kaum sein Gesicht sehen konnte, und war in einen langen grauen Mantel gehüllt, als ob's Dezember wäre, da es doch Juli war. Uebrigens bemerkte Giso jetzt deutlich, daß der Fremde nicht schwebte, sondern ging wie andere Menschen, und daß

auch die Steine ein wenig unter seinen Füßen knarrten; allein er ging leicht und leis wie eine Katze.

Diese Wahrnehmung steigerte den Mut des armen Leinewebers so sehr, daß er dem grauen Mann auf dessen wiederholte Fragen über seine Person und Herkunft ganz fest antworten konnte und zuletzt sogar die Gegenfrage an seinen Begleiter wagte, ob er denn in Wilnsdorf bekannt sei und dort wohl gute Freunde habe.

„Ich kenne niemand und bin niemals dort gewesen."

„Aber was sucht Ihr in dem armen Dorfe bei so später Nacht?"

„Ich suche fromme Leute."

„Und wie wollt Ihr sie finden?"

„Ich kenne sie nicht und kenne sie doch. Fünfzehn Wilnsdorfer Bauern sind fromm; diese werde ich finden. Die anderen taugen alle nichts."

Giso schwieg erstaunt; es durchrieselte ihn. So ungefähr wie dieser Mann sprachen die Heiligen, die Propheten und Engel, wenn sie in den Legenden auf Erden umherziehen, und Giso hatte genug solcher Legenden vom Priester erzählen hören. Auch gingen die heiligen Männer nicht selten verhüllt, wie der graue Gesell, bis sie plötzlich ihren Mantel zurückschlugen und leuchteten wie der Morgenstern. Aber sein Begleiter hielt zurzeit das Gesicht noch fest hinter der Kapuze. War er vielleicht der himmlische Bote, dessen Belehrung Giso sich so oft und heiß erfleht hatte?

Forschend sprach er darum: „Ihr werdet schwere

Arbeit haben, die fünfzehn frommen Leute in Wilnsdorf herauszufinden. Denn einige sind fromm, aber sie wissen's selber nicht. Andere wissen es, aber sie sagen's nicht. Die es aber sagen, sind gerade erst recht nicht fromm. Ein jeder aber thut so einfältig als möglich, aus Furcht vor den geistlichen Herren."

„Und wozu bedürft ihr der Pfaffen?" entgegnete der Fremde mit plötzlich erhobener Stimme. „Vor Gott sind wir alle gleich, da ist jeder gute Christ ein Priester."

„Das mag wohl sein," meinte Giso, „aber darum kann doch nicht jeder Beichte hören und die Sünden vergeben."

„Und warum nicht? Wahrlich, ich sage dir, Giso, du wirst noch taufen und absolvieren, predigen und Kelch und Brot austeilen, wenn du ein Kind Gottes bist, und bleibest du dabei auch immer nur ein armer Leineweber. Im Evangelium steht nicht geschrieben, daß dies bloß Priester thun sollten; dort steht überhaupt nichts von Päpsten, Mönchen und Pfaffen."

„Und wisset Ihr dies denn so genau?" fragte Giso erstaunt. „Habt Ihr denn das Evangelium gelesen?"

„Ob ich's gelesen habe! Keine Zeile stehet darin, die ich nicht im Kopfe trüge, genau wie sie dort im Buche steht."

„Der Mann thut, als ob er das Evangelium nicht nur gelesen, sondern auch geschrieben habe," dachte Giso im stillen. Am Ende ist er gar einer von den vier Evangelisten!"

Doch brauchte er jetzt nicht mehr weiter zu fragen, denn der Redestrom seines Begleiters war entfesselt. Er erzählte, wie bis daher das Zeitalter des Vaters und des Sohnes gewesen sei, von nun an werde aber auch die Zeit des heiligen Geistes hinzukommen. Da werde jeder Mensch von selbst wissen, was gut und böse, aus eigener Erleuchtung, und brauche das matte Kirchenlicht der Pfaffen nicht mehr. Und wenn der geringste Mann nur recht tief in sich hineindenke, so offenbare sich ihm, was bis heute auch die Weisesten nicht erkannt, denn der Geist wohne und wirke in jedem, am liebsten aber in armen und einfältigen Leuten. Und jeder dürfe dann thun und genießen, was sein Herz begehre; denn unsere Wünsche und Triebe seien von Natur nicht schlecht, sie würden nur schlecht durch die Dummheit und Knechtschaft, worin wir jetzt noch lebten, vorab durch die grausame Tyrannei der Kirche.

Gijo verstand nicht alles, was der Fremde sagte, und öfters grauste es ihm vor dessen Gedanken; gar manches Wort aber war ihm auch aus der Seele gesprochen, ja er glaubte mitunter sich selbst zu hören, und ihm dünkte, der graue Mann müsse ihn in seinem geheimsten Dichten und Sinnen belauscht haben und halte ihm nun den Spiegel seines Innern vor.

Nur eines offenbarte er ihm nicht: wie es denn aussehen werde im ewigen Leben, was man da thue und treibe, und wie die Seele hinüberkomme unmittelbar nach dem Tode, und ob der gute treue Magar, welcher doch auch ein klein Stückchen Seele habe, nicht

auch mit hinüberschlüpfen dürfe. Das alles hätte Giso recht genau wissen wollen, aber gerade hierüber sprach der Fremde nicht. Ja er lachte ganz höhnisch und unheimlich, als ihn Giso wegen des Hundes fragte. Doch da er merkte, wie ernst es dem Leineweber mit dieser Frage sei, sprach er: „Du bist treu und gut wie dein Hund. Treue um Treue! Du sollst alles erfahren. Doch nun haben wir ja wohl Wilnsdorf erreicht und müssen uns trennen."

Beim Abschiede lud dann der Fremde Giso ein, nächsten Mittwoch spät abends wieder an denselben Platz zu kommen, wo sie sich heute begegnet waren, dort würde er ihm weiteres enthüllen, wenn er das tiefste Geheimnis gelobe.

Giso erschien auch zur bestimmten Stunde klopfenden Herzens am Wacholderbusch, wo der graue Mann schon seiner wartete. Und sie sprachen wieder von Gott und der Welt und Leib und Seele und Himmel und Hölle. Doch begriff Giso die kühnen und seltsamen Worte des Lehrers fast noch weniger als vorher. Dagegen fragte ihn dieser aufs genaueste aus über seine eigenen Gedanken, und Giso berichtete sie klar und ohne Rückhalt; ja er redete sich in eine rechte Begeisterung hinein und meinte zuletzt, es stehe gewiß der ersehnte Bote Gottes vor ihm. Nur schien es ihm sehr schwer, einen so ausgezeichneten Mann zu verstehen, darum bat er noch um eine dritte Zusammenkunft.

Der Fremde erwiderte geheimnisvoll: „Was du weiter noch wissen sollst, das wirst du nicht von mir

erfahren; aber gehe am nächsten Sonnabend morgens um zehn Uhr nach Wilnsdorf, so wirst du Leute finden ungefragt, die mein Werk vollenden."

Diese prophetischen Worte bestärkten Giso vollends in der Ansicht, daß kein gewöhnlicher Mensch mit ihm spreche, und er fragte darum demütig, ob er nicht erfahren dürfe, wer ihn zweimal so wundersam belehrt habe.

„Du wirst es erfahren zu seiner Zeit! Aber sage, für wen hältst du mich?"

Hierauf erwiderte Giso, daß er dies nicht aussprechen könne. Nach langem Drängen gestand er dann, er habe wohl die Vermutung, daß sein Freund ein Evangelist oder Apostel sei.

Der Fremde sagte nicht ja und nicht nein, schien aber mit dieser Würde zufrieden, denn er schüttelte Giso zum Abschied gar herzlich die Hand.

---

## 3.

Am Sonnabend begab sich Giso genau zur bestimmten Stunde nach Wilnsdorf.

Magar war heute besonders träg; er wollte nicht mitgehen, aber Giso band ihn an die Schnur, und so mußte er folgen. Unterwegs begegnete ihnen ein großer Wolfshund. Es gibt Hunde, namentlich sehr struppige, deren Gestalt und Aussehen gleichsam eine Herausforderung für alle anderen Hunde ist und die

von allen angefallen und abgerauft werden. Magar gehörte leider zu dieser unglücklichen Klasse, und viele Narben seines Felles zeugten dafür; und da er im voraus schon wußte, was ihm drohte, so pflegte er in jungen Jahren den Angriffen der anderen Hunde durch eigenen Angriff zuvorzukommen. Der Wolfshund nahte knurrend, aber der alte Magar ging seines Weges, als ob ihn jener gar nichts angehe, und das grimmige Tier beschnupperte ihn und ging dann gleichfalls ruhig seines Weges.

„Als der Wolfshund wahrnahm, daß Magar alt und schwach sei, nahm er seine Ausforderung zurück," so dachte Giso. „Die Hunde sind ritterlicher als die Menschen, der große Hund schont den kleinen, der starke den schwachen, indes der starke Mann den schwachen unterdrückt und zu Boden wirft."

Giso vergaß eine Weile seine theologischen Gedanken und seine ungeheuer gespannte Erwartung im Nachdenken über die Menschlichkeit der Hunde und das Hündische der Menschen.

So kam er nach Wilnsdorf.

Dort war eine große Menschenschar versammelt auf dem Platz vor der Kirche; aber es ruhte ein seltsames Schweigen über der Menge, und alle schauten staunend drein, als ob ein Märwunder zu sehen sei.

Unter der Linde an der Kirchenthür stand ein Dominikaner von anderen Mönchen umgeben, daneben mehrere Männer in grauen Mänteln und mit kurz geschorenen Haaren; das waren reuige und darum begnadigte Ketzer, Büßer, wie man sie nannte, ihnen

zur Seite aber Männer mit Spießen und Stricken, gräßlich rohe Gesellen, wie Henkersknechte anzusehen.

Giso drängte sich in den Kreis, nachdem er seinen Hund seitab an einen Zaun gebunden, damit er im Gedränge nicht getreten werde, und fragte ein paar bekannte Bauern, was das bedeute?

Aber keiner antwortete ihm. Doch vernahm er ein leises Murmeln und sah, wie sich aller Augen auf ihn wandten.

Da rief plötzlich der Dominikaner, dem sein Nebenmann etwas ins Ohr geflüstert hatte: „Giso, tritt vor!" — und Giso folgte erschrocken; jener Ruf klang ihm wie die Posaune des Gerichts.

Der Dominikaner war Konrad von Marburg, der furchtbare Ketzerrichter. Giso kannte ihn nicht, und dennoch überlief es ihn kalt bei seinem Anblick.

Er fragte den zitternden Giso, was ihn hierhergeführt?

Keine Antwort.

Da rief Konrad scharf, mit schneidender Stimme: „Ich will es dir sagen. Du bist gekommen, um hier in die letzten Meistergeheimnisse der Ketzerei eingeweiht zu werden." Und nun erzählte er genau und ausführlich, welch freventliche Gedanken und Zweifel Giso gehegt über Hundeseelen und Menschenseelen, und wie er von Gott selbst eine Unterredung gefordert habe, statt sich an die allein berechtigten Vermittler zwischen Gott und Menschen, an die Priester, zu wenden, und zeigte ihm klar, daß dies die strafwürdigste Ketzerei sei.

Giso stand wie vernichtet, als er so seine ge-

heimsten Gedanken enthüllt sah. Er konnte nicht leugnen. Allein er raffte sich auf und sah im Kreise umher; er suchte den grauen Mann, der allein sein innerstes Dichten offenbart haben konnte; doch er fand ihn nicht. Vielleicht war Konrad selbst der graue Mann gewesen? Doch nein! Konrad war klein und schmächtig, jener Fremde vom Tannenberg war groß und stark, fast über menschliches Maß, er war nicht zugegen.

Nun aber fragte Konrad Giso weiter, wer ihm so verruchte Gedanken eingepflanzt; er solle Lehrer, Anstifter, Mitwisser nennen.

Giso entgegnete, seine Gedanken habe er sich selbst gemacht.

Man hielt ihm vor, daß er augenblicklich sterben müsse, wenn er keine Genossen angebe. Giso aber beteuerte, er habe keine, auch habe er mit niemandem je von solchen Dingen gesprochen, außer mit einem Unbekannten, der ihn, wie er nun sehe, verraten habe.

Alles horchte auf, und Konrad ermahnte, in dem Bekenntnis fortzufahren.

Da erzählte Giso genau, wie er mit dem Fremden am Tannenberg zusammengetroffen sei, und was ihm dieser alles gesagt, weit schlimmere Sätze, als er sie je zu träumen gewagt habe.

„Und wie sah der Fremde aus? Hatte er einen seltsam schleichenden Gang? Verhüllte er den Kopf und die Beine? Blickte ein leichenhaftes Gesicht unter der Hülle hervor und große schwarze Augen?"

Giso gestand, daß dies wohl so gewesen sein

möge, aber beim Mondschein der Mitternacht habe er's nicht gar genau gesehen.

„Und wie nannte sich der Fremde?"

„Er nannte gar keinen Namen. Doch als ich ihn in meiner Einfalt fragte, ob er etwa ein Evangelist oder Apostel sei, da schwieg er und verschwand, und ich nahm dies Schweigen für Bejahung."

Konrad rief: „Nun wissen wir's genau, es war der Teufel selbst, der dich berückt hat!"

Giso aber, wütend über den teuflischen Verrat, glaubte nun auch, daß der graue Mann kein Evangelist, sondern der Teufel gewesen sei, fragte dann aber mit echter Bauernpfiffigkeit, ob der hochwürdige Herr denn auch mit dem Teufel geredet, denn nur von diesem könne er ja die Kunde erhalten haben, welche sonst niemand wisse.

Konrad aber verwies ihm zornig, daß er sich erdreiste, Fragen zu stellen; er solle vielmehr seine Ketzerei abschwören und den Himmel um Verzeihung bitten.

Giso erklärte sich bereit dazu. Er war völlig irre geworden an sich selbst; er fluchte jenem Verräter, der ihn in seinem Irrglauben bestärkt habe, um ihn ins Verderben zu stürzen, und so gewaltig war die Macht Konrads über die Gemüter, daß Giso ihn jetzt unbedingt für einen wahren Mann Gottes hielt.

Da er dies nun gar treuherzig aussprach und daneben so gar einfältig erschien, so erklärte Konrad, er wolle diesmal Gnade für Recht gewähren, wenn Giso sich auf der Stelle scheren lasse und das Büßerkleid anlege.

Giso erklärte sich bereit, und seine langen Haare fielen sofort unter der Schere des Henkers.

Ein furchtbares Heulen und Wehklagen tönte inzwischen aus der Ferne herüber, unterbrochen vom feierlichen Gesang des Miserere. Alle blickten entsetzt nach dem Haus am oberen Ende des Dorfes, woher diese Klänge kamen. Aus der First des strohgedeckten Holzbaues erhoben sich Flammen und Rauch, und die Bewohner wurden mit gebundenen Händen in die Flammen ihres eigenen Hauses geworfen. So sparte man den Scheiterhaufen und rottete mit den Ketzern zugleich ihre Wohnstätte aus.

Eine ungeheure Rauchgarbe, zum Himmel aufsteigend, lagerte sich bald über dem ganzen Dorf, Geschrei und Gesang verstummte, man hörte nur noch das Knistern des Feuers und das Krachen der Balken.

Konrad hatte gewartet, bis Giso das ganze Schauspiel angesehen und dessen vollen Schrecken erfaßt hatte. Dann drang er nochmals in ihn, Mitwisser anzugeben; denn wenn er solche verschweige, dann solle er auch mit geschorenem Kopf und Büßerkleid dennoch in die Flammen geworfen werden.

Allein der ehrliche Giso machte es nicht wie andere, welche Unschuldige oder ihre persönlichen Feinde nannten, um sich zu retten. Er blieb standhaft bei der Wahrheit.

Nun wollte Konrad wenigstens wissen, ob Giso einen großen schwarzen Kater verehrt und geküßt habe zum Zeichen der Huldigung des Teufels; denn die

Katzen seien des Teufels Lieblingstiere und ein gebratener Kater seine Leibspeise.

Giso sagte, er möge keine Katze im Hause leiden, geschweige küssen oder essen, denn er sei ein Hundefreund.

Da hielt ihm Konrad das Teuflische seiner Gedanken über die Hunde und ihre Seele vor und wollte wissen, ob sein alter Hund nicht irgendwie dämonisch besessen sei.

Doch die Flammen des brennenden Hauses waren inzwischen zu den Nachbarhäusern herübergesprungen, vom Winde gefacht nahten sie sich dem Kirchenplatze, und niemand wagte zu löschen.

Konrad machte darum dem Prozeß ein rasches Ende. Giso ward aus Gnaden freigelassen, wofern er drei Jahre geschoren und im Mantel einhergehe. Der Hund aber, als ein ohne Zweifel dämonisches Tier, solle vom Zaune geholt und sofort totgeschlagen werden.

Die Knechte gingen, ihn zu holen; allein der Hund war verschwunden samt seinem Strick. Niemand hatte gesehen, wie das zugegangen und wohin er gekommen war.

Da die Knechte nun den Hund nicht fanden, so packten sie Giso um so derber, warfen ihn unter Flüchen aus dem Kreis und jagten ihn zum Dorfe hinaus. Alles wich vor ihm zurück wie vor einem Aussätzigen.

Erst als er das Dorf schon weit im Rücken hatte, wagte er noch einmal zurückzublicken.

Ganz Wilnsdorf stand in hellen Flammen. Fünf-

zehn Leute — eben jene Frommen, von welchen der graue Mann gesprochen — waren ins Feuer geworfen worden, ein ganzes Dorf loderte als Scheiterhaufen des Ketzergerichts. Die übrigen Einwohner durften ihre Habe nicht retten; sie flüchteten wehklagend in die Wälder.

Die Mönche zogen psalmsingend davon.

---

## 4.

Giso eilte nach Siegen. Es trieb ihn heimwärts, und doch fürchtete er sich heimzugehen. Er machte große Umwege über Berg und Thal, mied die Straßen und suchte das Waldesdickicht, so daß der Abend zu dämmern begann und die feuchten Nebel bereits aus den Wiesen stiegen, als er sich endlich im Siegthale fand und die Mauern der Stadt auf hoher Felskuppe von ferne sah. Und er wußte selbst nicht, wie er hierhergekommen.

Eine Weile rastete er, in Gedanken versunken. Da weckte ihn das Geheul und Gewinsel eines Hundes. So heulte nur Magar. Giso blickte auf. Da stand Magar unter einem Felsen, von einem Mädchen am Strick gehalten, und zerrte aus Leibeskräften, um zu seinem Herrn hinüberzukommen.

Das Mädchen ließ den Strick los, und der Hund sprang zu Giso ganz toll vor Freude. Dieser aber redete ihn gar freundlich an, obgleich er taub war.

Allein Giso redete auch sonst aus alter Gewohnheit den ganzen Tag mit dem tauben Hund.

Erst nach langer Begrüßung und gegenseitigem Austausch blickte er auf das Mädchen. Es war Jutta von der Hammerschmiede. Ihr Vater hatte die Hammerschmiede, eine Stunde unterhalb der Stadt, betrieben; allein er fand einen jähen Tod, worauf die Witwe das Handwerk nicht weitertrieb und die Schmiede zerfallen ließ. Sie wohnte aber nebenan in einer kleinen Hütte und ernährte sich mit der Tochter kümmerlich von etwas Feldbau und Viehzucht.

Da Giso vor lauter Gespräch mit dem Hunde zu gar keinem Wort für das Mädchen kommen konnte, so begann sie selbst:

„Guten Abend, Giso! Ich habe dir den Hund gerettet; ich stand hinter den Leuten am Zaune neben Magar, und als ich hörte, daß es dem Tier an den Kragen gehe, ergriff ich rasch den Strick und schlüpfte mit dem Hund um die Ecke. Und als die Knechte kamen, hatten sie das Nachsehen."

Giso dankte durch Blick und Händedruck. Dann nahm er den Hund am Strick und ging die Siegener Straße, das Mädchen aber schritt in den Wald zurück. Doch nach einigem Besinnen kehrte Giso wieder um, lief dem Mädchen nach und hatte Mühe, sie einzuholen.

Er hatte Jutta schon als Kind gekannt und früher gern gesehen, und auch sie sah ihn vordem, wie er glaubte, nicht ungern. Er war sogar um Juttas willen zweimal auf die Hammerschmiede gegangen,

obgleich dieselbe eine Stunde entfernt im einsamsten Waldthale lag, und hatte dort mit der Mutter geplaudert, obgleich dieselbe bei weitem nicht so angenehm war wie ihre Tochter.

Aber zu Fastnacht vorigen Jahres hatten sie sich ganz und gar entzweit, und zwar über Magar. Denn Jutta schalt ihn, daß er den alten elenden Hund überallhin am Strick mitschleppe, in die Kirche am Sonntag morgen, unter die Linde am Nachmittag und gar zum Tanz am Abend. Er mache sich dadurch zum Gespött der Leute. Und als er sie dann aufforderte, zur Fastnacht mit ihm zum Tanze zu gehen, wollte sie nur einwilligen, wenn Magar zu Hause bleibe. Da verzichtete er auf ihre Gesellschaft; denn er dachte, wenn das Mädchen ihn leiden möge, dann müsse sie auch seinen Hund leiden.

Und seitdem hatten sie kein Wort mehr miteinander gesprochen.

Nun wollte er aber doch wissen, warum gerade Jutta ihm den Hund gerettet; einzig deshalb war er ihr jetzt in den Wald nachgelaufen und fragte sie darüber.

Sie antwortete: „Ich rettete den Hund, weil ich hörte, daß du treu und ehrlich warst wie ein Hund, denn du hast keine Genossen angegeben, gleichviel ob wirkliche oder erlogene, wie andere thun, um dem Scheiterhaufen zu entrinnen. Da aber der Mönch dich so furchtbar ängstigte, jammerte es mich, und weil ich wußte, wie dein Herz an Magar hängt, dachte ich, dem armen Giso soll doch ein Trost bleiben, und lief

unvermerkt mit dem Hunde davon, um ihn dir zurückzugeben."

„Aber du mußt nun auch den Hund behalten," sagte Giso, „denn wenn ich ihn mitnehme in mein Haus, so schlagen sie mir ihn dennoch tot."

Jutta sah ein, daß Giso recht habe. Sie konnte auch den Hund gar wohl in ihrer Waldeinsamkeit verbergen. Also stimmte sie bei und fügte hinzu: „Als du dich früher lächerlich machtest mit dem alten Hunde, konnte ich ihn nicht ausstehen; nun aber kommt mir das arme blinde Tier gar nicht mehr so widerwärtig vor. Ich will es mitnehmen."

Und sie ging mit dem Hunde davon.

Doch war sie noch nicht weit gekommen, da kehrte sie nun ihrerseits wieder um und lief Giso nach und erreichte ihn beim Felsen an der Straße, wo sie sich zuerst begegnet waren.

Sie rief: „Giso, höre noch ein Wort! Es hätte mich furchtbar ergrimmt, wenn der Henkersknecht Magar totgeschlagen hätte, und ich begreife, wie es dich noch viel mehr ergrimmt haben würde. Aber wäre es nicht am gescheitesten, du schlügest den Hund gleich selber tot? Er wird doch seines Lebens kaum mehr froh und fände dann ein ehrliches Ende und wäre am sichersten aufgehoben."

„Und meinst du, daß ich dies könnte?" fragte Giso heftig bewegt. „Ich dachte öfters, es zu thun, da das Tier so steif und taub zu werden begann. Aber ich vermochte es nicht und jetzt vermöchte ich's gar nicht. Dieser Hund war sechzehn Jahre mein

Freund, oft der einzige Trost meiner Einsamkeit; er hat mich erfreut, er hat mir gedient. Ich war sonst überall nur ein Knecht, aber ich war dieses Hundes König; ich wünschte, der Kaiser hätte lauter so getreue Vasallen. Und soll ihm meine Hand nun zum Dank den Schädel einschlagen? Freilich, seine blinden Augen würden's nicht sehen, wenn ich zum Streich ausholte, er würde ruhig stehen bleiben, — und eben darum kann ich's nicht! Und träfe ich ihn schlecht, daß er noch Leben behielte, so würde er zu mir kriechen und die Hand lecken, die ihn so grausam verletzte, und Hilfe bei mir suchen. Und doch weiß ich: am besten wäre Magar tot. Darum erschlage du ihn, wenn du willst und kannst. Ich gebe ihn in deine Hand und will dir nicht zürnen."

„Gestern noch hätt' ich's gekonnt," entgegnete Jutta; „heute kann ich's nicht mehr. Ich will Magar mitnehmen, ihn verbergen und pflegen."

So schieden sie. Jutta ging mit dem Hund und Giso ging allein nach Hause.

---

## 5.

Als Giso mit dem geschorenen Kopf nach Siegen zurückkehrte, wichen ihm die Leute scheu aus dem Wege. Einige schalten ihn einen gottlosen Menschen, andere verspotteten, andere bedauerten ihn. Eine Frau, die ihm erst gestern ihr Hanfgespinst zum Weben gebracht,

holte es gleich wieder zurück; sie fürchtete, Giso möge irgend eine Teufelei hineinweben. Das Rätsel, warum er immer den alten blinden Hund mitgeführt, schien vielen nun gelöst. Der Hund, so hieß es, sei ein eigentlicher Höllenhund gewesen, den der Weber angebetet und geküßt habe. Darum habe der Henker das Tier auch nicht totschlagen können, sondern es sei mit einer blauen Flamme in die Erde versunken.

Giso war erzürnt und tief betrübt über seine Mitbürger; hätte er die Menschen ebenso gut gekannt wie die Hunde, so würde er vielleicht noch betrübter, aber nicht erzürnt gewesen sein.

Aber schmerzlicher noch empfand er, daß all sein Ringen nach Erkenntnis vergebens, daß der Mann, welchen er für einen Boten Gottes gehalten, am Ende gar der Teufel selbst gewesen war. Ihm schauderte, wenn er an seine nächtlichen Unterredungen mit dem grauen Mann dachte, und vergebens suchte er sich alles, was jener gesagt, aus dem Sinne zu schlagen. Dagegen suchte er mit Gewalt die Worte Konrads als eines wahren Himmelsboten sich einzuprägen; aber ihm schauderte auch vor diesem Heiligen, hinter dessen Rücken die ungeheure Feuer- und Rauchgarbe des brennenden Dorfes zum Himmel aufstieg.

Und doch fand er sich dann wieder ganz beglückt in der Erinnerung an den Schreckenstag, wenn er nur an Magar dachte, der gerettet war, und an Jutta, die ihn gerettet hatte, und an jedes der wenigen Worte, die sie gesprochen, und wie sie das Tier jetzt so gut verpflegte. Er schalt sich, daß er alle Worte

Juttas wie ein Evangelium behalten hatte, während ihm die Mahnworte Konrads, des mächtigen Redners, wie Nebel im Geiste zerrannen.

Drei Tage arbeitete er fleißig am Webstuhl und ging jeden Morgen im Bußgewand in die Frühmesse. Aber am Abend des dritten Tages wollte er doch nachsehen, wie es Magar gehe, und wie derselbe auf der Hammerschmiede gehalten werde.

Gegen Sonnenuntergang eilte er hinüber.

Er fand Jutta strickend vor der Thüre und Magar lag auf der Hausflur, wo sie ihn auf frisches Heu gebettet hatte. Als er aber den Herrn witterte, kam er heraus, ihn zu begrüßen, ganz unbändig vor Freude.

Jutta berichtete, daß der Hund vorgestern aus lauter Trauer nichts gefressen habe, daß er aber gestern und heute schon weit zuthunlicher geworden sei und Milch und Brot nicht mehr verschmähe. Er werde sich bald eingewöhnen.

Giso war zufrieden mit dieser Nachricht und trat nach wenigen Worten den Rückweg an. Was hätte er auch weiters viel reden sollen?

Aber doch war es ihm, als ob er viel gesprochen habe, und er legte sich stillvergnügt auf sein Stroh. Während er sonst vor dem Einschlafen so gern und viel über das künftige Schicksal der Menschenseele und der Hundeseele nachgedacht hatte, dachte er diesmal weder an das eine noch an das andere. Dagegen sah er recht lebhaft Jutta strickend vor ihrer Hausthüre sitzen.

Nach einigen Tagen mußte er schon wieder nach

Magar sehen, und so ging es fort, bis er zuletzt fast jeden Abend auf der Hammerschmiede erschien.

Der Hund hatte sich inzwischen dort ganz eingewöhnt, wäre aber doch jedesmal gerne mit seinem Herrn wieder fortgegangen und winselte und suchte oft eine Viertelstunde lang, wenn sich dieser entfernt hatte.

Giso dachte schon daran, Magar wieder nach Siegen zu nehmen. Er meinte, wenn er ihn vom Pfarrer mit dem Weihwedel kräftig besprengen lasse, dann würde es ja aller Welt offenbar werden, daß der Hund kein Teufelsvieh sei. Allein Jutta erhob Bedenken dagegen. Glaubte man doch noch nicht einmal recht an Gisos aufrichtige Buße, wie sollte man schon wieder an Magars hündische Unschuld glauben. Zudem hatte sie das alte Tier so lieb gewonnen, daß sie's nicht wieder hergeben wollte, und auch Magar schien offenbar schon zweigeteilten Herzens.

„Er weiß nicht mehr klar, wohin er gehört, und das macht Menschen und Hunde unruhig." So bemerkte Jutta einmal zu Giso. „Denn wenn du hinweggehst, so trauert er nach dir —"

„Und wenn ich ihn mitnähme," ergänzte Giso, „so würde er nach dir trauern. Da sollten wir fast zusammenziehen, so wäre Magar zufrieden."

Jutta sprach kein Wort auf diese Bemerkung, und Giso sagte auch nichts weiter, sondern ging nach Hause.

## 6.

Ein Jahr verstrich, ohne daß sich viel verändert hätte.

Magar war noch etwas steifer und blinder geworden. Giso hätte gerne weit fleißiger gewoben als vordem, aber nur wenige gute Leute brachten ihm ihren Hanf und Flachs, so daß er oft bittere Not litt.

Seine Tage verliefen äußerst gleichmäßig: früh morgens machte er Bußübungen, dann stand er am Webstuhl bis zum Abend, und mit der sinkenden Sonne ging er zur Hammerschmiede, um zu sehen, wie sich Magar und Jutta befänden. Er war allmählich etwas minder gesprächig mit dem tauben Hund geworden und etwas gesprächiger mit seiner Pflegerin. Sonst blieb er ihr so nahe und so ferne wie zuvor.

Oft mußte er weit ins Land hinein gehen, um bei den Bauernweibern Aufträge für seinen Webstuhl zu suchen und den Hanf abzuholen oder das fertige Gewebe zu überbringen.

Ein solches Geschäft führte ihn in den letzten Julitagen 1233 bis in die Gegend von Marburg. Wegen der Hitze war er des Nachts gegangen und hatte nur noch etliche Stunden bis zu jener Stadt, als die Sonne hinter den Lahnbergen aufstieg. Von Schlaf und Müdigkeit übermannt, lagerte er sich unter einer Buche am Wege und blickte in den klaren Morgenhimmel, halb wach, halb träumend.

Da trat ein anderer Wanderer zu dem Baume, zuerst ganz unbemerkt von Giso. Auch er trug den

grauen Büßermantel und glatt geschorenes Haar. Flüchtig betrachtete er den Träumer und setzte sich dann gleichfalls in den Schatten. Es war fast seltsam, wie ähnlich sich die beiden Rastenden sahen an Haar, Gestalt und Kleid, nur nicht im Gesichte. Aber die Kapuze und der tiefe Schatten verbarg beider Züge.

Giso fuhr erschrocken auf, als ihn sein Nachbar endlich anredete; er hatte ihn nicht kommen hören und war doppelt erschrocken, da er gleichsam seine eigene Gestalt neben sich sitzen sah.

„Ihr geht nach Marburg?" fragte der Fremde.

Giso nickte bejahend.

„Das ist auch mein Weg," fuhr jener fort. „Marburg ist eine fromme Stadt. Ihr wallfahrtet wohl auch zum Grabe der Landgräfin Elisabeth? Man sagt, sie solle nächstens heilig gesprochen werden, und das hat sie ihrem Beichtvater Konrad zu verdanken, der sie trieb, zu Gottes Ehren ihren Körper zu Tode zu martern. Welch seltenes Glück, daß er die Heiligsprechung seines Beichtkindes noch erlebt!"

Giso schwieg.

„Ihr zählt wohl auch zu Konrads Getreuen?" fragte der fremde Büßer forschend weiter.

Giso schüttelte verneinend mit dem Kopfe.

„Aber Ihr kennt ihn, Ihr verehrt ihn?"

„Ob ich ihn kenne!" antwortete Giso. „Allerdings! Und ich glaube, er ist wahrhaftig ein Mann Gottes. Wie würde ich sonst diesen Büßermantel tragen?"

„Den grauen Mantel," entgegnete der Fremde,

„tragen heutzutage sehr verschiedene Leute. Es kann ein Graf darunter stecken und ein gemeiner Bauer, ein Heiliger und ein Teufel, der gescheiteste Mann und der größte Dummkopf."

Bei den letzten Worten, die er besonders scharf betonte, hielt er längere Zeit ein, als erwarte er eine Mitteilung.

Allein Giso schwieg.

Es gingen nämlich damals neben den echten Büßern auch unechte im Lande umher; sie machten sich ein Geschäft daraus, arme Leute in ihr Vertrauen zu locken und ihnen verpönte Lehren einzuprägen, um sie dann als Ketzer anzuklagen. Denn die Jagd auf Ketzer war ein gutes Geschäft geworden, und wo man keine fand, da machte man welche. Ohne Zweifel hätte der Fremde gern gewußt, ob Giso wohl nicht gar zu dieser ebenso furchtbaren als verruchten Klasse der Geschorenen gehöre.

Allein der arme Leineweber, welcher voriges Jahr zu viel gesprochen und sich fast in den Scheiterhaufen hineingesprochen hatte, war klug geworden und behielt seitdem seine Gedanken für sich.

Der Fremde fuhr darum fort: „Dieser Büßermantel ist ein seltsames Kleid. Bei Bösewichtern verhüllt er, was sie sind; aber uns ehrliche Leute läßt er auch manchmal scheinen, was wir nicht sind. Hielt mich doch einmal ein einfältiger Westerwälder Leineweber für den Evangelisten Matthäus —"

Giso fuhr jäh auf.

„Ihr staunet, Freund, und glaubt es nicht?" fuhr

der andere lachend fort, „aber es war doch also. Freilich sah mich der dumme Kerl nur bei Nacht und mit der Kapuze überm Kopf. Aber er war auch ganz entsetzlich einfältig und wollte gar von mir erfahren, ob denn seine Seele dereinst auch die Seele seines Hundes am Strick in den Himmel mitführen dürfe! denn er führte das Tier immer am Strick — —"

Bei diesen Worten fand Giso die Sprache zwar noch nicht wieder, allein er fand seine Fäuste und seinen Stock.

Wütend fiel er über den grauen Büßer her, warf den baumlangen Mann zu Boden, als ob's ein Kind sei, und bedeckte ihn mit den fürchterlichsten Prügeln. Und dazwischen kamen ihm dann auch die Worte immer fließender, während der andere nur noch heulen und um Barmherzigkeit wimmern konnte.

„Also bist du nicht einmal der Teufel!" schrie Giso, „oder wenn du's bist, dann zeig's und wehre dich! Schändlicher Verräter! Du hast mir Lügen gepredigt, um mich dann derselben anzuklagen! Hilf dir! schüttle die Prügel ab, wenn du der Teufel bist, wie der fromme Richter sagte!"

Er würde den Büßer wohl totgeschlagen haben, wäre nicht plötzlich ein Zug von Mönchen mit bewaffneten Knechten des Weges gekommen und hätte seinen Hieben Einhalt gethan.

Die Knechte lachten zuerst unbändig, daß ein Büßer den anderen so gründlich Buße thun ließ.

Aber als der Geprügelte wieder aufatmete und seine von Wut und Schmerz erstickte Stimme erhob,

da stieg der Führer der Mönche vom Pferde und erkannte entsetzt seinen „lieben Bruder", wie er ihn nannte, den Hans von der Schwalm, in dem Gemarterten. Dieser Führer der Mönche aber war Konrad von Marburg selbst, der unerbittliche Ketzerrichter, den nun auch Giso sofort erkannte, und der Stock entsank seinen Händen.

Hans erhob die schwerste Anklage gegen Giso, der ein rückfälliger Ketzer sei und ihn habe ermorden wollen.

Mochte dieser dagegen sagen, was er wollte, man hörte ihn nicht. Die Mönche stillten sorgsam das Blut, welches dem zerschlagenen Hans über den Kopf lief, und übergossen seinen blau aufgelaufenen Rücken mit kaltem Wasser, unter Wehklagen, daß die Heiligen Gottes solche Marter erdulden müßten. Die Knechte aber nahmen den armen Giso unter derben Fußstößen in ihre Mitte und schleppten ihn mit dem Zuge fort, der sich weiter gen Marburg bewegte.

Dort war Giso der Scheiterhaufen jetzt gewiß.

Während des Marsches hatte er Zeit, über die Gerechtigkeit Gottes nachzudenken, welche ihm rätselhafter als je und eigentlich sehr ungerecht vorkam.

„Besser wäre es doch gewesen," so meinte er, „wenn Gott den Konrad mit seinem Gefolge eine halbe Stunde später zu dem Buchenbaum hätte gelangen lassen. Dann hätte ich inzwischen dem Schuft das Verklagen für immer ausgeprügelt gehabt, niemand hätte gewußt, wer das verdiente Strafgericht vollzogen, und ich wäre in Frieden wieder heimge-

gangen zu meinem Hund und zu Jutta, während ich jetzt zum Holzstoß gehe."

So hatten sie sich ungefähr eine Stunde fortbewegt, als dem Zuge von entgegensprengenden Reitern Halt geboten wurde.

Giso, in die Mitte gepackt, konnte anfangs nicht genau sehen, was vorging. Er hörte nur Geschrei und Waffengeklirr, und seine Wächter eilten mit ihren Spießen nach vorn.

Es waren zwei geharnischte Ritter mit zahlreichen Reisigen, welche Konrad vom Pferde rissen und ihm zuriefen, daß er sich als ein falscher Ankläger augenblicklich zum Sterben bereiten möge, und die Reisigen wurden nach kurzem Kampfe leicht mit den Knechten der Mönche fertig.

Konrad fiel auf die Kniee und flehte weinend um sein Leben, indes Hans von der Schwalm unangetastet und ohne zu helfen zur Seite stand gleich einem unbeteiligten Zuschauer.

Da Giso dies sah, sprang er vor und rief: „Ihr Herren seid an den Unrechten gekommen; der falsche Ankläger steht da drüben, den schlagt nur tot; dieser Mönch aber ist der heilige Mann Konrad von Marburg!"

Und er stellte sich vor den flehenden Konrad, um ihn zu schützen, bis die Bewaffneten zur Besinnung gekommen wären und den Rechten da drüben erkannt hätten.

Allein ehe er sich's versah, sauste ihm ein Hieb auf den Kopf, und zugleich stürzte Konrad, von drei

Lanzenstichen durchbohrt, tot zu Boden. Giso hörte nur noch, wie Hans laut auflachte und rief: „Da kriegt der grobe Westerwälder den Lohn für meine Prügel!“

Dann schwanden ihm die Sinne.

---

## 7.

Die Sonne stand schon im Mittag, als Giso wieder erwachte aus seiner Betäubung.

Neben ihm lag Konrads Leiche und ein erschlagener Knecht. Einige Bauern mit Weibern und Kindern standen in stummer, kalter Neugier umher. Sie wußten wohl, wer der furchtbare Mann gewesen, der hier tot in seinem Blute lag und dessen Herrschaft nun aufgehört hatte, aber keiner klagte, keiner rührte die Leiche an oder rief nach Hilfe oder Rache.

Als aber ein Bauer bemerkte, daß Giso sich aufrichtete, sprang er ihm bei, und als Giso wieder so viel Kraft gewann, daß er sich, von Zweien unterstützt, fortschleppen konnte, führten sie ihn nach dem nahen Dorfe Kappel in eine elende Hütte.

Dort sammelten sich bald Neugierige genug. Sie waren aber sehr erstaunt, daß Giso von ihnen wissen wollte, was denn eigentlich vorgefallen sei, da sie vielmehr von ihm den Vorgang zu erfahren hofften. Sie wußten nur, daß die zwei Ritter mit ihren Mannen nach der That rasch davongesprengt seien

gen Westen, in ihrer Mitte aber hätten sie einen Büßer geführt mit verbundenem Kopfe, den hätten sie aufs Pferd gesetzt —

„— Gefangen, gefesselt, um ihn dem Henker zu überliefern —" fiel Giso ein.

„Keineswegs," berichtigte ein Bauer. „Sie thaten sehr freundlich mit ihm, und der Büßer schien sehr vergnügt; denn die Ritter hatten ihm eine goldene Kette geschenkt und wie einem Bürgermeister um den Hals gehängt. Man glaubt, er habe Konrad in die Falle gelockt, er sei der Spion der Ritter gewesen und werde nun zu hohen Ehren kommen."

Dem armen Giso wurde es bei dieser Nachricht so wirr im Kopf, daß ihm alle Gedanken vergingen.

Da die Bauern aber erfuhren, daß er gar nicht zum Gefolge Konrads gehört habe, sondern nur so zufällig dazu gekommen sei, wie der Hund zum Tritt, und auch nicht genau wisse, warum man ihn eigentlich zu Boden geschlagen, so behandelten sie ihn etwas freundlicher als vorher.

Allein als pfiffige Bauern suchten sie sich doch den Gast möglichst bald vom Halse zu schaffen. Denn in diesen schlimmen Zeitläuften wußte man von einem zum anderen Tage nicht, wer oben oder unten sei, und am besten war's, sich in die Händel der Großen und Kleinen gar nicht zu mischen.

Also wurde Giso gegen Abend auf einen Karren gesetzt, da er nicht gehen konnte, und in der Richtung nach Siegen etliche Stunden Weges fortgefahren, und als er so weit genug aus dem Bereiche des Dorfes

war, legte ihn sein Führer in ein verlassenes Hirtenhaus, gab ihm etwas Brot und fuhr mit seinem Karren wieder heim. Giso konnte dann des anderen Tages sehen, wie er weiter nach Hause kam.

Allein das ging nicht so geschwind. Der Kopf begann ihm zu glühen und zu brennen, die Wunde schmerzte furchtbar, und wenn er sich eine halbe Stunde fortgeschleppt hatte, dann mußte er wieder eine Stunde rasten, um Kraft zu gewinnen. Doch nahmen sich zwischendurch mitleidige Menschen seiner an, erfrischten ihn und halfen ihm weiter, so daß er sich am Abend des dritten Tages nahe bei Siegen befand, obgleich diese Stadt von Marburg eigentlich nur einen redlichen Tagemarsch entfernt ist.

Nun brach aber auch das Wundfieber mit ganzer Macht hervor.

Giso war eben in der Nähe der Ruinen von Wilnsdorf zum Tannenberg gekommen und gelangte noch bis zu jenem Wacholderbusch, wo er voriges Jahr zum erstenmal dem Hans von der Schwalm begegnet war. Da versagten ihm die Kräfte und er blieb beim Busche liegen. Allein als er den Ort erkannte, graufte es ihm so sehr vor dieser Stätte des Unheils, daß er nochmals sich mit letzter Anstrengung aufraffte und tiefer in den Wald kroch, bis er mitten im Dickicht, weitab vom Wege, zusammenbrach und hier sein Ende erwartete.

Denn er fühlte, daß er vor Entkräftung umkommen müsse, wenn ihn niemand fand, und es konnten Tage verfließen, bis einer in jener menschen-

armen Zeit des Weges ginge, und Monate, bis vielleicht zufällig ein Jäger in das Dickicht dringen würde.

Nach seiner ruhigen Art war er entschlossen, dem Tode ohne Angst ins Auge zu sehen. Die Hunde und andere Tiere kriechen zum dunkelsten Versteck, wenn sie den Tod nahe fühlen, sie ringeln sich zusammen und harren geduldig, meist lautlos des Endes. Und Giso glaubte, auch er könne nichts Besseres thun.

Doch indem er so dalag, vom Fieber geschüttelt, dachte er auch an seine unsterbliche Seele und meinte, das thäten die Hunde vermutlich doch nicht.

Im wachen Traum erschien ihm aber der graue Mann, dem er hier vor einem Jahre begegnet, doch es war nicht Hans von der Schwalm, der Verräter, wie er sich zuletzt entpuppt hatte, sondern ganz gewiß jener Evangelist, den er damals zu sehen glaubte.

Und der Evangelist fragte, ob er noch begehre, daß sein Hund ihn begleite, wenn er nun in den Himmel komme.

Giso bejahte dies, doch lieber sei es ihm noch, wenn er zugleich die Pflegerin des Hundes, Jutta von der Hammerschmiede, dort wiederfinde.

Der Evangelist meinte, er sei nicht blöde, daß er gleich selb drei zur Himmelspforte einzuziehen begehre, und ob er denn auch so ganz gewiß sei, daß er überhaupt selber hineinkomme.

Darauf antwortete Giso mit einem sehr bestimmten „Ja!“

„Und warum?“

„Das habe ich mir schon lange fest bewiesen,“

erwiderte Giso. „Denn sehet, die Jutta kommt ohne Zweifel in den Himmel, sie ist schon auf Erden ein Engel, und wenn sie nicht hineinkäme, dann bliebe der ganze Himmel leer. Nun weiß ich aber, daß Jutta mich noch viel lieber hat, als ich den alten Magar, obgleich sie mir das niemals sagte; und ich weiß auch, daß Jutta keine rechte Freude am Himmel hätte, wenn ich nicht gleichfalls dort wäre, obgleich sie mir das auch noch niemals gesagt hat. Und da nun Jutta des Himmels gewiß ist, so bringt sie mich ohne Zweifel auch mit hinein."

Der Evangelist lachte. „Ihr Westerwälder seid doch pfiffige Kerle! Also glaubst du, mit deiner Liebe könntest du dir den Himmel gewinnen. Aber meinst du denn, man käme in den Himmel unverdient?"

Giso erwiderte: „Ich habe Juttas Liebe gewonnen — unverdient, so unverdient, daß ich's bis heute nie gesagt, ja mir kaum zu denken getraute. Und so glaube ich, den Himmel durch die Liebe gerade so unverdient zu gewinnen, wie ich unverdient diese Liebe gewann."

Giso hörte, sprach und dachte nichts weiter: schwarze Nacht umfing seine Sinne, die inneren wie die äußeren.

So lag er mehrere Stunden. Der Wald war ganz still geworden, nur ein Bächlein rauschte von fern; der Mond und die Sterne zogen langsam ihre Bahn am Himmelsgewölbe, schon stand die helle Scheibe hoch oben in der Mitte der flimmernden Kuppel. Es war Mitternacht.

Da hörte Giso seinen Namen, immer lauter,

immer öfter, eine glockenhelle Stimme rief denselben. Leichte Kühlung zog ihm über die brennenden Wangen. Er schlug die Augen auf und fuhr mit der Hand nach dem Gesicht: da griff er in Magars bärtige Schnauze, der ihm die Wangen geleckt hatte und wedelnd auf ihm stand und ihm ganz leise mit der Pfote übers Auge fuhr. Der helle Vollmond aber beleuchtete hinter dem Hunde zugleich die freundlichen Züge Juttas.

Giso glaubte im Himmel erwacht zu sein an der Seite seines Mädchens und seines Hundes; allein er lag noch wirklich und lebendig im Wald am Tannenberg, und beide Freunde waren schon lang um ihn bemüht gewesen, ohne daß er's bemerkt hatte.

Jutta rüttelte ihn vollends auf und war außer sich vor Freude, als ihm Leben und Besinnung rasch zurückkehrten und Giso auf ihre Fragen antwortete.

Er wollte wissen, wie sie hierhergekommen. Aber Jutta rief: „Jetzt ist keine Zeit zu müßigem Geplauder. Bleibe nur noch ein Stündchen ruhig liegen; ich lasse dir Magar und kehre bald wieder zurück."

Sie verschwand, und Giso wußte nicht, ob er geträumt habe. Allein er konnte ja Magar mit Händen greifen und der Hund war also kein Traumbild. Er streichelte ihn, und so schwer ihm das Sprechen ankam und so matt die Stimme klang, mußte er doch mit dem stocktauben Tier ein paar freundliche Worte wechseln.

Das Stündchen wurde ihm entsetzlich lang; allein er fühlte sich nicht verlassen; behütete ihn doch ein Freund! — der alte, steife, blinde, taube Hund, der

ihn nicht mehr verstand und der ihn doch noch lieb hatte!

Endlich kam Jutta zurück, begleitet von ihrer Mutter. Sie brachten eine Bahre, auf welche sie Giso sorgsam betteten, und trugen ihn sanft hinunter zur Stadt in sein Haus.

Erst allmählich erfuhr Giso, wie er gerettet worden war. Jutta war mit Magar im Walde gewesen, Erdbeeren zu suchen, und wollte beim Anbruch der Nacht über den Tannenberg heimgehen. Als sie aber zum Wacholderbusch kamen, zerrte Magar unablässig am Strick; er war nicht von der Stelle zu bringen und drängte und zog ins Dickicht, bis er seinen Herrn gefunden hatte.

Das schärfste Auge, das feinste Ohr würde den Verlassenen nicht entdeckt haben; aber der taube und blinde Hund witterte und rettete noch seinen verschmachtenden Herrn.

---

## 8.

Zu Hause ward Giso zunächst von den beiden Frauen gepflegt. Seine kräftige Natur siegte und er genas, wenn auch langsam. Doch konnten Jutta und ihre Mutter samt dem Hunde bald zur Hammerschmiede heimkehren, denn Giso fand bei seinen Nachbarn, die ihm vorher aus dem Wege gegangen, mit einemmal die größte Teilnahme, ja die ganze Stadt rühmte den armen Leineweber als einen trefflichen Mann, einen ungerecht Verfolgten und Märtyrer.

Giso begriff nicht, woher dieser Umschlag kam; er erfuhr es aber nach und nach.

Die Ketzer, welche Konrad von Marburg aufspürte und aburteilte, waren anfangs fast nur arme und geringe Leute gewesen; mit wachsender Kühnheit und wachsender Macht griff er dann aber auch auf Reiche und Vornehme, und durch päpstliche Vollmacht gesichert, hatte er zuletzt gar gewagt, die mächtigen Grafen von Sayn, Solms und Henneberg vor seinen Stuhl zu rufen, von welchem selten ein Angeklagter unverdammt hinwegging. Die Sache erregte einen Sturm durchs ganze Reich bis hinauf zum Kaiser, und Konrads Macht begann zu wanken. Er selbst aber wankte noch nicht. Da schwuren ihm die Ritter von Dernbach, zwei treue Vasallen des Grafen von Sayn, den Tod und erstachen ihn bei Kappel.

Es hatte aber Hans von der Schwalm, der als unechter Büßer so viele unschuldige Leute ins Garn des Ketzerrichters getrieben, nunmehr, da er Konrads Stern erbleichen sah, seinen bisherigen Freund und Herrn verraten und ihn auf den Weg gelockt, wo ihn die Ritter verabredetermaßen trafen und ungestört ermorden konnten.

Wie ein Lauffeuer ging die Kunde durchs Land, daß Konrad seinen Lohn gefunden, als er eben zu neuen, größeren Ketzerbränden gen Marburg habe ziehen wollen, und daß er den armen Leineweber mit sich geführt habe, um ihn dort zuerst und bei ganz kleinem Feuer zu verbrennen.

Alles atmete auf. Kein Zweiter wagte in des

Ermordeten Fußstapfen zu treten; des Papstes Bann gegen die Mörder blieb zunächst wirkungslos; der Greuel hatte für jetzt und für alle Zeit ein Ende.

Die von Konrad verurteilten Büßer, welche man bis dahin wie Aussätzige gemieden, erschienen nunmehr als tapfere, schwer geprüfte Männer, die unechten Büßer dagegen, welche aus dem Ketzerfang ein Gewerbe gemacht, wurden vom Volke gesteinigt und verjagt.

Nur an den schlimmsten derselben, an Hans von der Schwalm, getraute sich niemand, da er unter dem Schutze mächtiger Herren stand und so viele frühere Schlechtigkeit durch die allerneueste gedeckt hatte. Uebrigens war Hans klug genug, seine ehemaligen Abenteuer in Vergessenheit zu senken; darum verfolgte er auch Giso nicht, ob er's wohl gekonnt hätte, und obgleich ihn die furchtbaren Prügel noch wochenlang weder ruhig sitzen noch liegen ließen.

Lebte nun der genesende Giso wieder vollkommen sicher, ja geehrt in seiner Vaterstadt, so konnte auch Magar wieder zu ihm heimkehren, da der Hund ja nicht mehr für dämonisch besessen galt.

Jutta brachte ihn zurück.

Aber schon des anderen Tages war Magar wieder verschwunden, und Giso wußte wohl, wohin er gelaufen sei, und da er sich heute zum erstenmal dauernd im Freien bewegen durfte, so schlich er am Abend dem Hunde nach, den er auch richtig in der Hammerschmiede fand.

„Mein alter Freund verläßt mich," sagte Giso, „er will der neuen Freundin gehören."

„Nein," erwiderte diese, „er verläßt dich nicht, denn siehe, wie freundlich er dich begrüßt. Allein er gehört uns beiden."

Und wirklich war Magar nur dann mehr ganz ruhig, wenn er sie beide zusammen hatte.

Dann streckte er alle viere von sich und ruhte so still behaglich, das blinde Auge unverrückt nach der Seite gewandt, wo er seine Freunde wußte.

Ach, die Hunde verstehen das Ausruhen so meisterhaft! Wir unsteten, hastigen Menschen sind in dieser Kunst nur Stümper gegen sie. Und mit dem steigenden Alter ruht der Hund immer mehr und mehr und schlürft gleichsam voraus die Seligkeit des Nichtseins in langen, langen Zügen. Der Mensch aber, der das Nichtsein fürchtet, bleibt selbst im Alter ruhelos.

Da aber Magar in Juttas Hütte jetzt offenbar viel tiefer ruhte und schnarchte als in Gisos Haus, so sollte er dort bleiben, und Giso wollte dann jeden Abend wieder hinüberkommen nach alter Gewohnheit.

Jutta billigte dies, meinte aber, sie müsse ihm doch eine Beobachtung mitteilen, die sie gestern und heut an dem Hunde gemacht. Magar sei magerer geworden als je zuvor, obgleich er jetzt doch fast überfüttert werde.

„Das ist ein gutes Zeichen," meinte Giso, „die mageren Hunde und die mageren Menschen bringen's am weitesten in der Welt."

„Dazu fallen ihm die Haare in ganzen Büscheln aus, und sein Schweif ist seit wenigen Tagen kahl geworden."

„So geht's im Alter," meinte Giso, „bei den Menschen kommt die Glatze auf dem Kopfe, bei den Hunden kommt sie am Schwanz. Und wenn Magar erst jetzt Haare lassen muß, so mag er sich glücklicher preisen als sein Herr, der schon in jungen Jahren so viel Haare hat lassen müssen."

„Auch säuft der Hund jetzt unablässig Wasser, wie nie zuvor," fuhr Jutta fort.

„Das ist ganz naturgemäß," belehrte Giso. „Je älter die Menschen und Hunde werden, um so durstiger werden sie."

Jutta hatte aber noch weit Merkwürdigeres dazu entdeckt. Magar erhob sich öfters mit gesträubtem Rücken und bellte grimmig gegen einen Feind, der nirgends zu sehen war. Oder er wedelte und schmeichelte in die blaue Luft hinein; dann that er wieder, als ob er mit anderen Hunden spiele und raufe, die sich doch nirgends fanden. Auch verwechselte er ab und zu den Herd mit der Hausthüre. Während seine äußeren Sinne nichts mehr wahrnahmen, schien sich der Phantasie eine besondere Welt zu erschließen.

Er litt offenbar an Sinnestäuschungen.

Und dabei entsann sich Giso, daß Magars Taubheit schon vor Jahren mit solchen Täuschungen begonnen habe. Denn als er damals den Ruf seines Herrn noch weithin trefflich hörte, verlor er zunächst das Vermögen zu unterscheiden, von welcher Seite der Ruf gekommen, und lief regelmäßig nach der verkehrten Seite. Dem Sinnesverlust ging die Sinnestäuschung voraus. Nun bemerkte aber Giso, daß es

bei den kleinen Kindern umgekehrt gehe. Wenn sie sehen und hören lernen, dann ermessen sie anfangs nicht genau, wo und wie weit der Gegenstand entfernt ist, nach welchem sie greifen, und woher der Schall kommt: sie gehen durch die Schule der Sinnestäuschung, um den voll befähigten Sinn zu gewinnen. Und er schloß ganz richtig, daß Magar nunmehr wieder zum Kind, daß er kindisch geworden und also ins höchste Greisenalter eingetreten sei.

Und da es uns im hohen Alter gerade so ergehen kann, wie dem armen Hunde, so nahm sich Jutta vor, ihren Pflegling um so liebevoller zu warten, wenn er auch immer lästiger werde.

Magar aber lohnte diese Liebe, denn er ward zärtlicher und zutraulicher als je zuvor. Als echter wilder Rassenhund hatte er in jungen Jahren trotz aller Treue sich selten nur an seinen Herrn geschmiegt, und wenn sich dieser mit ihm draußen lagerte, seinen Platz immer einige Schritte seitab gesucht. Er wollte von der Hand nicht gegriffen werden, die er freiwillig liebkoste, er wollte die Freiheit in der Freundschaft. So machen's die echten Hunde und die echten Menschen.

Doch jetzt in alten Tagen verlor Magar den Freiheitsgeist und lag den ganzen Tag zu den Füßen der Herrin.

## 9.

Es war im Oktober desselben Jahres. Ein dicker kalter Nebel lag auf Berg und Thal, und man suchte gern die warme Stube.

Da trat ein Jäger in Juttas Hütte, ein stattlicher Mann, weidmännisch schlicht gekleidet, doch mehr wie ein Herr denn als ein Diener.

Er hatte sich auf der Jagd verirrt und bat, eine Weile rasten und sich wärmen zu dürfen, auch hungerte ihn. Er erzählte, daß er eben bei einem benachbarten Ritter zu Gaste sei, sonst aber auf der Burg Dernbach bei Herborn wohne.

Jutta wies ihn auf die Bank am Herdfeuer, wo eben die Mittagssuppe kochte.

Und wie er so behaglich in der warmen Ecke saß, schob sie einen ganzen Arm voll Späne in die Glut, daß das Feuer hoch aufprasselte und eine mächtige Rauchwolke längs der Decke zur Thür hinauszog; denn den Luxus eines Schornsteins kannte Jutta noch nicht.

„Hei, wie das prächtig lodert!“ rief sie dem Gaste zu. „Nicht wahr, die Flamme thut wohl?“

Der Jäger aber starrte eine Weile in die Lohe, die höher und höher züngelte, als wolle sie das Gebälk ergreifen; dann sprang er plötzlich auf und rief: „Ich kann das Feuer nicht sehen! Ich kann den Rauch nicht riechen! Stelle mir die Bank vor die Thür!“

Und er setzte sich hinaus in die kalte Luft und starrte in den Nebel, der sich durch die Thalschlucht wälzte.

Jutta brachte ihm die Suppe hinaus: „Die Suppe wird Euch wärmen," rief sie; „aber blast tüchtig, sie ist heiß; verbrennt Euch nicht."

Der Jäger blies und führte einen Löffel zum Munde. „Das brennt wie das höllische Feuer!" brüllte er und fuhr auf und warf die Schüssel ingrimmig auf den Boden, daß sie in hundert Scherben zerbrach. „Gebt mir einen Becher Wein!"

Aber Jutta lachte ihn aus. „Wein haben wir nicht, den müßt Ihr bei den vornehmen Herren suchen."

„Dann gebt mir Wasser."

Jutta brachte eine Schüssel mit Wasser. „Das Wasser kriegt Ihr nur in einer hölzernen Schüssel, da Ihr mir die irdene zerbrochen habt."

Der Jäger trank gierig die halbe Schüssel aus und ging in die Hütte zurück, wo das Feuer jetzt erloschen war.

Wie er aber wieder eintrat, erhob sich Magar, der bis dahin fest geschlafen, von seinem Lager und schritt langsam auf ihn zu. Sein Haar sträubte sich, und er begann jämmerlich zu heulen und zu bellen, sah aber dabei nicht auf den Fremden, sondern in die entgegengesetzte Ecke.

„Was will das elende Vieh?" rief dieser zornig. „Schweig, Magar!"

„Ihr kennt den Hund?" fragte Jutta erstaunt.

„Hinweg mit dem Luder!" fuhr der Jäger fort. „Wen bellt Magar denn an? Seht dort in die Ecke. Was sieht er dort? Es sind geschorene Leute — fünf — sechs — wie kamen die herein?"

Jutta befiel ein Grausen. „In der Ecke steht niemand," sagte sie, sich und den Fremden beschwichtigend. „Blicket nur scharf hinüber; wahrhaftig, es ist niemand da! Magar ist kindisch und lebt in Träumen."

„Er ist ein Teufelsvieh, das man totschlagen muß," berichtigte der Jäger und erhob seinen Speer.

Aber Jutta und ihre Mutter fielen ihm in die Arme, entwanden ihm die Waffe, packten ihn von hinten und vorn zugleich und warfen ihn zur Thüre hinaus, die sie eilends verriegelten.

Der Jäger verschwand im Nebel, schimpfend und fluchend.

„Was war das für ein Gast?" rief Jutta. „Meine Schüssel zerbricht er mir, und den Hund will er mir totschlagen zum Dank, daß wir ihn freundlich aufgenommen!"

Und sie hielten die Thüre den ganzen Tag verschlossen und fürchteten sehr, der Jäger möge mit mehreren wieder kommen, um Rache zu nehmen, und waren froh, als gegen Abend Giso an die Thür pochte.

---

## 10.

Die beiden Frauen erzählten ihm sofort von dem groben Jägersmann.

„Großer Gott!" rief Giso, „das war Hans von der Schwalm. Er hat vordem so viele Feuer der

Marter und des Todes angezündet, daß er jetzt kein friedliches Feuer mehr sehen kann; er hat ganze Dörfer in Rauchwolken gehüllt, dafür kann er jetzt den Rauch keiner Küche mehr riechen. Er lebt herrlich und in Freuden, wie ein Junker gehalten von den Rittern von Dernbach, weil er ihnen seinen alten Herrn, den Konrad, verraten hat, und dieser Konrad, gegen den so viel unschuldig Blut zum Himmel schreit, wird von den Dominikanern für einen Heiligen erklärt. Das mag reimen, wer da kann; einem armen Leineweber steht dabei der Verstand still. Aber es gibt doch noch einen Gott im Himmel. Habt ihr seine Botschaft verstanden? Er hat dem Verräter Hans den Frieden des Herdfeuers genommen — und das ist eine furchtbare Strafe! — und die Suppe, welche uns ehrlichen Leuten nur den Mund verbrennt, verbrennt dem mörderischen Kerl das Gewissen. Und der freche Hans wird kindisch vor Furcht und bellt und heult wie Magar gegen die falsche Ecke. Gott verzeih mir's, daß ich den Schuft mit dem treuen Hund vergleiche!"

Bei diesen Worten fiel sein Blick auf Magar, der auf seinem Lager ruhte und ihn noch nicht begrüßt hatte. Er schlief so gut. Giso trat hinzu und streichelte ihn. Der Hund bemerkte es und wedelte, ohne sich sonst zu bewegen. Dann zuckte er einmal — zweimal.

— Er war tot.

Am späten Abend begruben ihn Giso und Jutta im Gärtchen hinter der verfallenen Hammerschmiede. Sie gruben selb zwei ein tiefes Grab, ganze sechs

Schuh tief, damit niemand später den Frieden der Gebeine störe. Nur der Abendstern belauschte ihre Arbeit; er stand noch allein am Himmel.

Während des Grabens sagte Giso: „Nun ist Magar tot, und ich brauche nicht mehr herüber zu kommen. Jutta! willst du meine Frau werden?"

„Das will ich!" antwortete sie, ohne den Spaten zur Ruhe zu setzen. „Aber warum hast du mich nicht schon längst so gefragt?"

„Aus zwei Gründen," antwortete Giso und schaufelte rüstig immer weiter. „Erstlich: Ich hätte dich gern schon lange begehrt, aber ein ausgestoßener Mann und geschorener Büßer soll um keine Frau werben. Auch ging meine Weberei zu schlecht, als daß ich dich hätte ernähren können; aber seit ich, Gott weiß warum, den Hieb übern Kopf gekriegt habe, schickt mir die halbe Stadt Siegen ihr Garn, daß ich schon einen Lehrjungen annehmen mußte und bald auch Gesellen suchen werde. Zweitens: Solange ich den ganzen Tag grübelte, Gottes Weisheit zu ergründen, und sein Weltregiment zu verstehen, und die halbe Nacht lauschte, seine Botschaft zu hören über das Geschick unserer armen Seelen im Jenseits, hatte ich keine rechte Zeit zum Heiraten. Jetzt aber erkenne ich, daß Gott nicht zu uns spricht, indem er uns da oder dort anredet, wie ein Bettelmönch einen dummen Bauern; sondern er spricht zu uns in unserem Leben und Leiden und Lieben, in unserer Arbeit und Not und in der hellen Freude der guten und in der schwarzen Angst der bösen That. Wir gehen auch nicht durchs Himmels-

thor ein wie durchs Siegener Stadtthor, sondern Gott zieht uns in den Himmel, ohne daß wir's merken. Das ist alles so klar und ist doch alles ein Geheimnis. Die gescheiten Leute zanken sich darüber und verrücken uns die Köpfe. Laß uns einfältig fromm sein und arbeiten und uns lieb haben."

Inzwischen hatte sich der ganze Himmel mit Sternen besät.

Da holten sie Magars Körper aus der Hütte und wickelten ihn in einen alten Sack, daß er nicht zu hart liege.

Und während sie das Grab zuschaufelten, sagte Giso: „Alles ist ein Geheimnis. Im Frühjahr wollen wir ein Lindenbäumchen auf das Grab pflanzen."

Als sie dann mit der Arbeit fertig waren und den Boden wieder schön geebnet hatten, reichten sie sich die Hände und küßten sich über dem Grab des Hundes.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H.
Stuttgart und Berlin

# W. H. Riehl:

**Die Naturgeschichte des Volkes**
als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik. 4 Bde.
Geheftet 20 M. In Leinenband 24 M.

Hieraus einzeln:

Band 1: **Land und Leute**
10. Auflage. Geheftet 5 M. In Leinenband 6 M.

Band 2: **Die bürgerliche Gesellschaft**
9. Auflage. Geheftet 5 M. In Leinenband 6 M.

Band 3: **Die Familie**
11. Auflage. Geheftet 5 M. In Leinenband 6 M.

Band 4: **Wanderbuch**
als zweiter Teil zu „Land und Leute". 3. Auflage.
Geheftet 5 M. In Leinenband 6 M

**Musikalische Charakterköpfe**
Ein kunstgeschichtliches Skizzenbuch. 2 Bde.
Geheftet 8 M. In Leinenband 10 M.

**Kulturstudien** aus drei Jahrhunderten
5. Auflage. Geheftet 5 M. In Leinenband 6 M.

**Die deutsche Arbeit**
3. Auflage. Geheftet 5 M. In Leinenband 6 M.

**Freie Vorträge**
Zweite Sammlung. Geheftet 7 M. 50 Pf.

**Kulturgeschichtliche Charakterköpfe**
3. Auflage. Geheftet 4 M. In Leinenband 5 M.

**Kulturgeschichtliche Novellen**
5. Auflage. Geheftet 4 M. In Leinenband 5 M.

**Neues Novellenbuch**
3. Auflage. Geheftet 4 M. In Leinenband 5 M.

**Aus der Ecke.** Sieben Novellen
4. Auflage. Geheftet 4 M. In Leinenband 5 M.

Fortsetzung umstehend

# W. H. Riehl:

Ferner:

**Am Feierabend.** Sechs neue Novellen
4. Auflage. Geheftet 4 M. In Leinenband 5 M.

**Lebensrätsel.** Fünf Novellen. 3. Auflage
Mit dem Bildnisse des Verfassers
Geheftet 6 M. In Leinenband 7 M.

**Geschichten und Novellen.** Gesamt-Ausgabe
7 Leinenbände 28 M. Auch in 44 Lieferungen zu je 50 Pfennig nach und nach zu beziehen

Inhalt: Band 1: Kulturgeschichtliche Novellen. Band 2 und 3: Geschichten aus alter Zeit. Band 4: Neues Novellenbuch. Band 5: Aus der Ecke. Band 6: Am Feierabend. Band 7: Lebensrätsel

Einzelne Bände oder Lieferungen aus dieser Ausgabe werden nicht abgegeben

**Ein ganzer Mann.** Roman. 4. Auflage
Geheftet 6 M. In Leinenband 7 M.

**Religiöse Studien eines Weltkindes**
5. Auflage. Geheftet 4 M. In Leinenband 5 M.

## Schulausgaben

mit Einleitungen und erklärenden Anmerkungen

**Land und Leute.** Herausgegeb. von Dr. Th. Matthias
2. Auflage. In Leinenband 1 M. 20 Pf.

**Die bürgerliche Gesellschaft.** Herausgegeben von Dr. Th. Matthias In Leinenband 1 M. 20 Pf.

**Die Familie.** Herausgegeben von Dr. Th. Matthias
In Leinenband 1 M. 20 Pf.

**Sechs Novellen.** Herausgegeb. von Dr. Th. Matthias
In Leinenband 1 M. 20 Pf.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H.
Stuttgart und Berlin

Die nachstehend verzeichneten Romane und Novellen sind auch in Leinwand gebunden zu beziehen

**Preis für den Einband 1 Mark**

| | Geheftet |
|---|---|
| Andreas-Salomé, Lou, Ruth. Erzählung. 3. Aufl. | M. 3.50 |
| —„— Aus fremder Seele. Eine Spätherbstgeschichte. 2. Auflage. | M. 2.— |
| —„— Fenitschka. Eine Ausschweifung. Zwei Erzählungen. | M. 2.50 |
| —„— Menschenkinder. Novellensammlung. 2. Auflage. | M. 3.50 |
| —„— Ma. Ein Porträt. 2. Auflage. | M. 2.50 |
| —„— Im Zwischenland. Fünf Geschichten. 2. Auflage. | M. 3.50 |
| Anzengruber, Ludwig, Wolken und Sunn'schein. 2. Auflage. | M. 3.— |
| Arminius, Wilhelm, Der Weg zur Erkenntnis. Roman. | M. 3.— |
| —„— Yorks Offiziere. Historischer Roman. | M. 3.50 |
| Bobertag, Bianca, Moderne Jugend. Roman. | M. 4.— |
| Böhlau, Helene, Salin Kalischke. Novellen. 2. Aufl. | M. 3.— |
| Bourget, Paul, Das gelobte Land. Roman. | M. 3.— |
| Boy-Ed, Ida, Die Lampe der Psyche. Roman. 2. Aufl. | M. 4.— |
| —„— Um Helena. Roman. 2. Auflage. | M. 3.50 |
| —„— Die säende Hand. Roman. 3. Auflage. | M. 3.50 |
| Bülow, Frieda v., Kara. Roman. | M. 4.— |
| Burckhard, Max, Simon Thums. 2. Auflage. | M. 3.— |
| Busse, Carl, Die Schüler von Polajewo. Novellen. | M. 2.50 |
| Ebner-Eschenbach, Marie v., Erzählungen. 4. Aufl. | M. 3.— |
| —„— Božena. Erzählung. 5. Auflage. | M. 3.— |
| —„— Margarete. 5. Auflage. | M. 2.— |
| — Moriz v., Hypnosis perennis. Ein Wunder des heiligen Sebastian. Zwei Wiener Geschichten. | M. 2.— |

| | Geheftet |
|---|---|
| Eckstein, Ernst, Nero. Roman. 6. Auflage. | M. 5.— |
| Ertl, Emil, Mistral. Novellen. | M. 3.— |
| Fontane, Theodor, Quitt. Roman. 2. Auflage. | M. 3.— |
| —„— Unwiederbringlich. Roman. 4. Auflage. | M. 3.— |
| Fulda, L., Lebensfragmente. Zwei Novellen. 2. Aufl. | M. 2.— |
| Gleichen-Rußwurm, A. Freiherr v., Vergeltung. Roman. | M. 3.50 |
| Grimm, Herman, Unüberwindliche Mächte. 2 Bde. 3. Auflage. | M. 8.— |
| Haushofer, Max, Planetenfeuer. Ein Zukunftsroman. | M. 3.50 |
| Heer, J. C., An heiligen Wassern. Roman. 12. Aufl. | M. 3.50 |
| —„— Der König der Bernina. Roman. 13. Aufl. | M. 3.50 |
| —„— Felix Notvest. Roman. 7. Auflage. | M. 3.50 |
| Heilborn, Ernst, Kleefeld. Roman. | M. 2.— |
| Heyse, Paul, Neue Novellen. 7. Auflage. | M. 3.50 |
| —„— Marthas Briefe an Maria. 2. Auflage. | M. 1.— |
| —„— Meraner Novellen. 10. Auflage. | M. 3.50 |
| —„— Novellen vom Gardasee. 3. Auflage. | M. 4.50 |
| Hillern, Wilhelmine v., 's Reis am Weg. 3. Aufl. | M. 1.50 |
| —„— Ein alter Streit. Roman. 3. Auflage. | M. 3.— |
| —„— Der Gewaltigste. Roman. 3. Auflage. | M. 3.50 |
| Höcker, Paul Oskar, Väterchen. Roman. | M. 3.— |
| Hopfen, H., Der letzte Hieb. Eine Studentengeschichte. 3. Auflage. | M. 2.50 |
| Junghans, Sophie, Schwertlilie. Roman. 2. Aufl. | M. 4.— |
| Kaiser, J., Wenn die Sonne untergeht. Novellen. 2. Auflage. | M. 2.50 |
| Kirchbach, Wolfgang, Miniaturen. Fünf Novellen. | M. 4.— |
| Langmann, Philipp, Verflogene Rufe. Novellen. | M. 2.50 |
| Lindau, Paul, Der Zug nach dem Westen. Roman. 9. Auflage. | M. 4.— |
| —„— Arme Mädchen. Roman. 8. Auflage. | M. 4.— |
| —„— Spitzen. Roman. 7. Auflage. | M. 4.— |
| Loti, Pierre, Japanische Herbsteindrücke. | M. 3.— |
| Mauthner, Fritz, Hypatia. Roman. 2. Auflage. | M. 3.50 |
| Meyer-Förster, Wilhelm, Eldena. Roman. 2. Aufl. | M. 3.— |

Geheftet

Muellenbach, E. (E. Lenbach), Abseits. Erzählungen. M. 3.—
—„— Vom heißen Stein. Roman. M. 3.—
—„— Aphrodite und andere Novellen. M. 3.—
Petri, Julius, Pater peccavi! Roman. M. 3.—
Prel, Karl du, Das Kreuz am Ferner. Roman. 2. Auflage. M. 5.—
Proelß, Johannes, Bilderstürmer! Roman. 2. Aufl. M. 4.—
Riehl, W. H., Aus der Ecke. Sieben Novellen. 4. Aufl. M. 4.—
—„— Neues Novellenbuch. 3. Auflage. (6. Abdruck.) M. 4.—
—„— Am Feierabend. Sechs neue Novellen. 4. Aufl. M. 4.—
—„— Kulturgeschichtliche Novellen. 5. Auflage. M. 4.—
Saitschick, Robert, Aus der Tiefe. Ein Lebensbuch. M. 2.—
Schunsui, Tamenaga, Treu bis in den Tod. Historischer Roman. M. 3.—
Seidel, Heinrich, Leberecht Hühnchen. Gesamtausgabe. M. 4.—
—„— Vorstadtgeschichten. Gesamtausgabe. Erste Reihe. M. 4.—
—„— „ „ Zweite Reihe. M. 4.—
—„— Heimatgeschichten. Gesamtausgabe. Erste Reihe. M. 4.—
—„— „ „ Zweite Reihe. M. 4.—
Stegemann, Hermann, Stille Wasser. Roman. M. 3.—
Stratz, Rudolph, Der weiße Tod. Roman. 7. Aufl. M. 3.—
—„— Buch der Liebe. Sechs Novellen. 2. Auflage. M. 2.50
—„— Der arme Konrad. Roman. 3. Auflage. M. 3.—
—„— Die letzte Wahl. Roman. 3. Auflage. M. 3.50
—„— Montblanc. Roman. 5. Auflage. M. 3.—
—„— Die ewige Burg. Roman. 4. Auflage. M. 3.—
—„— Die thörichte Jungfrau. Roman. 5. Auflage. M. 3.50
—„— Alt-Heidelberg, du Feine ... Roman. 5. Auflage. M. 3.50
Sudermann, Herm., Frau Sorge. Roman. 66. Aufl. M. 3.50
—„— Geschwister. Zwei Novellen. 24. Auflage. M. 3.50
—„— Der Katzensteg. Roman. 48. Auflage. M. 3.50
—„— Im Zwielicht. Zwanglose Geschichten. 27. Aufl. M. 2.—
—„— Iolanthes Hochzeit. Erzählung. 25. Auflage. M. 2.—
—„— Es war. Roman. 33. Auflage. M. 5.—
Telmann, Konrad, Trinacria. Sizilische Geschichten. M. 4.—
Voß, Richard, Römische Dorfgeschichten. 4. Aufl. M. 3.—

| | Geheftet |
|---|---|
| Wereschagin, W. W., Der Kriegskorrespondent. | M. 2.— |
| Widmann, J. V., Touristennovellen. | M. 4.— |
| Wilbrandt, Adolf, Fridolins heimliche Ehe. 3. Aufl. | M. 2.50 |
| —„— Meister Amor. Roman. 3. Auflage. | M. 3.50 |
| —„— Novellen aus der Heimat. 2. Auflage. | M. 3.50 |
| —„— Hermann Ifinger. Roman. 5. Auflage. | M. 4.— |
| —„— Der Dornenweg. Roman. 4. Auflage. | M. 3.50 |
| —„— Die Osterinsel. Roman. 4. Auflage. | M. 4.— |
| —„— Die Rothenburger. Roman. 6. Auflage. | M. 3.— |
| —„— Vater und Sohn und andere Geschichten. 2. Aufl. | M. 3.— |
| —„— Hildegard Mahlmann. Roman. 3. Auflage. | M. 3.50 |
| —„— Schleichendes Gift. Roman. 3. Auflage. | M. 3.— |
| —„— Die glückliche Frau. Roman. 4. Auflage. | M. 3.— |
| —„— Vater Robinson. Roman. 3. Auflage. | M. 3.— |
| —„— Der Sänger. Roman. 4. Auflage. | M. 4.— |
| —„— Erika. Das Kind. Erzählungen. 3. Auflage. | M. 3.50 |
| —„— Feuerblumen. Roman. 3. Auflage. | M. 3.— |
| —„— Franz. Roman. 3. Auflage. | M. 3.50 |
| —„— Das lebende Bild und andere Geschichten. 3. Aufl. | M. 3.— |
| —„— Ein Mecklenburger. Roman. 3. Auflage. | M. 3.— |
| —„— Villa Maria. Roman. 2. Auflage. | M. 3.— |
| Wildenbruch, E. v., Schwester-Seele. Roman. 12. Auflage. | M. 4.— |
| Worms, Karl, Du bist mein. Zeitroman. | M. 4.— |
| —„— Thoms friert. Roman. | M. 4.— |
| —„— Die Stillen im Lande. Drei Erzählungen. | M. 3.— |